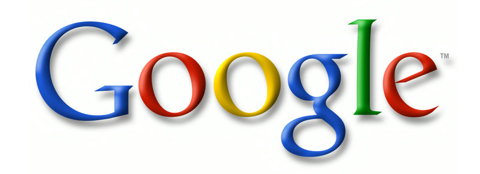


[illegible]

aus der

Deutschen Urzeit.



Von

Gotthold Klee.

Bilder

aus der

Älteren deutschen Geschichte

von

(Ludwig)
Gotthold Klee.

Erste Reihe:

Die Urzeit bis zum Beginn der Völkerwanderung.



Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1890.

Geschichtsbilder

aus der

Deutschen Urzeit

von

Gotthold Klee.



Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1890.

Bilder

aus der

Älteren deutschen Geschichte

von

Gotthold Klee.

Erste Reihe:

Die Urzeit bis zum Beginn der Völkerwanderung.



Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1890.

Geschichtsbilder

aus der

Deutschen Urzeit

von

Gotthold Klee.



Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1890.

Dem Herrn

Geh. Hofrat Dr. Friedrich Zarncke,

Professor der deutschen Sprache und Litteratur
an der Universität Leipzig,

aus herzlicher Verehrung und treuer Dankbarkeit

gewidmet.

Vorwort.

Die „Bilder aus der älteren deutschen Geschichte“, deren erste Reihe — die Urzeit bis zum Beginn der Völkerwanderung umfassend — hier erscheint, wollen keine „Deutsche Geschichte“ vorstellen. Eine solche zu geben ist nur der berechtigt, der etwas Neues, in allen Teilen wie im Ganzen völlig Eignes bieten kann. Und dieses Vermögens darf ich mich nicht rühmen. Mein Ziel war ein bescheideneres, wenngleich, hoffe ich, kein unwürdiges oder unnützes. In einer Reihe von Einzelbildern, denen es doch nicht an innerem Zusammenhang fehlt, wollte ich die anziehendsten Abschnitte unsrer ältern Geschichte vorführen, für jeden nicht gerade gelehrten Leser erfreulich und lehrreich zu lesen. Liebe und Verständnis für unsre Vorzeit möchte das anspruchslose Buch fördern helfen, indem es teils in der Schule Gehörtes auffrischt, teils Dinge erzählt, die der Unterricht nur kurz berühren kann und die doch genauer Kenntnis wert sind. Insbesondere rechne ich auf den Dank der reifern Jugend, die höhere Lehranstalten besucht und zwar deren mittlere und obere Klassen. Es kam mir deshalb darauf an, diejenigen Personen, Ereignisse und Zustände, die meinem Gefühle und meiner Erfahrung nach geeignet sind, menschliche und vaterländische Teilnahme zu erwecken, in einfacher, jedem verständlicher, aber doch ausführlicher und lebendiger Darstellung

vorzuführen. Das war aber nur möglich, wo ein einigermaßen genügender alter Bericht erhalten ist, nicht da, wo der Geschichtserzähler sich auf armselige, zerbröckelte Trümmer der Überlieferung angewiesen sieht. Daraus erklärt sich eine gewisse Ungleichmäßigkeit der Ausführung, die man einem systematischen Geschichtswerke schwerlich verzeihen würde. Wo es mir rätlich schien, habe ich gern die alten Historiker selbst reden lassen; aber im ersten Band war dies nur in beschränktem Maße möglich, eigentlich nur bei Plutarch, Cäsar, Tacitus und Ammian. Und auch diese sind selten ganz wörtlich angeführt, weil sie ja natürlich immer die Dinge von einem Standpunkte aus betrachten, der nicht der unsrige sein kann. Anders wird sich das in den folgenden Büchern gestalten, welche die Völkerwanderung, das Frankenreich und die Kaiserzeit bis zum Ende der Hohenstaufen behandeln sollen. Der Versuch, das ganze altgermanische Leben im ersten Buche bündig, aber doch einigermaßen anschaulich zu schildern — über seine Notwendigkeit siehe S. 15 f. — ist mir hoffentlich nicht gänzlich mißlungen und wird ungelehrten Lesern bessere Dienste leisten, als eine bloße Übersetzung der Germania des Tacitus zu thun im stande gewesen wäre. Doch fühle ich wohl, daß er, wie das ganze Werk, um Nachsicht bitten muß. Man wird an einen Mann, der nur seine Mußestunden zu wissenschaftlicher Arbeit verwenden kann, und dem keine große Bibliothek für bequeme Benutzung zur Hand ist, keinen unbilligen Maßstab anlegen und kleinere Mängel und Versehen nachsichtig entschuldigen. Für Belehrung über solche werde ich außerordentlich dankbar sein.

Wenn die Könige bau'n, haben die Kärrner zu thun. Es versteht sich von selbst, daß ich, als bescheidener Kärrner, die

Werke der Meister, die Darstellungen eines Jakob Grimm, Müllenhoff, Weinhold, Mommsen, Arnold, Freytag, Dahn u. a. nicht „unausgebeutet“ gelassen habe. Doch bin ich, wenn ich wörtlich entlehnte, stets bemüht gewesen, fremdes Eigentum als solches zu kennzeichnen. Von Übersetzungen der antiken Quellen sind besonders die ganz trefflichen von Horkel in den Geschichtschreibern der deutschen Vorzeit dankbar von mir benutzt worden. Auch Erlers „Deutscher Geschichte“ habe ich im einzelnen manches zu danken. Dem gleichnamigen Werke Kaemmels ist ein großer Teil des 7. Abschnittes im 2. Buche entnommen.

„Der geneigte Leser lebe wohl und gebrauche dieses Büchleins mit Nutzen,“ er rechne mir auch nicht allzu schwer den ärgerlichen Druckfehler auf Seite 23 an, durch den die Brukterer und Marsen in einer aller Wissenschaft Hohn sprechenden Weise dicht an den Rhein versetzt werden, während sie doch nicht (so soll es heißen!) an diesen Strom grenzten.

Bautzen, im Oktober 1889.

Dr. Klee,
Oberlehrer am Gymnasium.



Bilder

aus der

Älteren deutschen Geschichte

von

(Ludwig)

Gotthold Klee.

Erste Reihe:

Die Urzeit bis zum Beginn der Völkerwanderung.



Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1890.

Geschichtsbilder

aus der

Deutschen Urzeit

von

Gottfried Klee.



Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1890.

Dem Herrn

Geh. Hofrat Dr. Friedrich Zarncke,

Professor der deutschen Sprache und Litteratur
an der Universität Leipzig,

aus herzlicher Verehrung und treuer Dankbarkeit

gewidmet.

Vorwort.

Die „Bilder aus der älteren deutschen Geschichte", deren erste Reihe — die Urzeit bis zum Beginn der Völkerwanderung umfassend — hier erscheint, wollen keine „Deutsche Geschichte" vorstellen. Eine solche zu geben ist nur der berechtigt, der etwas Neues, in allen Teilen wie im Ganzen völlig Eignes bieten kann. Und dieses Vermögens darf ich mich nicht rühmen. Mein Ziel war ein bescheideneres, wenngleich, hoffe ich, kein unwürdiges oder unnützes. In einer Reihe von Einzelbildern, denen es doch nicht an innerem Zusammenhang fehlt, wollte ich die anziehendsten Abschnitte unsrer ältern Geschichte vorführen, für jeden nicht gerade gelehrten Leser erfreulich und lehrreich zu lesen. Liebe und Verständnis für unsre Vorzeit möchte das anspruchslose Buch fördern helfen, indem es teils in der Schule Gehörtes auffrischt, teils Dinge erzählt, die der Unterricht nur kurz berühren kann und die doch genauer Kenntnis wert sind. Insbesondere rechne ich auf den Dank der reifern Jugend, die höhere Lehranstalten besucht und zwar deren mittlere und obere Klassen. Es kam mir deshalb darauf an, diejenigen Personen, Ereignisse und Zustände, die meinem Gefühle und meiner Erfahrung nach geeignet sind, menschliche und vaterländische Teilnahme zu erwecken, in einfacher, jedem verständlicher, aber doch ausführlicher und lebendiger Darstellung

vorzuführen. Das war aber nur möglich, wo ein einigermaßen genügender alter Bericht erhalten ist, nicht da, wo der Geschichtserzähler sich auf armselige, zerbröckelte Trümmer der Überlieferung angewiesen sieht. Daraus erklärt sich eine gewisse Ungleichmäßigkeit der Ausführung, die man einem systematischen Geschichtswerke schwerlich verzeihen würde. Wo es mir rätlich schien, habe ich gern die alten Historiker selbst reden lassen; aber im ersten Band war dies nur in beschränktem Maße möglich, eigentlich nur bei Plutarch, Cäsar, Tacitus und Ammian. Und auch diese sind selten ganz wörtlich angeführt, weil sie ja natürlich immer die Dinge von einem Standpunkte aus betrachten, der nicht der unsrige sein kann. Anders wird sich das in den folgenden Büchern gestalten, welche die Völkerwanderung, das Frankenreich und die Kaiserzeit bis zum Ende der Hohenstaufen behandeln sollen. Der Versuch, das ganze altgermanische Leben im ersten Buche bündig, aber doch einigermaßen anschaulich zu schildern — über seine Notwendigkeit siehe S. 15 f. — ist mir hoffentlich nicht gänzlich mißlungen und wird ungelehrten Lesern bessere Dienste leisten, als eine bloße Übersetzung der Germania des Tacitus zu thun im stande gewesen wäre. Doch fühle ich wohl, daß er, wie das ganze Werk, um Nachsicht bitten muß. Man wird an einen Mann, der nur seine Mußestunden zu wissenschaftlicher Arbeit verwenden kann, und dem keine große Bibliothek für bequeme Benutzung zur Hand ist, keinen unbilligen Maßstab anlegen und kleinere Mängel und Versehen nachsichtig entschuldigen. Für Belehrung über solche werde ich außerordentlich dankbar sein.

Wenn die Könige bau'n, haben die Kärrner zu thun. Es versteht sich von selbst, daß ich, als bescheidener Kärrner, die

Werke der Meister, die Darstellungen eines Jakob Grimm, Müllenhoff, Weinhold, Mommsen, Arnold, Freytag, Dahn u. a. nicht „unausgebeutet" gelassen habe. Doch bin ich, wenn ich wörtlich entlehnte, stets bemüht gewesen, fremdes Eigentum als solches zu kennzeichnen. Von Übersetzungen der antiken Quellen sind besonders die ganz trefflichen von Horkel in den Geschichtschreibern der deutschen Vorzeit dankbar von mir benutzt worden. Auch Erlers „Deutscher Geschichte" habe ich im einzelnen manches zu danken. Dem gleichnamigen Werke Kaemmels ist ein großer Teil des 7. Abschnittes im 2. Buche entnommen.

„Der geneigte Leser lebe wohl und gebrauche dieses Büchleins mit Nutzen," er rechne mir auch nicht allzu schwer den ärgerlichen Druckfehler auf Seite 23 an, durch den die Brukterer und Marsen in einer aller Wissenschaft Hohn sprechenden Weise dicht an den Rhein versetzt werden, während sie doch nicht (so soll es heißen!) an diesen Strom grenzten.

Bautzen, im Oktober 1889.

Dr. Klee,
Oberlehrer am Gymnasium.

Inhalt.

Erstes Buch: Die Germanen der Urzeit.

Seite

1. Einleitende Bemerkungen 3
2. Germanisch und Indogermanisch 5
3. Die Arier in Asien 6
4. Einwanderung der Germanen in Europa 10
5. Die Kelten 12
6. Das Land der alten Germanen 15
7. Namen und Stämme der Germanen 19
8. Allgemeine Leibes- und Geistesbeschaffenheit der Germanen 25
9. Haustiere, Speise und Trank 31
10. Kleidung, Schmuck, Waffen und Geräte 37
11. Gewerbe, Handel und Schiffahrt 42
12. Dorf, Haus und Hof 47
13. Altdeutsche Feldwirtschaft 55
14. Sippe, Gau, Staat und Volksversammlung 61
15. Die Stände des Volkes und die Könige 64
16. Die Fürsten 69
17. Strafrecht, Fehde, Gerichtsverfahren 71
18. Das Gefolge 78
19. Das Heerwesen 85
20. Kindheit und Jugendalter 90
21. Ehe und Stellung der Frauen 95
22. Alter, Tod und Bestattung 103
23. Tageslauf und geselliges Leben 109
24. Götterglaube und Götterdienst 116

Seite

Zweites Buch: Die Germanen im Kampfe mit den Römern vor der Völkerwanderung.

1. Die Kimbern und Teutonen 145
2. Ariovist; Cäsar und die Germanen 166
3. Die Feldzüge des Drusus und Tiberius in Deutschland 187
4. Die Schlacht im Teutoburger Walde 201
5. Armin und Germanicus 210
6. Marbods und Armins Ausgang 234
7. Innere Unruhen in Deutschland; Aufstand der Bataver; Fortschritte der Römerherrschaft im Frieden 241
8. Neue Völkerstämme; Kämpfe an Donau und Rhein 253
9. Die Schlacht bei Straßburg; Julians Germanenkriege 259
10. Valentinian und die Alamannen. Schluß 278

Erstes Buch.

Die Germanen der Urzeit.



1. Einleitende Bemerkungen.

Als um das Jahr 340 vor Christus der gelehrte griechische Kaufmann Pytheas aus Massilia, dem heutigen Marseille, von Wissensdrang kaum weniger als von Aussicht auf Gewinn getrieben, eine kühne Seefahrt um die Pyrenäenhalbinsel herum, längs der Küste von Frankreich bis über England und die Shetlandinseln unternahm, gelangte er, von den Schrecknissen des beginnenden Eismeeres zur Umkehr genötigt, in die Nordsee an die Westküste des heutigen Schleswig-Holstein. Hier fand er ein deutsches Volk, das sich die Teutonen nannte und von den Bewohnern der vorliegenden (jetzt zum Teil von der See verschlungenen) kleinen Inseln den Bernstein, den kostbaren Auswurf des Meeres, erhandelte. Pytheas verfaßte nach seiner Heimkehr einen ausführlichen Bericht über seine merkwürdigen Erlebnisse und Entdeckungen im geheimnisvollen Norden, fand aber wenig Glauben bei seinen Zeitgenossen; ja der wackere Mann ward sogar von manchen als ein Windmacher und Aufschneider verspottet. So achtete auch niemand jener Teutonen, von denen der Entdecker erzählte. Die antike Welt ahnte nicht, daß ihr durch Pytheas die allererste Kunde zukam von einem Volke, vor dem sie nach Verlauf von zwei Jahrhunderten erzittern und von dessen Stammgenossen sie den Todesstoß empfangen sollte. Erst im Jahre 113 vor Christus schlug den Römern jener fast verschollene Völkername schreckhaft ans Ohr. Denn einer drohenden Gewitterwolke gleich kamen die Teutonen, mit ihren nördlichen Nachbarn, den Kimbern, gegen die Nordmark Italiens gezogen. Fünf römische Heere erlagen in vier Schlachten dem germanischen Kampfesmut. Und es bedurfte der ganzen Kunst und Klugheit eines der ausgezeichnetsten römischen Feldherrn, des Gajus Marius, um den gewaltigen Doppelsturm in zwei blutigen Völkerschlachten abzuwehren und jene beiden Stämme zu vernichten. Rom atmete auf von dem „kimbrischen Schrecken", es war gerettet, und mit Recht pries das Volk den Sieger als dritten Gründer der Stadt.

Aber der Zug der Kimbern und Teutonen war nur der erste Vorstoß einer sich immer wieder erneuenden Bewegung, die erste Woge einer gewaltig brandenden Flut gewesen, die von Norden her die Grenzen des römischen Reiches erschütterte und von da an ein Gegenstand berechtigten

Bangens für die antike Welt blieb. Waren doch jene Völkerschwärme nur kleine Bruchteile einer großen, mit unheimlicher Schnelligkeit anwachsenden Nation gewesen, der es in ihrem Gebiet zu enge ward, die wie ein junger Riese unwillig die gefesselten Glieder reckte. Ein Glück war es noch für Rom, daß diese Germanen sich ihrer Stammeseinheit nicht klar bewußt waren, daß kein großer Staatsverband ihre zersplitterten Kräfte zusammen hielt, daß sie sich oft untereinander grimmig befehdeten. Ein Glück auch, daß der größte Feldherr des Altertums, Julius Cäsar, im Jahre 58 v. Chr. dem zweiten Andringen der Germanen unter dem kühnen Heerkönig Ariovist mit seinem Schwerte Halt gebot und den Rheinstrom auf ein halbes Jahrtausend zur Grenze zwischen Römern und Germanen machte. Und demselben Manne verdankte sein Volk, und verdanken wir, die erste, einigermaßen zusammenhängende Kunde über Land und Lebensweise der bisher mehr gefürchteten als gekannten Feinde. Erst kurze Zeit vor ihm, etwa ums Jahr 80 v. Chr., hatte man begonnen, zwischen Kelten und Germanen zu unterscheiden.

Von Mainz bis zu den Mündungen des Rheines lagen von nun an beständig acht römische Legionen, das sind, die Hülfstruppen eingerechnet, ungefähr 80000 Mann, auf der Grenzwacht gegen die Germanen. Über den Strom hinüber setzte der bedächtige Staatsmann seinen Fuß nur, um die Feinde zu schrecken, nicht um erobernd weiter vorzudringen. Und alle späteren Versuche des Kaisers Augustus und seiner trefflichen Feldherrn Drusus und Tiberius, auch das rechtsrheinische Land, „Großgermanien" unter das römische Joch zu zwingen, scheiterten. Die weltgeschichtliche That des Cheruskerfürsten Armin, die Teutoburger Schlacht (9 n. Chr.), zwang die „Herren der Welt" sich mit der Rheingrenze genügen zu lassen. Nur in einem verhältnismäßig schmalen Gebietswinkel zwischen dem Rhein und der oberen Donau — dem sogenannten Zehntland — faßten sie festen Fuß. Die Feldzüge des Germanicus, die einzigen, die nach jenem Entscheidungskampfe noch auf deutschem Boden geführt wurden, waren glänzende Heldenfahrten ohne allen bleibenden Erfolg.

Wirklich hielten die Deutschen noch jahrhundertelang Ruhe, so daß eine Art friedlichen Verkehrs zwischen ihnen und den Römern entstand und letztere das gefürchtete Volk nun sozusagen in Muße, wenn auch nicht ohne geheimes Grauen, betrachten konnten. Der tiefsinnigste römische Geschichtschreiber, Tacitus, faßte in eine unsterbliche Schrift alles zusammen, was seiner Zeit über germanisches Land und Volk bekannt war. Seine mit strengem Wahrheitssinn, wenn auch nicht ohne strafende Seitenblicke auf seine verderbten Landsleute, verfaßte „Germania", am Ende des ersten Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung niedergeschrieben und zum Glück erhalten, bildet in der That die Grundlage auch für unsre Kenntnis des

alten Deutschlands. Aber wir sind dennoch nicht mehr ausschließlich auf die ganz unschätzbaren, dabei aber immerhin vielfach dunklen und lückenhaften Nachrichten des Tacitus und einiger andrer griechischer und lateinischer Schriftsteller angewiesen. Die junge Wissenschaft der vergleichenden Sprachforschung hat im Verein mit verschiedenen Hülfswissenschaften — namentlich der vergleichenden Mythologie und Rechtsgeschichte — ungeahnte Ausblicke auf Herkunft und älteste Vorzeit unsrer Ahnen eröffnet; ihr verdanken wir es in erster Reihe, daß es eine deutsche Altertumskunde giebt, als deren Schöpfer wir geradezu einen der größten Sprachgelehrten, unsern herrlichen Meister, Jakob Grimm, zu verehren haben.

Auf welchem Wege aber und mit welchen Mitteln es der Sprachforschung gelungen ist, Licht und Zusammenhang an die Stelle des Dunkels und der Lückenhaftigkeit zu bringen, das wird sich aus der nachfolgenden Darstellung wenigstens ahnen lassen.

2. Germanisch und Indogermanisch.

Unter der deutschen Sprache versteht man gewöhnlich die, welche wir Deutsche sprechen, in der Luther, Lessing, Goethe, Schiller geschrieben haben. Ihr Gebiet deckt sich im wesentlichen mit dem des deutschen Reiches, umfaßt jedoch auch den größten Teil der Schweiz, Deutsch-Österreich, eine große Strecke der russischen Ostseeprovinzen und, in etwas loserer Zugehörigkeit, die Niederlande. Zu den Bewohnern der bezeichneten Länder kommen noch Millionen deutscher Ansiedler in Ost und West. Diese deutschredenden Stämme — sie mögen 65 Millionen zählen — sind aber nur ein Zweig des großen germanischen Völkerbaumes, zu dem außer den Deutschen unter den heutigen Völkern noch die Engländer und die Skandinavier (in Dänemark, Schweden-Norwegen und Island) gehören, und die heutzutage so verschieden klingenden Sprachen dieser Völker — der Deutschen nebst den Niederländern, der Engländer und der Skandinavier — sind alle aus einer gemeinsamen germanischen Grundsprache hervorgewachsen, die sich durch wissenschaftliche Vergleichung aller germanischen Einzelsprachen — vorzüglich der längst ausgestorbenen gotischen und der früheren Epochen angehörenden Gestalt der oben genannten — in ihren wesentlichen Grundzügen wieder herstellen läßt. Aus der Verwandtschaft der Sprache aber folgt von selbst Verwandtschaft der sie redenden Völker. Allein hierbei steht die Sprachwissenschaft nicht still. Sie weist auch unwiderleglich nach, daß, wie Engländer und Skandinavier Geschwisterkinder der Deutschen sind, so auch die Germanen zusammen sich wieder einer ausgebreiteten Vetterschaft erfreuen, wenn schon der Verwandtschaftsgrad dieser Vettern mit den Germanen und untereinander ein viel entfernterer ist. Im Osten gehören zu

dieser großen Völkersippe, die man die **indogermanische** nennt, die Inder und Perser, in Europa außer den Germanen auch die Kelten, die Griechen und Italiker (mit ihren Nachkommen, den Romanen, d. h. Italienern, Franzosen, Portugiesen, Spaniern, Rumänen und Rätoromanen) und die Slaven und Littauer. Alle diese Völker haben demnach in grauer Vorzeit einmal **ein** Volk gebildet, **eine** Sprache geredet, und durch bedächtige Vergleichung sämtlicher indogermanischer Einzelsprachen läßt sich nun auch von jener Ursprache, der indogermanischen, ein ziemlich klares Bild gewinnen.

Doch nicht nur dies, die vergleichende Sprachenkunde vermag auch — mit Unterstützung namentlich der Mythologie und Rechtswissenschaft — mit Wahrscheinlichkeit anzugeben, wo und wie lange jenes Urvolk zusammen wohnte, wie es lebte und webte, was es glaubte, welche Stufe der Bildung und Gesittung es ungefähr erreicht hatte, ehe es sich trennte. Denn was alle indogermanischen Sprachen mit grundverwandten Wörtern benennen oder benannten, das muß dem indogermanischen Urvolke schon bekannt gewesen sein; was alle für Sitte und Recht halten oder hielten, das muß bereits in der gemeinsam verlebten Urzeit als Recht und Sitte gegolten haben; was alle glauben oder glaubten, das muß schon Bestandteil des Glaubens der noch ungeschiedenen Völker gewesen sein. Wir können also durch Zusammenstellung alles Gemeinsamen oder Verwandten aus Sprache, Glauben, Sitte und Recht ein Bild von einem Volke und einer Zeit gestalten, in die keine geschichtliche Urkunde zurückreicht.

3. Die Arier in Asien.

Das Urvolk der Indogermanen nannte sich selbst die **Arier**, d. h. Herren oder Edlen, in stolzem Selbstgefühl gegenüber den andersredenden, minder begabten und roheren Nachbarn turanischen und semitischen Stammes. Die **Heimat** des Ariervolkes lag in Asien zwischen dem Kaspi- und Aralsee und dem Hindukusch, etwa vom 43. bis zum 36. Breitegrad reichend, und führte später den Namen Baktrien. Es war das Gebiet eines mächtigen Stromes, des Amu (im Altertum Oxus genannt), welcher damals noch in den Kaspisee mündete. Nach Osten und Süden hin bildeten hohe Gebirgsketten die Grenze, nördlich lagen die turanischen Steppen, im Westen stand der ebene Weg bis zum kaspischen Meere offen, der die westlichen Stämme nach Europa hinwies.

Dieses Land war von der Gottheit reich gesegnet: es hatte gemäßigtes Klima, bot den mannigfachsten Wechsel von Gebirgen und Ebenen und war mit den wertvollsten Erzeugnissen der Natur, die für die Anfänge einer Kultur unerläßlich sind, ausgestattet. Man fand hier Salz und

mancherlei Erze, große Wälder und nutzbare Pflanzen; der üppige Boden brachte die meisten Getreidearten wild hervor; unsre wichtigsten Haustiere, vor allem das Rind, hatten hier ihre Heimat.

Wahrscheinlich waren die Arier schon in diesen ihren ältesten Sitzen in mehrere Stämme gespalten, die sich in Sitte, Lebensanschauung und Mundart durch mancherlei Eigenheiten von einander unterschieden und vermutlich in folgender Weise über das Land verteilt waren. Am weitesten nach Westen hin hausten die Vorfahren der Kelten, im Südwesten wohnten die späteren Griechen und Italiker, im Nordwesten die Urväter der Germanen; den Norden hatten die slavischen, den Nordosten die iranischen (oder persischen), den Südosten die altindischen Stämme inne. Diese Gruppierung entspricht am genauesten der näheren Verwandtschaft der ehemals benachbarten Sprachen unter einander und den Richtungen, welche die genannten Stämme bei ihrer späteren Auswanderung einschlugen.

Auf welcher Kulturstufe die Arier vor der Zeit ihrer ersten Trennung — d. h. etwa bis 3000 v. Chr. — standen, ergiebt sich, wie oben bemerkt wurde, aus dem gemeinsamen Sprachschatz der indogermanischen Völker. Aus der folgenden Schilderung, die auf der Darstellung eines besonnenen und gründlichen Forschers beruht, ersieht man, daß jene mit Rücksicht auf die frühe Zeit eine sehr hohe genannt werden muß.

Wenn auch ein eigentlicher Ackerbau der Urzeit noch fremd war, so waren doch unsre Haustiere mit wenigen Ausnahmen schon alle als solche bekannt und gebraucht, namentlich der Hund, das Rind, das Pferd, das Schaf, die Ziege und das Schwein. Ebenso war der Begriff der Herde schon vorhanden. Das wichtigste Tier im Leben der alten Arier war die Kuh. Für das wirtschaftliche Leben versteht sich das von selbst; denn kein anderes Tier giebt so leicht und bequem Nahrung wie sie. Nach ihrem Besitz bestimmte sich der Reichtum, sie war die Hauptbeute im Krieg, nach den zu ihrem Unterhalt nötigen Weiden wurden die Gebiete der Stämme selbst abgeteilt. Aber auch die geistigen und religiösen Vorstellungen der alten Arier wurden vielfach von der Kuh beherrscht. Das beweist ihre Verehrung bei den Indern, denen sie als ein heiliges Tier gilt. Nach dem indischen Mythus ist die Erde eine Nahrung spendende Kuh; Kühe sind die Flüsse, die Wolken, ja die Sterne am Himmel, die von der Sonne geweidet werden und ihren Weg durch die verlorene Milch bezeichnen, wie uns der Name Milchstraße noch jetzt verrät. Und in der altnordisch-germanischen Schöpfungssage spielt eine Kuh eine seltsam bedeutungsvolle Rolle.

Aber auch einzelne Namen niederer Tiere kehren in allen arischen Sprachen wieder. Der Name der Maus fehlt nur im Littauischen und Keltischen. Gewisse Insekten — Wurm, Floh und Mücke — zeigen durch

ihre übereinstimmenden Benennungen, daß sie den Ariern bekannt waren. Natürlich war das Ungeziefer von den Haustieren unzertrennlich, und ebenso müssen unsre Vorfahren, so lange sie in sumpfigen und wasserreichen Gegenden wohnten, viel mehr als wir von Stechmücken geplagt worden sein.

Auf die Anfänge des Ackerbaus deuten mit Bestimmtheit nur wenige Ausdrücke. Der wichtigste ist vielleicht das Wort Joch (altindisch yuga, griechisch dsügos, lat. jugum), weil daraus geschlossen werden kann, daß die Rinder in der Urzeit auch zum Ziehen — freilich wohl nur des Wagens — gebraucht wurden. Ein eigentlicher Pflug war der Urzeit noch unbekannt. Grundlage des wirtschaftlichen Lebens war nicht der Ackerbau, sondern Viehzucht und Jagd.

Nahrung, Kleidung und Wohnung zeigten große Einfachheit. Doch fehlt das Fleisch nicht; man hatte ein gebrautes, wenigstens gegorenes, Getränk, den aus Honig bereiteten Met, man wußte Kleider zu weben und eine einfache Holzhütte zu bauen. Selbst einzelne Teile der Wohnung werden unterschieden, wie andrerseits Ausdrücke vorkommen, die auf dichteres Zusammenleben und die Anlage von Befestigungen deuten. Ebenso finden sich Anfänge von Schmuck, wie es der bei den arischen Stämmen entwickelte Schönheitssinn nicht anders erwarten läßt.

Auch die ersten Anfänge des Handwerks fehlten nicht. Es gab Gefäße von Holz, Thon, Stein und Erz, Waffen und Werkzeuge, insbesondere Bogen und Pfeile, Axte, Hämmer, Nägel, Bohrer und Sägen, und vor allem Wagen und Schiffe, wie die Übereinstimmung der Wörter für Wagen, Rad, Achse, Ruder und Schiff in allen oder fast allen arischen Sprachen*) zeigt. In frühester Zeit muß man die Kunst Metalle zu schmelzen erlernt haben. Der Gebrauch des Feuers, welcher den Menschen so wesentlich vom Tiere scheidet — denn das Tier flieht das Feuer, während der Mensch es sich dienstbar macht, — war demnach schon sehr entwickelt. Die Begriffe Familie (Sippe, altindisch sabhâ) und Eigentum waren vorhanden, Bezeichnungen für den ersten und zweiten Grad der Verwandtschaft und der Verschwägerung,**) sowie für eine Anzahl von

*) Wagen, indogermanisch wegh, vgl. griech. ochos, lat. vehiculum. Achse, indogerm. aksâ, vgl. altind. ákša, griech. akson, lat. axis, littauisch aszis. Nabe, indogerm. nobhâ, vgl. altind. nabhi, lat. umbo (aus nobo), althochd. naba. Naue (mundartlich s. v. a. Nachen, Fährschiff) indog. nâu, vgl. altind. naus, griech. naus, lat. navis, keltisch noe, altnord. nôr. Ruder, vgl. altind. aritras, griech. eretmos, lat. remus, angelsächs. rôther. — Axt, indogerm. agesi, vgl. griech. aksine, lat. ascia, gotisch aqizi, althochd. acchus. Nagel, indogerm. noghlo, altind. nakha, griech. onüx, got. nagls. — Feuer, indog. pû, griech. pür, umbrisch pir, althochd. fûir.

**) Vater (der Hüter, Schützer), indog. patêr, altind. pitr, griech. patēr, lat. pater, got. fadar. Mutter (die Zumesserin, Zuteilerin), indog. mâtêr, altind.

Vergehen und Verbrechen. Damit waren zugleich die Anfänge des sittlichen und rechtlichen Lebens gegeben. Natürlich fehlten Strafen nicht; als Beweismittel, um die Schuld oder Unschuld des Angeklagten zu erkennen, scheinen schon in der Urzeit Gottesurteile im Gebrauch gewesen zu sein, wie die große Übereinstimmung indischer und germanischer Gebräuche vermuten läßt. Das staatliche Leben war rein patriarchalisch, d. h. die Familie oder Sippe stand unter der väterlichen Gewalt ihres natürlichen Hauptes, Rechtsschutz und Rechtsfriede erstreckte sich nur auf Sippegenossen. Allmählich erst und nur vereinzelt mag eine Verbindung mehrerer Familien zu einem Stamm unter einem gemeinsamen Oberhaupt entstanden sein.

Allgemein geltende Maßbegriffe waren vorhanden, die Grundzahlen waren gefunden, das Jahr wurde nach Monden eingeteilt, wogegen die Jahreszeiten, wie es scheint, noch nicht mit besondern Namen unterschieden wurden.

Für die hohe geistige Begabung sprechen zahlreiche Ausdrücke für Thätigkeiten des Geistes und Bewegungen des Seelenlebens, eine Menge geistiger Begriffe, die übereinstimmend in den arischen Sprachen vorkommen, wie: meinen, denken, erkennen, wissen, wollen, lieben, thun, sein. Der Mensch selbst ist von seiner Eigenschaft als denkendes Wesen benannt. Manu, der Denker, heißt bei den Indern der Stammvater des Menschengeschlechts, wie den Germanen, nach Tacitus, Mannus als Stammvater galt, unser deutsches „Mann“, wovon Mensch (manisc, mennisc) nur eine adjektivische Ableitung ist.

Was den religiösen Glauben anlangt, so haben mindestens die westarischen Völker einem ausgebildeten Naturdienste und der Vielgötterei schon vor ihrer Einwanderung nach Europa gehuldigt. Die Götterdreiheit: Wotan, Donar, Ziu bei den Deutschen; Zeus, Hephästos, Ares bei den Griechen; Jupiter, Vulkanus, Mars bei den Römern, war auch den Kelten und Slaven gemein. Ob ursprünglich ein Glaube an e i n e n Gott in den Ariern lebte, scheint zweifelhaft; jedenfalls besaßen sie ein Wort, um den Gottesbegriff allgemein auszudrücken: dem altindischen dêva entspricht das griechische theos, lat. deus, keltisch dia, littauisch dewas genau; nur im

---

mâtr, griech. mētēr, lat. mater, altsächsisch môdar, althochd. muotar. Sohn (der Geborne), altind. sûnu, altbulgarisch synu, got. sunus. Tochter (vielleicht ‚die Melkerin‘), indog. dhuktêr, altind. duhitar, griech. thügatēr, littauisch duktē, got. daúhtar. Vetter (eigentlich ‚Vatersbruder‘), indog. patrwyo, altind. pitrwya, griech. patrōs, lat. patruus, althochd. fetiro. Neffe (‚Schwestersohn‘ aber auch ‚Enkel‘), altind. napât, lat. nepōs, altgerm. nefôd. Bruder, indog. bhrâtor, altind. bhrâtar, griech. phrater, lat. frater, got. brôthar. Schwester, indog. swesr, altind. svasr, (Nomin. svasâ), lat. soror (aus swesor), got. swistar, altbulgar. sestra. Schwäher, Schwieger, Schwager indog. swekros, altind. tschwatschuras, griech. hekyros, lat. socer, got. swaíhra.

Deutschen ist dafür das noch unerklärte „Gott“ eingetreten (got. guth, althochd. got, altsächs. god, altnord. gudh); aber auch tīvi „Gottheit“ ist im Altnordischen bezeugt, das sich mit dem indischen, griechischen, keltischen, littauischen Gottesnamen deckt.

Also schon eine viel höhere Bildung war den Ariern eigen, als wir sie heutzutage bei Indianern, Negern oder Malayen finden. Gleichwohl waren es nur Anfänge der Kultur. Ein einfaches Hirtenvolk tritt uns entgegen, dessen äußere Thätigkeit durch die Worte melken, mahlen, bauen, weben, spinnen, nähen und einige andre beinahe erschöpft scheint. Jahrhundertelang mag es seine Herden geweidet haben, gewiß nicht in ununterbrochenem Stillleben, aber doch ohne weitreichende Erschütterungen, ehe die Stunde der Trennung kam, ein Stamm nach dem andern sich absonderte und seine eignen Bahnen einschlug. Mit den Wanderungen aber begann der Kampf ums Dasein und der Eintritt in die Geschichte, d. h. die Entwicklung. Seitdem erkannten sich die Stämme nicht mehr als Brüder, und wo sie sich begegnen, treffen sie als Feinde aufeinander. Die ursprüngliche Stammverwandtschaft geriet in Vergessenheit und konnte erst nach Jahrtausenden durch die Wissenschaft wieder entdeckt werden.*)

4. Einwanderung der Germanen in Europa.

Die Gründe, weshalb die arischen Stämme nicht ewig in ihrem schönen Heimatlande blieben, sind leicht zu erraten. Die Volkszahl mehrte sich mächtig; Feld und Wald vermochten nicht mehr in alter Fülle den Nahrungsbedarf von Mensch und Vieh zu decken. Dazu drängten von den Steppen des Nordens wie von den armen Gebirgsländern im Osten immer begehrlicher fremde barbarische Horden; die arischen Stämme beengten einander selbst, wenn sie jenem Drucke nachgaben. Endlich ist zu erwägen, daß die Arier noch keineswegs seßhafte Bauern geworden waren. Die heimatliche, nur ganz oberflächlich bestellte Flur zu verlassen, bereitete ihnen kein Herzweh; das leichte Holzhaus oder Zelt konnte schnell abgebrochen und bequem auf den Wagen gepackt werden; das Umherziehen von einer Trift zur andern, das Wechseln zwischen ausgebeutetem und noch jungfräulichem Boden war ihnen uralte Gewöhnung. Es gehörte also weder ein besonderer Entschluß noch eine Änderung der Lebensweise dazu, wenn ein Stamm nach dem andern ganz allmählich und langsam, fast ohne es selbst zu merken, dem Stammlande immer ferner rückte. Nur war das Wandern eben kein hin und her, kein Herumziehen mehr, bei dem man vielleicht schließlich wieder einmal auf den alten Fleck zurück kam, sondern man hielt

*) Dieser Abschnitt zum großen Teil wörtlich nach W. Arnolds Urzeit.



— vor den Nachdrängenden weichend — im großen und ganzen die einmal eingeschlagene Richtung notgedrungen ein, wobei selbstverständlich oft schwere Kämpfe mit den älteren Bewohnern der vorliegenden Länder bestanden werden mußten.

So kam es, daß die indischen Arier etwa zwischen 2500 und 2000 vor Chr. bereits über die iranischen Gebirge nach Südosten hinüber gestiegen waren, während die Perser, die mit ihnen ausgezogen waren, in Iran blieben, daß wir die Griechen schon um das Jahr 2000 in ihren heutigen Wohnsitzen antreffen, ja daß die Kelten wenige Jahrhunderte später bereits den Westrand Europas erreicht zu haben scheinen.

Am längsten blieben in den alten asiatischen Sitzen die Voreltern der Germanen und ihre östlichen Nachbarn, die Slaven. Denn die nähere sprachliche Verwandtschaft dieser beiden Stämme beweist, daß sie noch eine geraume Zeit zusammen lebten, als die andern Arier sich schon völlig von der Urgemeinschaft gelöst hatten. Freilich war diese Zeit keine glückliche, sondern, wie es scheint, angefüllt mit harten Prüfungen. Waren ja doch die Slaven den Angriffen der von Nordosten einbrechenden wilden Barbaren zu allernächst ausgesetzt, und sie mußten wiederum ihre germanischen Nachbarn bedrängen. Es war offenbar ein kriegerisches Zeitalter. Man darf dies daraus folgern, daß der beträchtliche Teil des deutschen Sprachschatzes, welchen die Germanen nur mit den Slaven, nicht mit den andern Ariern gemeinsam besitzen, besonders reich an Begriffen ist wie Not, Angst, Mühe, Sorge, Harm, Leid, Schande, List, Hohn, Lüge, Haß und Streit. Nur darf man nicht weiter schließen, jene Begriffe hätten den Ariern vorher ganz gefehlt, und ebenso wenig, die friedliche Entwicklung der Völker hätte in dieser Zeit keine Fortschritte gemacht. Tauchen doch jetzt zuerst gemeinsame Bezeichnungen für Saat, Weizen, Roggen und Bier auf, und zu den Angriffswaffen gesellten sich als Schutzwehr Panzer und Helm.

So schoben sich Germanen und Slaven eine Zeit lang ganz unmerklich von Osten nach Westen weiter, wobei letztere jenen immer im Rücken blieben. Aber endlich trat eine völlige Trennung der beiden Völker ein. Es mag um das Jahr 1000 gewesen sein, als die Slaven — etwa zwischen dem Kaukasus und der unteren Wolga — von einem nachdrängenden, übermächtigen Volke einen solchen Angriff erfuhren, daß sie nicht mehr durch Preisgeben ihres Gebietes ausweichen konnten, sondern sich unterwerfen und im Lande bleiben mußten, während die Germanen durch raschen Aufbruch gen Westen einem gleichen Schicksal sich entzogen.

Sie gelangten in die Gegend der Donaumündungen. Hier aber stießen sie wahrscheinlich auf so dichte und kriegerische Bevölkerung, daß sie sich bewogen sahen, die bisher eingehaltene Richtung nach Westen aufzugeben und sich mehr nördlich zu wenden. So erreichten sie denn in langsamer,

oft unterbrochener Weiterwanderung endlich — vielleicht im siebenten oder sechsten Jahrh. v. Chr. — die Ostsee und füllten nun, indem sie die dort hausenden finnischen Völker ohne große Mühe verjagten, vernichteten oder unterwarfen, allmählich die Ostseeküstenländer westlich bis zur Elbe, welche nachweislich zu Pytheas' Zeit, also im vierten Jahrhundert, noch die Grenze zwischen Germanen und Kelten bildete. Dann drangen sie nördlich bis zur Spitze des heutigen Jütland vor, besetzten nach und nach die dänischen Inseln und fuhren erst wieder eine geraume Zeit später, etwa im Zeitalter der Geburt Christi, wie es scheint von Finnland aus über die Alandsinseln, nach Schweden und Norwegen hinüber. Nach Osten hin dehnten sie sich auch nach dieser Zeit noch ein gutes Stück über die Weichsel aus; südlich werden die Sudeten und Nordkarpathen als Grenze des Germanenlandes angesehen werden dürfen.

Die ganze Strecke von der Elbe bis zum Rhein und südlich bis zur Donau, die später recht eigentlich den Kern Deutschlands bildet, war demnach noch nicht germanisiert, sondern gehörte zu dem weit ausgedehnten Gebiete der Kelten, auf die wir jetzt einen flüchtigen Blick werfen müssen, umsomehr, als sie es sind, mit denen fast ein halbes Jahrtausend hindurch, bis in die Mitte des ersten Jahrh. v. Chr., die Germanen ein schweres, aber siegreiches, wohl selten ganz unterbrochenes Ringen zu bestehen hatten.

5. Die Kelten.

Auch die Kelten, welche damals den Westen und einen großen Teil der Mitte unsers Erdteils bewohnten, hatten, nicht ganz ohne Widerstand zu finden, von diesen ausgedehnten Ländereien Besitz ergriffen. Als sie, wie wir gesehen haben, viel früher als die Germanen, nach Mitteleuropa kamen, fanden sie es keineswegs unbewohnt, herrenlos und völlig öde. Den weitesten Raum bedeckten freilich Urwälder und Sümpfe, aber hie und da stieß man auf seltsame Menschenwohnungen, in denen kleine verkümmerte Wesen hausten. Sie, die sogenannten Pfahlbauern, bildeten die älteste Bevölkerung Europas in der geschichtlichen Zeit; denn die Höhlenbewohner, welche mit dem Mammut um ihr Dasein kämpften, gehören der vorgeschichtlichen, sogenannten jüngeren Eiszeit an. Jene waren, wie es scheint, den Finnen verwandt und standen auf einer weit tieferen Bildungsstufe als die eindringenden arischen Kelten. Bearbeitung der Metalle war ihnen unbekannt, sie hatten nur hölzerne und steinerne Geräte und Waffen und nährten sich nur von Fischfang, Jagd und Viehzucht. In eigentümlicher Weise suchten sie Schutz vor Tieren und Menschen, indem sie in Seen und Flüssen senkrechte Pfähle einschlugen und über ihnen ihre armseligen

Hütten zimmerten, daher man sie eben Pfahlbauer nennt. Aus den Griffen der Waffen und Geräte, die in dem Schutt solcher Pfahlbauten gefunden werden und die sich für unsere Hände als viel zu klein erweisen, kann man einen sichern Schluß auf die kleine Körpergestalt jener Menschen ziehen.

Kein Wunder, daß sie den größeren, stärkeren, höhergebildeten und mit Metallschwertern bewaffneten Kelten fast ohne Kampf den Platz räumten. Sie verbrannten ihre Wohnungen und zogen sich teils nach Norden, teils nach Westen in das Dickicht der Urwälder zurück, wohin zu folgen die Kelten keinen Grund hatten. Im heutigen Finnland und in den baskischen Thälern der Pyrenäen glaubt man die Nachkommen jener Flüchtlinge wiederzufinden. Daß die Germanen letztere auch aus ihren Sitzen im heutigen Nordost-Deutschland vertrieben, ist oben bemerkt worden. So schwanden sie bald aus dem Gesichtskreis der weltgeschichtlichen Völker. Aber noch heute klingt in keltischen wie in deutschen Sagen eine Erinnerung an die scheuen kleinen Wasserbewohner nach: sie sind im Volksglauben zu furchtsamen „Zwergen“ geworden, die einst in Seen, Höhlen oder Bergen wohnten, vor dem Herannahen der mächtigen „Menschen“ aber sich flüchteten und seitdem nur noch selten ans Tageslicht kommen.

Die Kelten benutzten, wo es ihnen zweckmäßig schien, die verlassenen Pfahlburgen als Zufluchts- und Verteidigungsstätten, was späterhin auch Germanen und Römer thaten, und deshalb findet man in den obersten Schichten des Pfahlbauschuttes auch keltische, germanische und römische Geräte. Über die Alpen nach Süden vorzudringen mochte den Kelten damals noch zu schwierig scheinen, zumal dort bereits andre tapfre und nicht unkultivierte Völker wohnten. Sie breiteten sich also weiter nach Westen aus, bis ihre Wohnsitze von Ungarn und Böhmen bis in die letzten Winkel von Spanien, Britannien und Irland reichten. Das Hauptland ihrer Macht aber wurde Gallien, das heutige Frankreich, von wo aus sie später sogar die Alpen überschritten, in Oberitalien sich festsetzten und den jungen römischen Staat mit dem Untergang bedrohten. Wer erinnert sich nicht aus der römischen Geschichte des gallischen Schreckens, der Schlacht an der Allia, des Brandes von Rom (390 v. Chr.), der Rettung des Staates durch Camillus?

Auch damals, wie später bei den Kämpfen mit den Germanen, war es für die Römer ein Glück, daß ihre Feinde noch keine staatliche Einigung errungen hatten, sondern in zahlreiche kleinere Völkerschaften gegliedert waren. Allerdings erreichten einzelne dieser Völker eine keineswegs verächtliche Macht und Ausdehnung; so in Gallien die Äduer, Arverner, Sequaner u. a., weiter östlich, von den Schweizeralpen bis zum Main die Helvetier, östlich von ihnen die Vindeliker, noch weiter, im heutigen Böhmen, die Bojer, von denen ihre damalige Heimat noch heute den Namen (Bojohemum, Bojerheim, Böhmen) führt. In den Ostalpen saßen die Taurisker, deren

Kern die Noriker bildeten; nur die Mittelalpen gehörten einem nicht keltischen Volke, den etruskischen Rätern.

Aber der Blüte der keltischen Macht war keine lange Dauer beschieden. Etwa seit dem dritten Jahrhundert v. Chr. wichen sie von der Elbe nach Westen und Süden vor den Germanen allmählich bis über den Rhein und den Main zurück, und von Süden her sahen sie sich gleichzeitig durch die immer mächtiger sich ausbreitenden Römer bedrängt, vor deren überlegener Kriegskunst das Hauptland der Kelten, Gallien selbst, schon um die Mitte des ersten Jahrhunderts v. Chr. erlag. Damals brach derselbe Mann, der die Germanen über den Rhein zurückscheuchte, Julius Cäsar, die schon überreife Blüte der keltischen Macht; Gallien wurde eine römische Provinz, nachdem in dem Aufstande des Helden Vercingetorix im Jahre 51 v. Chr. der Verzweiflungsmut der Bewohner zum letzten Male zu heller Flamme rühmlich emporgelodert war. In Spanien, wo die Kelten sich mit den eingebornen Iberern verschmolzen und viel von ihrer Eigenart verloren hatten, wurden die Römer schon im Jahre 133 v. Chr. der letzten „keltiberischen" Festung, der Stadt Numantia, Herr, deren Todeskampf mit dem unvergänglichen Ruhmesschein der höchsten Tapferkeit umstrahlt ist. Das dritte Hauptgebiet der Kelten dagegen, die große Insel Britannien, wurde erst im Jahre 85 nach Christus bis zum Forth- und Clydemeerbusen von Agricola, dem Schwiegervater des großen Historikers Tacitus, dauernd der römischen Herrschaft unterworfen. Die dortigen Keltenvölker haben übrigens nie eine nur annähernd gleiche Bedeutung errungen wie die gallischen, da sie von Natur wilder und roher geartet, sich einer höhern Kultur stets abgeneigt zeigten. Als später, zu Anfang des fünften Jahrhunderts, das römische Joch von ihnen genommen wurde, gerieten sie sehr bald (seit 449) unter die Herrschaft der unter Hengist und Horsa nach Britannien einfallenden Sachsen. Nur die Stämme in den Gebirgen von Wales und im nördlichen Schottland behaupteten in heldenmütigen Kämpfen noch lange ihre Selbständigkeit. In Irland blieben die Kelten bis ins 10. Jahrhundert fast unbehelligt einer friedlichen Entwickelung teilhaft; die Insel hat manchen wackern Mann als Glaubensboten im Dienst des Christentums ausgesandt.

Man darf nicht denken, daß die Kelten von ihren Überwindern ausgerottet oder vertrieben worden seien; sie hörten nur auf freie Völker zu sein, mußten sich dem römischen Joche beugen und von den Siegern Sitte, Sprache und Gesetze annehmen, wobei ihre Nationalität allmählich in der römischen aufging, ohne daß sich doch gewisse Charakterzüge, von denen schon Cäsar berichtet, je ganz verloren hätten. Erkennen wir doch unschwer in den heutigen Franzosen, trotz reichlicher Beimischung römischer und germanischer Elemente, noch immer die Nachkommen jener Gallier, von deren

hohlem Wesen, äußerlicher Frömmelei, hitziger Tapferkeit, leicht erregbarer Leidenschaft, kindischer Leichtgläubigkeit, prahlerischer Selbstüberhebung und unzuverlässiger Gemütsart bereits der große Römer zu erzählen weiß.

Den Germanen mußten die Kelten schon im Laufe des dritten und zweiten Jahrhunderts die Länder zwischen Elbe, Rhein und Donau, mit Ausnahme des Bojerlandes Böhmen, nach und nach abtreten. Aber mancher Stamm mag sich unterworfen haben und in seiner Heimat geblieben sein; mancherlei aus Sitte und Sprache mögen die Sieger von den an Kultur über ihnen stehenden Besiegten angenommen haben. Daher sind z. B. sehr viele Namen von Flüssen, Bächen, Gebirgen und Wäldern in Deutschland keltischen Ursprungs; so der Name der Alpen und der schwäbischen Alb, das Wort, welches „Höhe" bedeutet und als „herkynischer Wald" (Hercynia silva) von den Römern und Griechen für alle Teile der deutschen Mittelgebirge, zumal aber für die Böhmen umgürtenden Bergzüge verwendet wird; ferner der Name der Sudeten (ursprünglich das Erzgebirge bezeichnend), des Jura, der Abnoba d. h. des Schwarzwaldes, des Melibokus (womit der Brocken gemeint scheint) und selbstverständlich der linksrheinischen Vogesen (Vosegus, germanisiert Wasgau) und Argonnen; von Flüssen führen unter anderen keltische Namen Donau, Inn, Isar, Lech, Rhein, Maas, Mosel und Main, vielleicht auch die Elbe. Die Germanen hörten solche Namen von ihren keltischen Sklaven oder Unterworfenen so lange und so häufig, daß sie sich endlich selbst ihrer bedienten.

6. Das Land der alten Germanen.

Wenn wir in diesen und den folgenden Abschnitten versuchen, das Land unserer Ahnen und diese selbst etwas genauer kennen zu lernen, so soll im voraus bemerkt werden, daß die Darstellung meist die Dinge beschreibt, wie solche erst etwa hundert Jahre nach Beginn der christlichen Zeitrechnung nachweislich bestanden; die Hauptquelle der Schilderung ist und bleibt Tacitus. Ja, oft wo gleichzeitige Überlieferung schweigt, müssen Rückschlüsse von jüngeren Verhältnissen auf ältere diesem Mangel abhelfen. Dennoch stellen wir unsere Betrachtung mit gutem Fug dem Bericht selbst von Ereignissen, die zwei Jahrhunderte vor des Tacitus Zeit liegen, voraus, nicht nur, weil es unratsam scheint, den Fluß der Erzählung gar zu bald wieder zu unterbrechen, sondern hauptsächlich deshalb, weil die germanischen Zustände, wie sie Tacitus uns überliefert, nicht erst zu seiner Zeit ihre eigentümliche Gestalt angenommen haben, vielmehr seit zwei Jahrhunderten im großen und ganzen unzweifelhaft dieselben gewesen sind. Wo wirklich eine Änderung stattgefunden hat, z. B. in Bezug auf das allmähliche Fortschreiten vom herumschweifenden zum seßhaften Leben, wird dies

hervorgehoben werden. Indem wir aber gleich jetzt ein Bild von Land und Leuten zu gewinnen suchen, werden auf die einfachste Weise alle falschen Vorstellungen, wie solche noch immer hie und da im Schwange sind, von vornherein beseitigt. Denn was frommte wohl eine noch so ausführliche Erzählung von Thaten und Schicksalen der Kimbern und Teutonen, des Ariovist, des Armin und seiner Cherusker, wenn man sich diese Völker und Helden als ungefähre Ebenbilder der amerikanischen Rothäute oder aber der zierlichen Ritter aus der Zeit des Minnesanges vorstellte?

Das Land der Germanen ward nördlich von der Ostsee (mare Suebicum) und der Nordsee (mare Germanicum) bespült. Die kimbrische, jetzt jütische Halbinsel und die dem Festlande nahe liegenden Inseln in beiden Meeren gehörten dazu, und rechnen wir die Sitze der Nordgermanen mit ein, auch die übrigen Inseln und der südliche Teil von Schweden und Norwegen. Die Westgrenze Germaniens bildete im allgemeinen der Rhein, im Süden schließt die Donau ungefähr seit dem Beginn unserer Zeitrechnung auf lange das deutsche Gebiet vom römischen ab. Doch drangen einerseits Germanen im ersten Jahrhundert v. Chr. in Gallien ein, andrerseits griffen die Römer später ein gutes Stück auf das rechte Rheinufer und über die obere Donau hinüber, etwa von Koblenz bis zur Mündung der Altmühl. Die Ostgrenze gegen die inzwischen nachgerückten Slaven (deutsch Weneder, Wenden d. h. Weidende) läßt sich nicht so bestimmt angeben; jedenfalls reichte sie im Norden weit über die untere Weichsel hinaus, wo am Ostseestrande der zu den Germanen gehörige zahlreiche Gotenstamm wohnte.

Von der Beschaffenheit des deutschen Landes entwerfen römische Berichterstatter ein nicht eben erfreuliches Bild. Dem Südländer freilich galten nur üppig fruchtbare, reiche, wohlangebaute Landschaften für schön; für das, was wir jetzt eine romantische Gegend nennen, für die Reize unsers wunderherrlichen deutschen Waldes hatte er keinen Sinn. Wenn daher Tacitus Germanien ein ungestaltes Land nennt und von dem rauhen Klima spricht, so müssen wir uns hüten, voreilige Schlüsse daraus zu ziehen. Und sodann ist stets zu berücksichtigen, welchem Teil des Landes eine Schilderung gilt. Die norddeutsche Tiefebene zwischen Ems und Niederelbe war damals gewiß eine noch viel reizlosere Gegend als heute, wo menschlicher Fleiß die Wüste wenigstens zum Teil in freundlichere Gefilde verwandelt hat, und nicht zu verwundern ist es, wenn von dem dort an der flachen Nordseeküste gelegenen Gebiet der Chauken der römische Schriftsteller Plinius der Ältere in seiner „Naturgeschichte" folgende traurige Schilderung giebt:

Dort überflutet der Ocean in gewaltigem Wogenschwall zweimal innerhalb eines Tages und einer Nacht einen unermeßlichen Landstrich und

bedeckt einen streitigen Raum, von dem es zweifelhaft erscheint, ob man ihn für einen Teil des Landes oder des Meeres erklären soll. Dort wohnt dieses bedauernswerte Volk auf Anhöhen oder künstlichen Hügeln, die es mit eigener Hand aufgeworfen und nach dem höchsten Stand der Flut bemessen hat. Darauf stehen ihre Hütten, und so gleichen sie Seefahrern, wenn das Meer die Umgebung überflutet, Schiffbrüchigen, wenn es wieder zurückgetreten ist. Rings um ihre Hütten machen sie Jagd auf die Fische, die mit dem Wasser entfliehen. Sich Vieh zu halten und von Milch zu leben, wie ihre Nachbarn thun, ist ihnen nicht möglich. Ja nicht einmal mit wilden Tieren können sie kämpfen; denn weit und breit giebt es keinen Strauch. Aus Schilf und Wasserbinsen flechten sie Stricke, um davon Netze für den Fischfang zu verfertigen, und indem sie den mit den Händen gesammelten Schlamm mehr an der Luft als an der Sonne trocknen, kochen sie mit dieser Erde (Plinius meint den Torf) ihre Speisen und wärmen daran ihre vom Nordwind erstarrten Glieder. Ihr einziges Getränk ist das Regenwasser, das sie in Gruben vor ihren Häusern sammeln. Und dennoch würden diese Leute über Knechtschaft klagen, wenn sie heute vom römischen Volke unterworfen würden. Ja, es ist so: vielen erhält das Geschick ihr Leben, nur, um sie zu strafen.

Nach diesem Ausrufe geht Plinius zu folgender Schilderung des deutschen Urwaldes über, deren erste Hälfte aber ausdrücklich nur die dem Chaukenland benachbarten Teile Norddeutschlands ins Auge faßt und nur auf diese paßt: Eine andere wunderbare Erscheinung bieten die Urwälder, welche ganz Germanien bedecken und bei der ohnehin herrschenden Kälte auch noch Schatten werfen. Gar nicht weit oberhalb der eben erwähnten Chauken giebt es schon die höchste Waldung, besonders in der Nähe zweier Seen (womit nur sumpf- oder seeartig erweiterte Flußstellen gemeint sein können). An den Ufern wachsen riesige Eichen. Wenn diese nun vom Wasser unterwühlt oder durch Stürme losgerissen werden, führen ihre weitverzweigten Wurzeln große Stücke des Bodens mit sich fort. Und so treiben sie aufrechtstehend auf dem Meere dahin und setzen mit ihrem ungeheuren Geäst, welches sich wie Masten und Takelwerk ausnimmt, oft unsere Flotten in Schrecken. Denn bisweilen werden sie bei Nacht, scheinbar absichtlich, von den Wellen gegen unsere Schiffe getrieben, welche dann in Ermangelung anderer Hilfsmittel den Bäumen eine Art Seegefecht liefern müssen.

In demselben nördlichen Teile Germaniens beginnt auch der weite herkynische Eichenwald. So alt wie die Welt, von keiner Menschenhand berührt, ist er durch seine schier ewige Dauer eines der größten Wunder. Um Unverbürgtes zu übergehen, ausgemacht ist es, daß die Wurzeln, wo sie auf einander treffen, förmliche Hügel auftreiben oder, wo der Boden

dem Drucke nicht nachgiebt, sich bogenförmig zu hohen Thoren wölben, die bis zu den wirr durcheinander geschlungenen Ästen hinaufreichen und oft so weit sind, daß ein Reiter darunter wegreiten kann.

So weit Plinius. Seine Schilderung sowohl der flachen Nordseegegend als des angrenzenden Urwaldes ist ohne Zweifel getreu und vielleicht nur etwas übertrieben. Aber so schaurig und wild sah es doch nicht überall aus. Der Rhein, die Donau, der Main, die Weser, die Elbe und all die andern schönen Flüsse unsers Vaterlands wälzten reichlicher und klarer als heute ihre grünlichen Wogen dem Meere zu; all die zahllosen Bäche und Quellen plätscherten wie heutzutage, nur ungetrübt und ungehindert, durch Wald und Weiden. Der liebliche, maßvolle Wechsel zwischen Thal und Hügel, zwischen Bergland und Ebenen, der den mitteldeutschen Landschaften so hohen Reiz verleiht, bestand damals wie jetzt. Die weitausgedehnten Wälder vermehrten zwar die Menge der Niederschläge: Schnee, Regen und Nebel, erhöhten aber keineswegs die Kälte, sondern gewährten im Sommer wohlthätigen Schatten und hemmten im Winter die Wut der Stürme. Der Nordwesten war freilich reich an häßlichen Sümpfen, die auch in andern Gegenden nicht gefehlt haben werden; indes außer dem feuchten, finstern Urwald und garstigem Sumpfland gab es auch trockene Wälder von Nadelholz, herrlich duftend, mit schlank aufstrebenden Bäumen und weichem Moosgrund, auch schöne Wiesen mit ihrem prächtigen Grün, und wenn gleich Städte fehlten und nirgends stattliche Bauwerke emporragten, auch keine wohlgeebnete Straßen bequemes Reisen gestatteten, so stieß doch der auf gewundenem Waldpfad dahinschreitende Wanderer nicht selten auf Menschenwohnungen. Diese lagen entweder einzeln in der Einsamkeit oder in ganz regellos angelegten, nur zuweilen durch die Richtung eines Thales oder eines Gewässers bestimmten, weitläufigen Dörfern, niedrige Holzhäuser mit hohen Strohdächern, von eingehegtem Hofraum umgeben, durch Baum- und Rasenplätze von einander getrennt. Die Wege waren freilich selten genug und sicher oft von zweifelhafter Güte. Und in dem Dickicht des Urwaldes hausten allerlei dem Wanderer unheimliche Gäste: der furchtbare Ur und das Wisent, die stärkste, bösartigste Büffelart; grimmige Bären und Eber und gefräßige Wölfe; ferner, wenn auch gerade nicht gefürchtet, der gewaltige Schelch oder Riesenhirsch, der häßliche Elch oder das Elen und das wilde Pferd. Aber noch weit häufiger zeigten sich doch die freundlichen Gestalten des Edelwildes und des Rehes. In der Luft kreisten Adler, Geier, Habichte und Falken; im Sumpfrohr lebten Schwärme von wilden Gänsen und Enten; in den feuchten Thalgründen stolzierten Kranich und Storch. Waldtauben, Drosseln und unzählige kleinere Singvögel ließen neben dem krächzenden Raben ihre Stimme erschallen. Und wenn der Wind durch die hohen Wipfel der vielhundertjährigen Eichen,

Buchen, Tannen und Fichten strich, wenn die tausend und abertausend Stimmen des deutschen Waldes flüsterten, summten, schwirrten und rauschten, dann vernahm der Wanderer mit heiligem Schauer das Raunen und Weben der heimischen Götter.

Gefährlich konnten ihm allerdings Habgier und Rauflust ruchloser Menschen werden. Aber die Furcht vor feindseligem, lauernden Gesindel war wohl im allgemeinen nicht gar mächtig; denn im ganzen Lande, überall wo Germanen lebten, hielt man das Gastrecht heilig, und der Fremde, der Gast, war ein Gegenstand frommer Scheu. Er stand ja unmittelbar unter dem Schutze der Gottheit, und diese zu erzürnen trug selbst der rohe Gesell Bedenken.

7. Namen und Stämme der Germanen.

Mit welchem gemeinsamen Namen die zahlreichen Stämme des germanischen Volkes sich nannten, ist unbekannt, und ob sie überhaupt einen solchen besaßen, sehr zweifelhaft. Das Wort „Germane“, das wir nach dem Vorgange der römischen Geschichtschreiber gebrauchen und das uns unentbehrlich geworden ist, war nicht einheimischen, sondern keltischen Ursprungs. Pytheas kannte es noch nicht; denn wo er die Germanen von den Kelten unterscheiden wollte, nannte er jene mit der Bezeichnung, welche die Griechen allen unbekannten, nördlich wohnenden Völkern beilegten: Skythen. Nicht vor dem Ende des zweiten Jahrhunderts v. Chr. ist der undeutsche Germanenname nachweislich, und er galt zuerst nicht einmal für das ganze Volk, sondern nur für einen einzelnen Stamm. Der Name — er soll „Nachbarn“ bedeuten — wurde den ersten Deutschen, die den Rhein überschritten und Gallier verdrängten, den Eburonen (wie sie bei Cäsar heißen, später Tungern genannt, in der Gegend von Tongern, dem alten Aduatuka, nördlich von Lüttich) von den Besiegten beigelegt und nach und nach auch auf die den Eburonen stammverwandten Völker jenseits des Rheins ausgedehnt. Von den Galliern haben dann die Römer diese Bezeichnung für unsere Vorfahren angenommen.

Anders steht es mit dem Worte „Deutsch“. Es gehört allerdings unsrer Sprache ureigentümlich an und ist ein vom Substantivum diot „Volk“ abgeleitetes Adjektiv, das früher diutisc, diutsch lautete und die Bedeutung „volkstümlich, heimisch“ hatte. Aber es ist verhältnismäßig späten Ursprungs und wurde zuerst nur von der Volkssprache — im Gegensatz zur Gelehrtensprache, dem Latein — gebraucht. Der Ausdruck „deutsche Sprache“, theodisca lingua, läßt sich vor dem Jahre 788 nicht nachweisen, wo er in den Jahrbüchern des Klosters Lorsch vorkommt; von

der Sprache auf die Nation aber wurde er erst im neunten Jahrhundert übertragen, und erst seit dem elften ist er allgemein gebräuchlich.

Es ist unzweifelhaft, daß die Germanen der alten Zeit kein volles Gefühl ihrer Zusammengehörigkeit, kein Nationalbewußtsein besaßen. Nur ganz besonders freie und weitblickende Geister wie der große Armin, waren zu einer solchen Hoheit der Anschauung durchgedrungen, für die sie zu ihrem Schmerz und zum Unglück für Deutschland bei der großen Menge kein Verständnis fanden. Zwar fehlte es nicht an Gemeinsamem: Sprache, Sitte und Religion war im großen und ganzen — von landschaftlichen Eigenheiten abgesehen — bei allen Stämmen dieselbe. Man glaubte auch an einen gemeinsamen Ursprung, oder anders ausgedrückt, es gab eine allgemeine Stammsage von einem Gotte Tuisto, d. i. der Zwiefache, der dem deutschen Boden entsprang und — zugleich Mann und Weib — aus sich selbst einen Sohn Mannus d. i. Mann, den ersten Menschen oder Germanen zeugte. Man sang in uralten Liedern von dessen drei Söhnen Ingo, Isto und Irmin (oder Hermin), und von diesen leiteten die drei großen Völkergruppen der Ingävonen, Istävonen und Herminonen ihre Namen ab. Doch selbst diese drei Völkergruppen, die noch lange nicht alle Germanen umfaßten, hatten gar keine politische Bedeutung. Das Band, das jede von ihnen zusammenhielt, war nur ein religiöses, insofern die zu einer solchen Gruppe gehörigen Völkerschaften sich alljährlich bei gemeinsamen religiösen Feierlichkeiten versammelten, bei denen einer bestimmten Stammes- oder Bundesgottheit geopfert wurde. So verehrten die Ingävonen, zu denen die Nordseevölker von Holstein bis zum Rheindelta gehörten, die Erdgöttin Nerthus, die Herminonen, die sich ungefähr vom Rhein bis Mainz nach Nordosten bis zur Elbe beim jetzigen Magdeburg erstreckten, den Kriegsgott unter dem Namen Irmin, die Istävonen, deren Stämme sich vom Unterrhein bis nach Koblenz aufwärts, östlich bis zur Ems ausdehnten, den höchsten Gott Wotan.

Diese drei Völkergruppen hatten also ein gewisses Bewußtsein engern Zusammenhanges innerhalb der vielnamigen Menge der deutschen Stämme. Sie bildeten mit den sogenannten Sueben zusammen die Westgermanen im Gegensatz zu den Nord- und Ostgermanen. Aber dieser Zusammenhang kam außer jenen Opfergemeinschaften wenig oder gar nicht zur Geltung.

Noch loser scheint das Band gewesen zu sein, das die Sueben zusammenhielt, ein Name, der keineswegs ein zu einem Staate geeinigtes Volk bezeichnet und dessen Umfang schon den Römern unklar war. Es scheint, als ob eine Anzahl germanischer Stämme, die sich allmählich vom „suebischen Meer“ (der Ostsee) nach Mittel- und Süstwestdeutschland zog, sich infolge übereinstimmender Lebensweise als zusammengehörig gefühlt hätte, als ob die „Schweifenden“ (das bedeutet der Name) sich als un-

stete Nomaden von den schon mehr Ansässigen hätten unterscheiden wollen. Dialektisch in einem gewissen Gegensatz zu den Westgermanen standen die Ostgermanen von der Elbe bis über die Weichsel, deren westlichster Stamm, die Langobarden, sogar die Elbe überschritten hatten, und zu denen außer diesen besonders die Burgunder und die Goten gehörten. Noch weniger waren sich die Nordgermanen oder Skandinavier ihrer Stammverwandtschaft mit den übrigen Deutschen bewußt.

Über die Stärke der Bevölkerung wissen wir nichts Zuverlässiges. Einzelne Angaben römischer und griechischer Geschichtschreiber scheinen übertrieben und helfen wenig. Daß aber die Volkszahl sich außerordentlich vermehrte, ist bei einem kraftvollen, unverdorbenen Naturvolk selbstverständlich und wird ausdrücklich und mehrfach bestätigt, und daß Germaniens Völker zusammen eine ganz gewaltige Menschenmasse bildeten, beweisen die acht römischen Legionen am Rhein und die starken Heere, welche die Römer gegen die Germanen führten und führen mußten. Rückten doch selbst zu einfachen Streifzügen oft 60000 bis 80000 Mann aus.

Die Wohnsitze der einzelnen Völkerschaften sind nicht immer mit Sicherheit zu begrenzen. Auf dem rechten Rheinufer wohnten schon zur Zeit, als Cäsar nach Gallien kam, mehrere deutsche Stämme. Abgesehen von den schon erwähnten, durch Cäsar vernichteten Eburonen oder Tungern und ihren westlichen Nachbarn, den Aduatukern, die gleichfalls von Cäsar ausgerottet wurden, hausten im unteren Elsaß und auf dem Vosegus (Wasgau) die Triboker, in deren Gau Argentoratum (später Strataburg, Straßburg) lag. Weiter stromabwärts folgten die Németer mit dem Hauptort Noviómagus, der nachmals Spira (Speier) heißt. Nördlich von ihnen saßen die Wangionen in der nördlichen Pfalz, um den Donnersberg; ihr Hauptort — ebenso wie die vorgenannten eine keltische Gründung — war Borbetómagus (Worms). Noch heute führt der ‚Wonnegau‘ seinen Namen von dem ihrigen, der auf das altdeutsche Wort wank, wang d. i. Feld (verwandt mit ‚Wange‘) zurückgeht. Hatten diese drei Völkerschaften zu Cäsars Zeit ihre germanische Eigenart ziemlich treu bewahrt, wenn sie sich auch der keltischen Kultur nicht gänzlich verschlossen, so zeigten sich die Ubier, welche erst unter Augustus den Unterrhein überschritten und sich etwa zwischen Bonn und Köln ansiedelten, der römischen Sitte sehr zugänglich und waren eben deshalb den übrigen Deutschen verhaßt. Sie trieben seßhaften Ackerbau — wie schon ihr Name (vom althochdeutschen uobo „der Feldbauer“) zeigt — und neigten sich dem städtischen Leben zu, vor dem der echte Germane eine unüberwindliche Scheu hatte. Als ihr Hauptort ist „die Stadt (oder der Altar) der Ubier“, das spätere Köln (Colonia Agrippinensis), zu erwähnen, ferner Bonna (Bonn), Rigómagus (Remagen), Tolbiacum (Zülpich) im

Süden; Noväsium (Neuß) und Geldüba (Dorf Gellep bei Kaiserswerth) im Norden.

Alle diese Stämme, die den Rhein überschritten hatten,*) verloren bald ihre germanische Sprache und Sitte, sie vermischten sich mit keltischen und römischen Elementen. Noch früher geschah dies mit den tapfern Bätavern, einem ausgewanderten Gau der Chatten, welche die sogenannte Insel der Bataver bewohnten d. h. das durch die Arme des Rheindeltas vom umgebenden Festland geschiedene Gebiet der heutigen Provinz Südholland, wo die uralte Stadt Leyden (Lugdunum Batavorum) liegt, und mit den Kanninefaten, die nördlich davon auf dem schmalen Landstrich zwischen dem Ocean und dem Flevosee, dem heutigen Zuydersee, saßen.

Um so reiner bewahrten die Friesen, die ihre alten Sitze an der Nordsee zwischen dem östlichen Rheinarm und der Emsmündung noch heute inne haben, die heimische Art. Friesen waren es, die zuerst den Römern ein schönes Wort von der deutschen Treue sagten. Es war im Jahre 58 n. Chr., als Gesandte der Friesen wegen einer Grenzstreitigkeit nach Rom kamen. Hier führte man sie, da der Kaiser Nero gerade in andern Geschäften befangen war, in das Theater, um ihnen einen Begriff von der Größe des Volkes in Rom zu geben. Das Schauspiel konnte sie nicht ergötzen, da sie es nicht verstanden. Darum sahen sie sich zum Zeitvertreib im Zuschauerraum um und erkundigten sich nach dem Unterschied der Plätze, nach den Rittern und dem Senate. Da bemerkten sie unter den Senatoren einige Männer in ausländischer Tracht. Neugierig fragten sie, wer die wären, und erfuhren, das seien Gesandte von Stämmen, die sich durch Tapferkeit und Treue — nämlich gegen Rom — auszeichneten; darum genössen sie solche Ehre. Da riefen die Friesen: „Kein Sterblicher steht den Germanen voran, wo es Waffentüchtigkeit oder Treue gilt.“ Sprachen's, stiegen hinunter und setzten sich mitten unter die Senatoren. Die Römer aber freute solches Gebaren als ein Beweis rauher Biederkeit und edlen Stolzes. — Die östlichen Nachbarn der Friesen waren die Chauken, von deren Lebensweise Plinius die oben mitgeteilte Schilderung entworfen hat. Sie erstreckten sich von der Ems bis zur Elbmündung. Jenseits der letzteren, im heutigen Holstein und Südschleswig saßen in der ältesten Zeit die Teutonen, später die Sachsen und Angeln, in Nordschleswig und Jütland die Kimbern. Südlich von den Chauken folgten landeinwärts die Angrivarier (Angermänner), deren Name sich an der alten Stätte in der Form „Engern“ erhalten hat. Der Kern

*) Auch die Treverer (um Trier) und die Nervier (westlich von den Ardennen) machten, wie Tacitus bemerkt, „mit ehrgeizigem Nachdruck auf germanische Abkunft Ansprüche, als ob so ruhmvolles Blut sie vor der Gleichstellung mit den thatenlosen Galliern sicherte.“



ihres Landes lag und liegt um die Mündung der Aller in die Weser. Das Gebiet der mittleren Ems und der Hase hatten die Amsivarier (Emsmänner) inne. Die bisher genannten Völkerschaften sind die Hauptstämme der Ingävonen. Später treten sie, mit Ausnahme der Friesen, unter dem Gesamtnamen der Sachsen auf, in denen indes auch noch einige andre, südlicher wohnende Stämme, namentlich die Cherusker, aufgingen.

Von den zahlreichen Völkerschaften, welche am rechten Rheinufer aufwärts hausten, sind die wichtigeren die Usipeter oder Usipier an der unteren Lippe, die Sugambern zwischen Ruhr und Sieg, die Tenkterer von der Sieg bis zur Lahn und die Chatten (Katten), die Vorfahren der Hessen, deren Land bis über die Fulda zur unteren Werra reichte. Mit Stolz nannten sie sich „Helden" (das bedeutet ihr Name), und nach der Schilderung, die Tacitus von ihnen giebt, mochten sie zu solchem Selbstgefühl wohl berechtigt sein; er rühmt ihre besonders große Abhärtung, ihren gewaltigen Gliederbau, drohenden Blick und kühnen Mut, aber auch ihre für germanische Verhältnisse bedeutende Kriegszucht und Verschlagenheit. „Sobald sie herangewachsen sind," erzählt er weiter, „lassen sie Haar und Bart wachsen und entledigen sich dieser Tracht, an die sie ein Gelübde fesselt, nicht eher, als bis sie einen Feind getötet haben. Dann erst halten sie sich für würdig des Vaterlandes und der Ahnen. Viele legen auch einen eisernen Ring an, gleichsam als eine Fessel und ein Zeichen der Schande, von dem sie sich nur durch Tötung eines Feindes lösen können. Solche stehen in hoher Achtung bei Freund und Feind und altern in Ehren; sie genießen die Auszeichnung, die Schlacht beginnen zu dürfen, und darum stehen sie stets in der vordersten Kampfreihe." Der südlichste Gau der Chatten waren die Mattiaken zwischen Taunus und Rhein; sie mögen, obwohl sie später der römischen Herrschaft unterworfen wurden und überhaupt niemals eine größere Bedeutung erreichten, doch erwähnt werden, weil in ihrem Lande die „mattiakischen Quellen" d. h. die heißen Bäder von Wiesbaden lagen, die schon den alten Römern bekannt waren.

Dicht an den Rhein grenzten die Brukterer und Marsen, die ostwärts hinter den Usipetern bis zum Lippischen oder Teutoburger Walde wohnten, erstere nördlich, letztere südlich der Lippe. Diese beiden Stämme bilden mit den vorher genannten Usipetern, Sugambern und Tenkterern die bedeutendsten Glieder des Ingävonenbundes und erscheinen später, nebst dem größten Teil der Chatten, unter dem Gesamtnamen „Franken."

Im Wesergebirge und jenseits bis über den Harz (Bakenis-Wald) hinaus erstreckte sich das Gebiet des volkreichen Cheruskerstammes, dessen Name durch Armin mit einem ewigen Ruhmesschein umleuchtet ist. Die Cherusker waren eine Zeitlang so mächtig, daß mehrere Nachbarvölker als

ihre abhängigen Verbündeten erscheinen. Sie und die Chatten waren die hervorragendsten unter den Herminonen.

Ihre südlichen Nachbarn aber waren die suebischen Hermunduren, d. i. die großen Duren, die Stammväter der Duringe, jetzt Thüringer genannt. Ihr weites Gebiet ward im Osten von der Elbe (etwa vom Einfluß der Saale aufwärts bis zum Elbsandsteingebirge), im Südosten von den Sudeten — d. h. dem Erzgebirge — begrenzt und dehnte sich südwestwärts ein gutes Stück über den Main hinaus, eine Zeitlang sogar bis zum Rhein und der Donau. Bald nach dem Tode des Kaisers Augustus aber siedelten sich zwischen Donau und Rhein die Römer an. Dieses Gebiet ist das schon erwähnte „Zehntland“ (die agri decumates), welches durch eine unter dem Kaiser Hadrian († 138 n. Chr.) vollendete großartige Befestigungslinie (limes), den sogenannten Pfahlgraben, geschützt ward. Von ihm wird später ausführlicher die Rede sein.

An der Unterelbe und zwar noch auf dem linken Ufer war die Heimat der sagenberühmten Langobarden d. i. Langbärte. Ihr Land hieß noch im Mittelalter der „Bardengau“ und noch heute erinnert an sie die alte Stadt Bardewik bei Lüneburg. Die Langobarden, den Chauken, Angrivariern und Cheruskern benachbart, waren nicht sehr volkreich, aber wegen ihrer Heldentüchtigkeit hochangesehen, so daß schon Vellejus, ein römischer Geschichtschreiber des ersten Jahrhunderts n. Chr., von ihnen meldet, sie seien wilder als die germanische Wildheit selbst. Späterhin haben sie bekanntlich an den Umwälzungen der Völkerwanderung einen sehr hervorragenden Anteil genommen. Mächtig waren auch ihre südöstlichen Nachbarn, die Semnonen im heutigen Brandenburg, zwischen Elbe und Oder. Sie waren das Hauptvolk der sogenannten Sueben, zu denen u. a. auch die Hermunduren gehörten. Sicher zu bestimmen sind endlich noch die Sitze der ebenfalls suebischen Markomannen (d. i. Grenz- oder Waldmänner), die ursprünglich am obern Main wohnten, von hier aus aber etwa um Christi Geburt von ihrem Fürsten Marbod nach Böhmen hinübergeführt wurden und dort nach Besiegung der keltischen Bojer ein mächtiges Reich gründeten. So fest jedoch haftete der Name der alten Bewohner an dem eroberten Lande, daß es noch immer Bojerheim genannt wurde und noch jetzt Böhmen heißt, ja daß selbst die germanischen Überwinder nach den unterworfenen Kelten als Bojuvarier, Bajuvarier (d. i. Männer aus Baja, eine Verkürzung von Bojohemum) bezeichnet wurden, ein Name, der sich dann auch auf ihre südwestwärts vorgedrungenen Nachkommen, die Baiern (Baiwaren), vererbte.

Von den Ostgermanen oder gotisch-wandalischen Völkern, welche hauptsächlich die Ebenen des heutigen Nordost-Deutschland erfüllten, und zu denen auch die Langobarden gerechnet werden, sei für jetzt nur folgendes

bemerkt: die Burgunder hausten in der heutigen Neumark und in Pommern; von ihnen hat die Insel Bornholm (Burgundaholm d. h. Burgunderinsel) ihren Namen. Die Rugier wohnten auf Rügen, das ihren Namen erhalten hat, und den benachbarten Küstenstrichen. Das untere Weichselgebiet hatten bis ins zweite Jahrhundert n. Chr. die Gotonen oder Goten inne. Südlich von ihnen und den Burgundern breiteten sich im heutigen Posen die Lugier aus. Von ihnen nach Südwesten, etwa zwischen Oder und Spree, saßen die Wandalen in Schlesien und in der Lausitz. An ihren Hauptstamm, die Silinge, erinnert noch heute der Name des Landes Schlesien (Silesien). Doch scheinen die Wandalen erst zu Anfang des zweiten Jahrhunderts den Nordabhang des Askiburgischen Gebirges (d. i. des Riesengebirges) erreicht, vorher weiter nordwärts gewohnt zu haben.

In ein helleres Licht treten die Ostgermanen erst im Verlauf der Völkerwanderung; für die älteste Periode der deutschen Geschichte haben sie geringe Bedeutung. Die Geschichte der Nordgermanen oder Skandinavier, im Altertum Hillevionen (Felsbewohner) genannt, zu verfolgen, liegt nicht in der Aufgabe dieses Buches, daher wir auch ihre Wohnsitze nicht genauer zu betrachten brauchen. Es genüge die Bemerkung, daß schon das Zeitalter des Tacitus den Namen der Schweden (Svionen, Svear, vgl. altnord. Svi-thiod ‚Svionenvolk') kannte und die große nordische Halbinsel bald Scandinavia, bald Scandia oder Scandza benamste.

8. Allgemeine Leibes- und Geistesbeschaffenheit der Germanen.

Wenn es noch eines Beweises für die Thatsache bedürfte, daß alle diese und noch manche andre Völkerschaften Zweige eines Baumes, Glieder eines Ganzen waren, so brauchte man nur auf die merkwürdige Übereinstimmung in den Berichten der Alten hinzuweisen, wenn sie die leibliche und geistige Art irgend eines Germanenstammes beschreiben wollen. Wie alle Germanen dieselbe Sprache redeten, an dieselben Götter glaubten, dieselben Sitten und Gesetze für recht erkannten, so zeigten sie auch alle eine scharf ausgeprägte Eigenart in Leibesbeschaffenheit und Haltung, in Tugenden, Anlagen und Mängeln, in Neigungen und Abneigungen, die sie von allen andern Nationen unterschied. Sie waren ein Volk, wie Tacitus sagt, „selbständig, rein und nur sich selber ähnlich." „Menschen von ungeheurer Körpergröße, von unglaublicher Tapferkeit und Übung in den Waffen, deren Mienen und blitzende Augen nicht zu ertragen seien," so beschrieben die Gallier den Soldaten Cäsars die Deutschen, und Tacitus rühmt ihre „trotzigen, blauen Augen" und ihre „gewaltigen Leiber."



Die Körpergröße der Germanen übertraf nicht nur die der kleineren Römer, sondern selbst die der hochgewachsenen Kelten. Der gefangene Teutonenkönig Teutobod überragte, als er im Triumphe des Marius einherschritt, die Trophäen. Männer, die sechs bis sieben römische Fuß maßen, waren etwas ganz Gewöhnliches. Solcher Größe entsprach die Kraft und Gewandtheit, welche durch das vielhundertjährige Urwaldleben, durch beständige Abhärtung, durch Jagd und Krieg, durch einfache und keusche Sitte von Jugend auf genährt ward. Der eben genannte Teutonenhäuptling konnte sechs neben einanderstehende Pferde mit Leichtigkeit überspringen. Der letzte König der heldenmütigen Ostgoten Teja stand einen halben Tag lang in der Schlacht und bestand unzählige Einzelkämpfe, bis er endlich beim Wechseln des von Feindesspeeren gespickten Schildes an ungedeckter Stelle durchbohrt ward. Die Kimbern rissen Baumstämme samt den Wurzeln aus der Erde oder ergriffen schwere Felsblöcke und schleuderten sie in die Etsch, um eine feindliche Brücke zu zerstören. Gefangene Alemannen trugen ohne Beschwerde Stämme von vierzig Fuß Länge auf den Schultern zu römischen Festungsbauten herbei. Die Germanen waren die besten Schwimmer und Reiter der Welt. Schwimmend die reißendsten und breitesten Ströme zu durchschneiden war ihnen alltägliche Gewohnheit. Beim Aufsitzen sprangen sie ohne Steigbügel aufs Pferd. Der ostgotische König Totila, der ruhmwürdige Vorgänger jenes Teja, sprengte hoch zu Roß in den Raum zwischen seinem und dem römischen Heere und begann nach altgermanischem Brauche ein Waffenspiel. Er spornte sein Roß zu den zierlichsten Wendungen, warf, in gestrecktem Galopp dahinjagend, den Speer hoch in die Luft und fing ihn bald mit der Rechten bald mit der Linken auf; oft sprang er nach links oder rechts, über den Kopf oder den Schweif des Rosses ab, um sich mit Blitzesschnelle wieder hinauf zu schwingen. Die Wut des germanischen Schlachtenangriffs war das Grauen der Legionen trotz ihrer viel besseren Waffen und ihrer weit ausgebildeteren Kriegskunst. Kälte und Strapazen aller Art zu ertragen hatten sie von Kind an gelernt, der Gefahren lachten sie. Die Kimbern ließen sich die halbnackten Riesenleiber gleichmütig vom Alpenschnee beschneien und fuhren dann, jauchzend wie übermütige Knaben, auf ihren Schilden die Gletscher hinunter, ohne der gähnenden Abgründe und Klüfte zu achten. Doch konnten die an kühle Witterung gewöhnten Männer die Hitze schwer ertragen. Vor der Glut der italischen Sonne schmolz ihre Stärke dahin, was sich die schlauen Römer mehr als einmal zu nutze machten. Nicht Marius allein besiegte die Kimbern, Staub und Sonnenglut waren seine Helfer. Ebenso ertrugen die Deutschen zwar trefflich den Hunger, ungern aber den Durst.

Die frische Schönheit der germanischen Rasse, den ebenmäßigen, hünenhaft kräftigen und doch schlanken Bau der Leiber, die weiche Haut mit den

mildgeröteten Wangen, das volle, rotblonde, langwallende Haar, die großen, leuchtenden, blauen Augen bewunderten schon die Römer. Ihre eitlen Weiber suchten sich ein deutsches Aussehen zu geben, indem sie ihr eigenes Haar rot färbten oder blonde Perücken aus dem Haar gefangener Germaninnen aufsetzten. Ja, so schön erschien, wie Freytag bemerkt, der jugendliche Leib der Deutschen dem Südländer, daß der neue Christenglaube den Boten des Herrn, den Engeln, und einigen Heiligen germanischen Typus verlieh. Freilich äußerte sich dieser römische Schönheitssinn oft genug in widerlicher Weise: in römische Gefangenschaft zu fallen schien den sittenreinen deutschen Jünglingen und Mädchen ein ganz besonders schreckliches Los, weniger wegen der harten Sklavendienste, als vielmehr wegen der Nachstellungen, welche römische Sittenlosigkeit ihrer Keuschheit bereitete. So rein gestimmte Seelen wie in Papst Gregor dem Ersten lebten in wenigen. Von diesem wird eine liebliche Geschichte erzählt, die wir als einen glänzenden Beweis für die unberührte Schönheit der germanischen Jugend einfügen, obwohl sie einer späteren Zeit, der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts angehört.

Eines Tages waren zu Rom durch neu angekommene Kaufleute mancherlei Waren auf dem Markte ausgestellt, und viele Leute strömten zusammen, um einzukaufen, unter ihnen auch der Stadtpräfekt, der nachmalige Papst Gregor. Da sah er unter andern einige Sklaven zum Kauf ausgestellt: es waren Knaben aus dem Lande der Angelsachsen mit überaus weißer Hautfarbe, langen goldblonden Locken und holden Kindergesichtern. Als er diese erblickte, fragte er, aus welchem Lande sie hergebracht seien. Die Antwort lautete: „Von der Insel Britannien; dort sehen die Menschen alle so aus.“ „Sind jene Inselbewohner Christen?“ fragte Gregor weiter, „oder sind sie noch im heidnischen Irrglauben befangen?“ Man antwortete ihm: „Es sind Heiden.“ Da seufzte Gregor aus tiefster Brust und sprach: „Ach, wie traurig! Menschen mit so lichtem Antlitz gehören dem Herrn der Finsternis, und in einer so lieblichen Stirn wohnt ein Geist, unteilhaft der Gnade!“ Weiter sagte er: „Wie heißt denn das Volk?“ Man versetzte: „Es sind Angeln.“ „Wahrlich,“ rief da Gregor, „mit Fug heißen sie so; denn sie haben ein Engelsangesicht und sollten Miterben der Engel im Himmel sein.“ Und darauf ging er zum damaligen Bischof von Rom, bat ihn, er möchte doch zu den Angeln einige Diener des göttlichen Wortes senden, und erbot sich selbst zum frommen Werke. Damals ging das freilich nicht an. Als er aber selbst bald darauf den Stuhl Petri bestieg, gedachte er der engelschönen Angeln und sandte Prediger, die das Bekehrungswerk an ihnen begannen.

So berichtet der ehrwürdige Beda in seiner angelsächsischen Kirchengeschichte. Unter den geistigen Eigenschaften der Germanen tritt

uns vor allem ein stolzes, männliches Selbstbewußtsein, eine Freiheitsliebe, die nicht selten in spröden Eigensinn und unbändigen Unabhängigkeitstrotz ausartete, entgegen. Und doch ist mit diesem Freiheitssinn eine unbedingte Hingabe gepaart, welche die deutsche Treue — man erinnere sich jenes Wortes der Friesen zu Rom — zum Sprichwort gemacht und in zahlreichen Einzelzügen einen ergreifenden Ausdruck gefunden hat. Auch unsre Geschichtserzählung wird solche Beweise deutscher Treue vorführen. Hier sei nur darauf hingewiesen, daß die ganze altgermanische Poesie nichts in volleren, ergreifenderen Tönen besingt als die Treue bis zum Tode, nein, bis über den Tod hinaus, und daß die größte Dichtung, in der Denken und Fühlen unsrer Voreltern unverfälscht sich wiederspiegelt, die mit ihren tiefsten Wurzelfasern im urdeutschen Altertum steht, das Nibelungenlied, nichts ist als ein hohes Lied der Treue. Die wunderbare Vereinigung scheinbar so widersprechender Eigenschaften — des trotzigsten Freiheitsgefühls und der hingebendsten Treue — mit einer todverachtenden Tapferkeit bildet das Wesen des germanischen Heldentums. Bei Betrachtung des Gefolgswesens wird hiervon genauer die Rede sein.

Den deutschen Mann zierte von jeher ein offner, biederer Sinn, ein ehrliches, gerades Wesen in That und Wort. Aber im Kriege, dem Feinde gegenüber, war Schlauheit und List nicht nur erlaubt, sondern sogar rühmlich, wofern sie nur mit gefahrvollem Wagnis und kühner Mannesthat verbunden war. Der Ruhm Armins ist es, daß er mit dem höchsten Heldenmut und zugleich mit der verschlagensten Arglist in der Teutoburger Schlacht das Deutschtum vor dem Untergang durch das Römertum gerettet hat. Feige Heimtücke aber, sicher im Finstern schleichender Verrat und boshafte Lüge waren stets und überall aufs tiefste verachtet.

Die Keuschheit der Germanen nötigte selbst den Römern Achtung ab. Mit warmer Anerkennung berichten ihre Geschichtschreiber wiederholt, daß selbst bei Erstürmung feindlicher Städte durch Deutsche keine Gewaltthaten vorgekommen seien, ja daß sich römische Mädchen und Frauen in germanischer Gefangenschaft geehrter sahen und sicherer fühlten als in römischer Freiheit. „Die Goten dulden keinen Unzüchtigen unter sich," sagt der katholische Presbyter Salvianus von Massilia über die verhaßten Arianer, und von den ebenfalls ketzerischen Wandalen vermutet er, daß sie, die Sittenreinen, Frommen, von afrikanischen Lastern Unberührten, von Gott zur Herrschaft über Afrika berufen gewesen seien, um der dortigen Sittenverderbnis zu steuern. Streng, ja grausam wurde Sittenlosigkeit bestraft.*) Wie heilig die Germanen die Ehe hielten, wird später aus-

*) Bei den Wandalen z. B. wurden liederliche Personen mit gezähnten Kolben auf den Kopf geschlagen. Die Kolben wurden am Kopfe umgedreht, so daß sich die



geführt werden. Lüstlinge wurden, wie Tacitus berichtet, gleich Feiglingen bestraft, indem man sie in Moor und Sumpf versenkte und Reisigbündel darüber warf, um so schändliche Menschen ganz und gar dem Auge der andern zu entziehen.

Die Tugend der Gastfreiheit wurde in großartigem, zuweilen fast ausschweifendem Maße geübt. „Irgend einem Sterblichen," erzählt Tacitus, „den Eintritt in das Haus zu wehren, gilt als gottlos. Ein jeder setzt dem Fremdling nach bestem Vermögen eine Mahlzeit zum Willkommen vor. Ist der Vorrat aufgezehrt, so weist der, welcher bisher den Wirt machte, den Gastfreund zu einem andern Obdach und begleitet ihn selbst dahin; uneingeladen treten sie in das nächste Haus. Und hier werden sie mit gleicher Bereitwilligkeit aufgenommen. Zwischen Bekannten und Unbekannten wird bei Ausübung des Gastrechts kein Unterschied gemacht. Bittet sich der Gast beim Abschied eine Gabe aus, so verlangt es die Sitte, sie ihm zu gewähren. Hinwiederum nehmen sie auch keinen Anstand, sich eine Gegengabe auszubitten. Sie freuen sich kindlich der Geschenke, rechnen aber weder ihre Gabe dem Empfänger an, noch lassen sie sich durch das, was sie empfingen, irgendwie verpflichten. Das herzliche Wohlwollen allein ist es, was die Gastfreunde verbindet." Mit dieser Schilderung stimmt Cäsars anderthalb Jahrhunderte ältere, kurze Bemerkung vollständig: „An dem Gastfreund sich zu vergreifen, dünkt sie Frevel. Wer aus irgend einem Grunde zu ihnen kommt, den schützen sie vor Unbill und halten ihn für unverletzlich. Alle Häuser stehen ihm offen, und der Lebensunterhalt wird mit ihm geteilt."

Nennen wir nach solchen Tugenden noch die gutmütige Schonung, die man dem Schwächeren und daher auch den Haustieren erwies und die gegen die kalte, herzlose Grausamkeit der Römer rühmlich absticht, ferner die warme Liebe zur Heimat, den regen Familiensinn, die innige Neigung zu Dichtung und Gesang und endlich das tiefe religiöse Gefühl, das sich in einer schlichten, sinnigen Gottesverehrung, einem hochpoetischen Glauben und einer nachdenklichen Vorstellung vom Leben nach dem Tode ausspricht, so sind das so viele, hohe Vorzüge, daß selbst unleugbare Fehler das vorteilhafte Gesamtbild dieses gemütsvollen Volkes nur wenig zu entstellen vermögen. Der unparteiische Sinn des Tacitus hat auch die letzteren der Nachwelt nicht vorenthalten.

Er tadelt vor allem die Trunksucht unsrer Ahnen, die dem nüchternen Römer besonders widerwärtig sein mußte, und macht die treffende Bemerkung, daß sie, wenn man dieser Schwäche nachgeben und ihnen vor-

Haare darein verwickelten; beim Zurückziehen gingen nicht nur die Haare, sondern oft die ganze Kopfhaut mit weg. Wer bei dieser Procedur nicht vor Schmerz augenblicklich starb, wurde dann zur Schau durch das ganze Dorf geführt.

setze, soviel sie verlangten, leichter durch dieses Laster als durch Waffen zu besiegen seien. Allzu oft ist in der That die deutsche Trunksucht Deutschen zum Verhängnis, ihren Feinden zur bequemen Waffe geworden. So wurde, um nur ein Beispiel statt vieler anzuführen, im Jahre 70 n. Chr. eine deutsche Kriegerschar in Köln von den römisch gesinnten Bürgern durch ein reichliches Gastmahl bis zur Bewußtlosigkeit trunken gemacht, dann aber verschlossen die tückischen Wirte die Thüren des Saales, legten Feuer an das Gebäude und verbrannten die Unglücklichen. Übrigens zechte der Deutsche nur beim Gelage, in fröhlicher Gesellschaft mit befreundeten Männern; der stille Säufer sank in Verachtung.

Auch der allbekannten deutschen „Bärenhäuterei“ gedenkt der große Geschichtsschreiber in folgenden Worten: „Wenn sie nicht zum Kampfe ausziehen, so verwenden sie nicht eben viel Zeit auf die Jagd, weit mehr auf Ruhe und geben sich ganz dem Schlaf und dem Schmause hin. Gerade die Tapfersten und Kampflustigsten wetteifern dann im Nichtsthun. Die Sorge für Haus, Herd und Land wird den Weibern, Greisen und Kampfunfähigen übertragen, sie selbst rühren sich nicht. Ein seltsamer Zwiespalt der Natur, daß dieselben Menschen so die Trägheit lieben und — im Kriege nämlich — die Ruhe hassen.“ Dieser Ausruf der Verwunderung ist nun wohl begreiflich, aber man darf nicht übersehen, daß der geschilderten Faulheit nicht alle Germanen frönten, sondern, wie die Stelle deutlich zeigt, nur die, welche dem Kriegsleben und dem Kampfesgeschäft ausschließlich oblagen, und weiter ist es wohl natürlich, daß diese Männer nach den oft ungeheuren Anstrengungen und Mühsalen des Krieges, nach harten Entbehrungen und großen Thaten das Bedürfnis eines gründlichen, vollständigen Ausruhens fühlten und in vollem Behagen der süßen, langentbehrten Ruhe und des heitern Schmauses genossen. Die kleinen Werke des täglichen Lebens in Haus und Hof mochten ihnen dann leicht verächtlich dünken, und ihre Unlust zu wirtschaftlicher Arbeit entbehrt wenigstens nicht der Entschuldigung. Daß sie die Jagd nicht eifrig gepflegt hätten, ist übrigens ein Irrtum des Tacitus, dem ein andrer Gewährsmann, Cäsar, direkt widerspricht, indem er an einer Stelle sagt: „Auch sind sie viel auf der Jagd,“ und an einer andern: „Ihr ganzes Leben dreht sich um Jagden und Kriegsübungen; von klein auf gehen sie auf Anstrengung und Abhärtung aus.“ Und gewiß stählte, wie ein neuerer Geschichtsschreiber bemerkt, das Waldleben in einem rauhen Lande, der unaufhörliche Kampf der Jäger mit den gefährlichen Tieren des Urwaldes Kraft, Mut und Leiber des Volkes. Aber selbst außer der Jagd gab es doch auch im Frieden ernste Beschäftigungen, die eines Mannes würdig waren und oft viel Zeit beanspruchten; vor allem die Teilnahme an den Gau- und Volksversammlungen, von denen weiter unten genauer die Rede sein wird.

Mit unzweifelhafter Berechtigung dagegen rügt Tacitus die Streitsucht der Germanen. „Zwistigkeiten,“ sagt er, „die bei ihrer Trunksucht natürlich häufig sind, verlaufen selten in Schimpfreden, öfter in Totschlag und Wunden.“ Am verderblichsten wurde dieser Fehler, der doch wieder mit ihrem Selbständigkeitsgefühl aufs innigste verbunden ist, wenn er sich im öffentlichen Leben hervorwagte, was, wie die Weltgeschichte zeigt, leider sehr oft der Fall war. Die Streitsucht führte dann zu politischer Uneinigkeit, und diese hat reichliches Unheil über ganze Stämme, ja über die Nation heraufbeschworen. Man solle doch diese Völker ihrer eignen Zwietracht überlassen, sagte schon der scharfblickende Kaiser Tiberius und bewies damit, wie genau er sie kannte. Wie oft haben noch in spätern Zeiten Deutsche gegen Deutsche gekämpft, während die Völker des Auslandes hohnlachend dieser Selbstzerfleischung zuschauten! Mögen solche Zeiten auf ewig vergangen sein!

Ebenso begründet ist des Tacitus Mißbilligung der entsetzlichen deutschen Spielwut. „Das Würfelspiel,“ so heißt es in seiner merkwürdigen Schilderung, „treiben sie wunderbarerweise nüchtern als etwas ganz Ernsthaftes und sind dabei so verblendet, daß sie, wenn alles verspielt ist, auf den letzten, verzweifelten Wurf sogar ihre persönliche Freiheit setzen. Der Verlierende tritt dann in freiwillige Knechtschaft, er läßt sich ohne Widerstand binden und verkaufen. So groß ist ihre Beharrlichkeit in einer schlechten Sache; sie selbst nennen es „Worthalten“. Sklaven, die auf diese Weise erworben sind, schaffen sie sich übrigens bald vom Halse, indem sie sie außer Landes verkaufen; denn sie schämen sich selbst eines solchen Gewinnes.“

Sind das alles auch entschiedene Fehler, die dem germanischen Charakter anhaften, so deutet doch keiner davon auf einen niedrigen, gemeinen, verächtlichen Zug. Eine unbändige Maßlosigkeit zeichnete im Guten wie im Schlimmen von jeher den Deutschen aus. Sie hat viel Bedenkliches, aber man wird ihr eine gewisse Großartigkeit nicht absprechen. Einzelne Äußerungen übrigens des Jähzorns, der Roheit, ja der Wildheit und Grausamkeit, die uns berichtet werden, dürfen nicht etwa einer besonderen Anlage zu dergleichen Untugenden zugeschrieben werden; bei einem Naturvolke von reinen, aber rauhen Sitten, das vom Schicksal in die härteste Schule genommen ward, sind solche Regungen unvermeidlich und mit einer hohen und edlen Sinnesart keineswegs unvereinbar.

9. Haustiere, Speise und Trank.

Von allen Vierfüßlern, die dem Hause unentbehrlich sind, zeigen der Hund und das Pferd die höchste geistige Begabung und ein, man möchte

fast sagen, gemütvolles Wesen, durch das sie dem Menschen näher treten, selbst als das soviel nützlichere Rind. Der wachsame „Hofwart", der treueste Begleiter des Menschen, fehlte in keiner germanischen Haushaltung. Seine Anhänglichkeit, Klugheit, Schnelligkeit und Stärke machte ihn in Haus und Hof, in Feld und Wald, ja selbst auf Kriegszügen und Volkswanderungen zum unentbehrlichen, hochgeschätzten Gefährten. Hunde verteidigten, nachdem die Kimbern geschlagen und vernichtet waren, auf den raudischen Gefilden bei Vercellä noch die Wagenzelte ihrer gefallenen Herren. Die großen und schnellen Hunde der Sugambern waren selbst bei den Römern als besonders tauglich zur Jagd sehr beliebt. Die Katze, die natürliche Feindin des Hundes, war den Germanen zwar schon ziemlich früh bekannt; ob aber als Haustier, das erscheint höchst zweifelhaft, für die Römerzeit sogar ganz unwahrscheinlich. Sie galt noch in sehr später Zeit für ein zauberkundiges Tier, das man zu schonen Ursache hatte.

Die Pferde der Germanen können, nach den Berichten Cäsars und des Tacitus, weder groß noch schön gewesen sein, und die Kleinheit der Rasse wird durch die aufgefundenen Hufeisen — denn den Hufbeschlag kannte man sehr wohl —, die auffallend klein sind, bestätigt. Dafür aber besaßen sie große Schnelligkeit und Ausdauer und wurden, da die Germanen ausgezeichnete Reiter waren,*) im Kriege durch diese Eigenschaften und eine vortreffliche Dressur von hohem Wert. Ein gut zugerittenes Roß galt deshalb als wertvolle und willkommene Gabe, und bei den Tenkterern — gewiß auch bei andern Stämmen — erbte der tapferste Sohn das Streitroß des Vaters. Sättel und Steigbügel gab es nicht, da man den Gebrauch beider für ein Zeichen von Unmännlichkeit hielt. Das Gebißzeug war aus Erz, die Zäume aus Lederriemen gefertigt. Die Pferde standen nur während der Winterkälte in Ställen, sonst weideten sie, von Kriegszeiten natürlich abgesehen, als Herde (Stuota) auf einer umzäunten Rasenfläche, wo sie vielleicht auch die warmen Nächte unter dem Schutze eines Wächters zubrachten. Man verehrte nach altarischem Brauch gewisse Rosse als heilige Tiere. Diese, die immer schneeweiß sein mußten, wurden in Heiligtümern auf Staatskosten gehalten, sie gehörten dem Staate und waren der Gottheit und zwar dem höchsten Gotte Wotan geweiht. Zu bestimmten Zeiten im Jahre führte man sie in feierlichem Aufzug heraus und versuchte aus ihrem Wiehern und Schnauben zu weissagen. Daher begegnen in unsern Sagen und Märchen noch redende, wahrsagende Rosse. Wer kennt nicht das rührende Kindermärchen von der „Gänsemagd"? Die edle Königstochter wird durch bösliche Tücke aller ihrer Ehren und Güter be-

*) Von den Bewohnern des Nordwestens abgesehen, wo die Pferde wegen des moorigen und sumpfigen Bodens nicht verwendbar waren.



raubt und muß die Gänse hüten. Nur Fálada, das kluge Roß, bleibt ihr im Unglück ein lieber Trost. Und selbst als das treue Tier heimtückisch gemordet ist, spricht und klagt noch sein unter dem Thore angenagelter Kopf mit der fürstlichen Gänsehirtin, die jeden Morgen und Abend an ihm vorübergeht. Seufzend ruft sie: „O du Falada, der du hangest!“ Und der Kopf antwortet: „O du Königin, die du gangest! Wenn das deine Mutter wüßte, ihr Herz thät' ihr zerspringen.“ — Man benutzte die Pferde besonders gern als Opfertiere. Das Fleisch aß man; die Köpfe der Geschlachteten wurden den Göttern geweiht, an Stangen gesteckt oder an geheiligten Stätten, namentlich oft unter dem Dachgiebel des Hauses angenagelt. In späterer, christlicher Zeit vergaß man die Bedeutung dieser vor allerhand Ungemach schützenden Pferdehäupter; aber die Sitte erhielt sich noch lange, und noch heute findet man an den Giebeln vieler Bauernhäuser in Westfalen, Mecklenburg und andern Gegenden Niederdeutschlands Pferdeköpfe aus Holz geschnitzt. Auch die aus manchen Häusern zur Dachluke herausschauenden Pferdehäupter, ja selbst der weitverbreitete Brauch, auf der Diele der Hausflur ein Hufeisen festzunageln, so „daß das Pferd hereinkommt,“ deutet noch auf die uralte abergläubische Verehrung des Tieres hin. Beides soll von den Hausbewohnern Unheil fern halten.

Auch das germanische Rind wird von Tacitus als unansehnlich bezeichnet, wohl weil es kleinere Hörner als das südländische hatte. Es bildete trotzdem den Hauptreichtum des deutschen Hofherrn, und die Rindviehzucht stand in hohem Ansehen. Auf den üppigen Weidetriften fand ein sehr bedeutender Viehstand die köstlichste Nahrung. Nur im Winter wurden Rinder, Schafe und Ziegen im Stall gefüttert, sonst auf der „Waldweide“ (Wunne) gelassen, und erst abends wieder eingetrieben. Das Vieh überhaupt war das altheimische Zahlungsmittel beim Einkauf wie bei Buß- und Tributzahlungen, und daher bedeutet das gotische Wort faihu nicht nur ‚Vieh‘, sondern auch ‚Geld‘. Selbst als man von den Römern das gemünzte Metall kennen lernte und es schätzte und benützte, blieb daneben das Vieh, bei größeren Käufen besonders das Rindvieh, als „Geld“ d. h. Vergeltung, Ersatz, Bezahlung in Gebrauch. Natürlich genoß man nicht bloß das Fleisch des Rindes, sondern auch die Milch, die man am liebsten in geronnenem Zustand als Sauermilch (lac concretum) aß. Butter war nicht unbekannt, wenngleich dieses Wort kein deutsches ist, sondern dem griechischen bútyron entlehnt ward. Die alte, einheimische Bezeichnung, die noch in der Schweiz und am Oberrhein fortlebt, ist Anke, althochdeutsch ancho. Der Anke war stets ungesalzen, dabei weich, schmalz- oder salbenartig und daher auch „Kuhschmer“ genannt; denn die Butter durch Auskneten fest zu machen, verstand man noch nicht. Sie wurde auch als Haarsalbe (Pomade) benutzt. Das Wort Käse ist lateinisch, und die feineren

Käsearten — vielleicht überhaupt alle Formkäse — lernten die Deutschen allerdings erst durch die Römer kennen; dagegen war der sogenannte „weiße Käse," Topfkäse oder Quark sicher bekannt und beliebt.

Noch manches Tier lieferte den Germanen Nahrung, so das Schaf, von dessen Wolle auch Kleidungsstücke verfertigt wurden, die Ziege und das Schwein. Namentlich die Schweinezucht war beträchtlich, weil die mästenden Früchte der Eichen und Buchen im Überfluß den Boden des Gemeindewaldes, in den man die Schweine trieb, bedeckten. Da man die Kunst des Einsalzens, Räucherns und Dörrens wohl verstand, betrieb man sogar Handel mit geräuchertem Schweinefleisch. Die deutschen Schinken vom Niederrhein schmeckten den Römern vorzüglich und wurden teuer bezahlt.

Allgemein verbreitet war ohne Zweifel der Genuß des Wildbrets, da die Wälder von Wild wimmelten. Es wurde bald frisch, ohne Wildgeruch (Hautgout) gegessen und zwar — wie alles Fleisch — meist gesotten, selten gebraten. Außer dem noch jetzt in unsern Forsten vorkommenden Rotwild boten geschätzte Nahrung der Bär, das Renntier und die schon erwähnten gewaltigen Hirscharten, Schelch und Elen (Elch), ferner die Riesen unter dem wildlebenden Rindvieh, Ur und Wisent, ungeheure Wildschweine und wilde Pferde. Doch wurden letztere — ebenso wie die zahmen Pferde — wohl nur bei Opferschmäusen gegessen. Auch den Hasen, Bibern, Fischottern und anderem Kleinwild stellte man nach, sowohl um des Pelzes wie um des Fleisches willen. Daß man Fische fing und aß, ist fast selbstverständlich und zum Überfluß ausdrücklich bezeugt.

Wildes und zahmes Geflügel gab es in Menge. Sehr verbreitet und auf jedem Hofe zu finden waren die Gänse, ihrer weißen, weichen Federn wegen auch von den Römern hochgeschätzt. Sie galten, wie bei den klassischen Völkern, für schöne, liebliche Tiere, an denen besonders die Hausherrin ihre Freude hatte; noch häufiger mag in der ältesten Zeit allerdings wohl die Wildgans gewesen sein. Nicht minder ließ der „Hoffänger" d. h. der Hahn mit seiner lärmenden Sippe seine weithin schallende Stimme vom ersten Morgengrauen an ertönen; schnatternde Enten ergötzten sich in Pfützen und Teichen; auf dem Dachfirst wie in den Bäumen des Waldes girrten die Tauben. Später erscheinen sogar Störche, Kraniche und Schwäne unter den eßbaren Haustieren. Zur Jagd der wildlebenden Vögel bediente man sich schon früh des gezähmten Habichts, Sperbers oder Falken.

Wenn Cäsar in seiner Schilderung der Sueben bemerkt, daß ihre Nahrung größtenteils aus Milch und Fleisch bestehe, so trifft dies für alle Germanen zu. Natürlich! während Wild, Vieh, Fische und Geflügel im Überfluß vorhanden waren, wurde der Ackerbau noch sehr oberflächlich und spärlich betrieben, und den Gartenbau kannte man so gut wie gar nicht. Von den Getreidearten, aus denen Speisen bereitet wurden, ist die älteste und

verbreitetste der Hafer, da er nur geringe Anforderungen an Boden und Klima stellt. Das Hafermus war, zur großen Verwunderung der römischen Feinschmecker, ein alltägliches und vielbeliebtes Gericht. Weizen wurde wenig gebaut und lieferte nur für die Edlen Speise. Der Roggen war, wie es scheint, in der ältesten Zeit gar nicht, Hirse nur in den südlichen Gegenden bekannt, weitverbreitet dagegen die Gerste. Den Buchweizen lernte man erst viel später von den Slaven kennen, weshalb er auch Heidekorn (d. h. Korn der Heiden, nämlich der heidnischen Slaven im Gegensatz zu den schon christlichen Deutschen) heißt. Von Wurzelfrüchten wurden wenigstens am Rhein gegessen die Möhre (Mohrrübe), eine Art wilder Spargel und der Rettich. Möhren und Rettiche gediehen sogar in vorzüglicher Güte, letztere auch in erstaunlicher Größe. Plinius behauptet, in Deutschland Rettiche von der Höhe eines kleinen Kindes gesehen zu haben. Derselbe Gewährsmann berichtet, daß der Kaiser Tiberius sich alljährlich eine Sendung deutscher Möhren vom Niederrhein kommen ließ und dadurch diese Wurzel in Rom erst zu Ansehen brachte. Von den Hülsenfrüchten kannten die Germanen nur die Bohne, und auch diese wohl nur im wärmeren Süden*), während Erbse und Linse in Deutschland nicht vor dem fünften Jahrhundert nachweisbar sind.

In der ältesten Zeit wurden die ausgedroschenen Getreidekörner von den Sklaven oder Mägden auf der Handmühle (gotisch quairnus, althochdeutsch quirna), die aus zwei runden Steinen bestand, zerrieben, eine mühselige und verhaßte Arbeit. Im vierten Jahrhundert gab es bei den Goten auch Eselsmühlen; Wasser- und Windmühlen wurden von den Römern vielfach angelegt, waren aber erst im achten Jahrhundert allgemein verbreitet. Wie aus dem Hafermehl, kochte man auch von andern Mehlarten Brei und Mus. Doch schon in sehr alter Zeit war auch das Backen bekannt. Freilich hat man sich das altdeutsche Brot eigentlich nur als einen gerösteten Mehlbrei, als flachen, ungesäuerten Kuchen vorzustellen.

Die Zubereitung der Speisen überhaupt war sehr einfach. Das Fleisch ward, wie bereits bemerkt, meist gesotten, seltener am Spieße gebraten. Außer dem Lauch, der sehr beliebt war, kannte man als Gewürz nur das Salz. Letzteres gewann man dadurch, daß man salzhaltiges Wasser über glühendes Holz goß und die Kohlen selbst als Salz benutzte, weshalb denn das deutsche Salz nicht weiß, sondern schwarz war. Jedoch gilt dies nur für die inneren Teile Germaniens; in der Nähe des Rheins und der Donau fanden die Germanen schon bei ihrer Einwanderung in diese Gegenden keltische Salzwerke vor. Orte, wo man Salz fand, wurden

*) Nach Plinius wuchs sie auch auf einigen Nordseeinseln wild, weshalb eine der letzteren bei den Römern Fabaria (Bohneninsel, das heutige Borkum, altdeutsch Burkana) hieß.

heilig gehalten und waren Staatseigentum. Das Salz wurde von Staatswegen gewonnen, an die Haushaltungen der Gemeinden ausgeteilt und an benachbarte Stämme, die keines hatten, verkauft.

Von Obstarten können nur solche genossen worden sein, die die Erde ohne besondere Pflege und Zucht darbietet, d. h. Erd- und Himbeeren, Heidel- und Brombeeren und etwa die Haselnuß. Anbau von Edelobst war außer in den westlichen und südlichen Grenzstrichen lange ganz unbekannt. Ob man die sauren wilden Äpfel genießbar fand, muß dahingestellt bleiben. Der Apfel führt wenigstens einen ursprünglich deutschen Namen, während alle andern Arten unsers Baumobstes schon durch ihre Benennungen ihre ausländische Herkunft anzeigen.*)

Wir haben endlich noch der Getränke zu erwähnen. Wein war ursprünglich unbekannt. Man mißtraute aber auch, als man durch Römer und Gallier seine Bekanntschaft machte, dem stark berauschenden Getränk der Südländer und hielt seinen Genuß für verweichlichend. Allmählich jedoch lernten ihn die Anwohner der römischen Grenze kennen und schätzen. Auf deutschem Boden, und zwar am Rhein, führte den Weinbau erst Kaiser Probus gegen Ende des dritten Jahrhunderts ein, und noch im sechsten galt der rheinische Wein — jetzt der edelste der edlen — gar nicht viel; man trank weit lieber ausländische Sorten. Die echten Nationalgetränke der Deutschen waren der Met und das Bier. Jenes war ein gegorenes, also berauschendes Getränk aus Honig und Wasser. An Bienenzucht ist aber deshalb für die ältere Zeit gewiß nicht zu denken; man schnitt die Waben der in Waldbäumen bauenden wilden Bienen aus. Die Scheiben erreichten oft eine erstaunliche Größe; so sah Plinius eine von acht Fuß Länge, die auf der Hohlseite schwarz war. Den Met stellte man noch im Anfang des zweiten Jahrhunderts dem Weine gleich. Das Bier wurde bis nach der Völkerwanderung ohne Hopfen, man weiß nicht, mit welcher Würze, gebraut, und zwar durch die Hausfrau, die in der schmackhaften Zubereitung eine besondere Ehre suchte. Sie stand in der älteren Zeit sicherlich auch der Küche vor, wenngleich in den Häusern der Vornehmen schon ziemlich früh Sklaven als Köche verwendet wurden.

Fleisch, Fisch, Mus und Gebräu wurden in ehernen Kesseln gekocht, die auf Dreifüßen über dem Herdfeuer standen oder an einem starken Haken hingen. Der Spieß, der Schürhaken, Becken, Töpfe und Krüge sind als Küchengerät wohl allenthalben bekannt gewesen. Zum Essen selbst be-

*) Vergleiche Birne = pirum, Kirsche = ceresia, Nuß = nux, Mandel = mandola, Pfirsich = persicum, Pflaume = prunum &c. Ebenso steht es mit allen Gewürzen außer Lauch und Salz; vergl. Zwiebel = caepulla, Kümmel = cumminum, Minze = mentha, Pfeffer = piper &c., und mit sämtlichen Kohlarten (caulis).



durfte jeder einer Schüssel, die zuweilen von Thon, gewöhnlich von Holz (und zwar Eschenholz, daher noch jetzt „Asch“ d. h. Esche, soviel als „Schüssel“), in reichen Haushaltungen auch von Metall war. Daraus führten die an einzelnen Tischen Speisenden die flüssige oder breiige Nahrung in Löffeln zum Munde. Da in der alten Zeit Küche und Speisesaal ein und derselbe Raum war, so wird wohl bei Armen jeder — der Hausherr ausgenommen — sich selbst die Speise vom Herde, dem zunächst die Hausherrin saß, geholt haben; bei Wohlhabenden trugen Mägde oder Knechte, als Aufwärter ab- und zugehend, einem jeden die verlangte Speise zu. Zum Zerlegen des Fleisches auf den Tisch bediente man sich langer Messer, wogegen die Gabel als Tischgerät das ganze Mittelalter hindurch unbekannt gewesen und erst im 17. Jahrhundert allgemein in Gebrauch gekommen ist. Das Brot wurde stets gebrochen. Vor wie nach der Mahlzeit, bei großen Gelagen und zwischen den einzelnen Gängen, wusch man sich die Hände, was ja notwendig war, da sie statt der Gabeln dienten. Das dazu nötige Wasser nebst Handtüchern wurde in den Häusern der Vornehmen den Tischgästen durch Diener dargereicht.

Als Trinkgefäße benutzte man die gewaltigen Hörner der Auerochsen und andrer Stierarten. Die Schmiedekunst verstand sie am Rande mit oft kostbaren Silberbeschlägen zu schmücken. Daneben wurden von Italien und Gallien her Becher aus Metall eingeführt. Anfangs bevorzugte man die geräumigen Humpen, die erst sehr allmählich kleineren Gefäßen den Platz räumten. Eine wilde uralte Sitte kannte endlich noch eine besondere Art von Trinkschalen, nämlich die wie jene Auerhörner prächtig vom Schmied verzierten Hirnschalen aus den Häuptern erschlagener Feinde. So ließ der Langobardenkönig Alboin sich aus dem Schädel des von ihm getöteten Gepidenkönigs Kunimund ein Trinkgeschirr bereiten, in der Sage schmiedet Wieland Trinkbecher aus den Schädeln ermordeter Knaben und in einer berühmten altnordischen Dichtung, dem Sterbegesang des Dänenkönigs Ragnar Lodbrok, sieht der Sterbende mit Wonne der Zeit entgegen, wo er auf Wotans Metbank aus hohlen Schädelbechern trinken werde.

10. Kleidung, Schmuck, Waffen und Geräte.

Es hat nichts Auffallendes, wenn wir hören, die deutschen Krieger hätten sich in ältester Zeit nackt ins Schlachtgetümmel gestürzt. Denn da sie tüchtiger Schutzwaffen entbehrten, so warfen sie wahrscheinlich immer den Mantel, der sie an freier Bewegung der Arme behinderte, und oft auch das Wams, das sie nicht geschirmt hätte, vor dem Beginn des Kampfes ab. Keineswegs aber darf man daraus die früher verbreitete Ansicht herleiten, daß die Germanen überhaupt unbekleidet einher gegangen wären.

Auch wenn wir nicht bestimmte Nachrichten und untrügliche Abbildungen von der alten Tracht besäßen, so würde doch jene angebliche Nacktheit mit dem bekannten kühlen, ja teilweise rauhen und feuchten Klima Germaniens in unbegreiflichem Widerspruch stehen.

Das allgemeinste Kleidungsstück der Männer war ein aus derber Wolle gewebter Mantel, welcher ziemlich kurz — kaum bis zum Oberschenkel reichend — und viereckig geschnitten war und auf der rechten — selten, wie es scheint, auf der linken — Schulter, mit einer oft kunstvoll gearbeiteten Metallspange, oder in Ermangelung einer solchen mit einem Dorn zusammen gehalten wurde. Den Wollenstoff stellten die Frauen und Mägde her, welche die altehrwürdigen Künste des Spinnens und Webens fleißig übten. Selbst Fürstinnen schämten sich der Kunkel oder Spindel nicht. Den einfarbigen, meist ungefärbten Mantel des Mannes zierten sie zuweilen mit einem roten Saumstreifen. Zur Winterszeit, im kälteren Norden auch sonst, vertrat die Stelle des Mantels der Pelz, der ebenfalls kurz getragen wurde und auch, wie der Mantel, als Schlafdecke diente. Unter dem Mantel trug man ein kurzes, in der Regel ebenfalls wollenes, seltener leinenes Wams oder Untergewand.*) Es lag ziemlich eng an, war mit langen Ärmeln versehen und wurde gleich dem Mantel im Hause gewöhnlich abgelegt. Der Hose konnte man nicht entbehren. Sie fiel, gleichfalls ziemlich anliegend, entweder bis auf den Fuß hinab und vertrat zugleich den Strumpf, oder sie reichte nur bis unter das Knie, in welchem Falle das untere Bein gewöhnlich mit leinenen Binden umwickelt wurde. Die Füße waren mit kräftigen Lederschuhen versehen, die kaum bis zum Knöchel reichten und über der Fußspanne mit Riemen zugeschnürt wurden. Man pflegte sie ebenso wie die Hose auch in der Schlacht anzubehalten, ging aber natürlicherweise gelegentlich, und besonders im Hause auch barfuß.

Die Tracht der Frauen unterscheidet sich von der der Männer zunächst dadurch, daß das Untergewand bis auf die Füße herabwallte, und daß ihm die Ärmel fehlten. Die Frauen trugen also die Arme, und oft auch einen Teil der Brust nackt. Der auf der Schulter zusammen gehaltene Mantel fehlte so wenig wie die Bundschuhe. Doch waren die Frauengewänder häufiger als die der Männer von Leinwand und wurden gern mit buntfarbigen Streifen geschmückt. „Die Frauen unserer Feinde jenseits des Rheins," sagt Plinius, „kennen keine schöneren Kleider als linnene." Endlich gehörte zur Frauentracht noch der Gürtel, welcher in der Regel aus Leder oder Leinwand, oft schön mit Erzbeschlägen verziert war, zuweilen auch ganz aus Bronze bestand.

---

*) Der Anbau des Hanfes und Flachses war von altersher bekannt.



Von einer im Frieden gebräuchlichen Kopfbedeckung wissen wir nichts. Das volle, frei herabwallende, doch keineswegs ungeordnete, sondern wohlgepflegte Haar, das alle freien Männer und Jungfrauen trugen,*) machte diesen eine solche entbehrlich. Bei strenger Kälte und bei Regen zog man jedenfalls den Mantel teilweise über den Kopf. Verheiratete Frauen bedeckten das Haar wohl meist mit einem Schleier. Die Männer ließen außer dem Haupthaar auch den Bart lang wachsen, beschnitten aber beides zeitweilig unmerkbar, wenn nicht ein Gelübde dies verhinderte; die suebischen Stämme banden vor der Schlacht das Haupthaar auf den Scheitel in einen Knoten zusammen, entweder als festlichen Schmuck, oder um sich ein schrecklicheres Aussehen zu geben.

Stoff für Schmuck boten mancherlei Halb- und Ganzedelsteine, Gold und Silber (dieses seltener als jenes), Eisen und besonders Erz (Bronze), Bernstein und Glas, in der ältesten Zeit auch noch Steine, Knochen und Zähne. Die kostbareren Stoffe wurden natürlich von Fürsten, Edlen und Reichen, die geringeren, namentlich Bronze, von Ärmeren verwendet. Der Schmuck bestand in Stirnreifen (Diademen) für die Frauen, in Finger- und Armringen (Baugen), Gewandnadeln und -spangen, Gürtelschnallen und -beschlägen, Zierscheiben und -platten für beide Geschlechter. Die letztgenannten wurden nicht nur an Armen und Kleidern getragen, sondern auch am Pferdegeschirr und — als Buckel — am Schild angebracht. Die oft kostbaren und sehr beliebten Armringe umschlangen nicht selten, spiralförmig gewunden, den Unterarm, und bedeckten dann einen großen Teil desselben. Auch am Oberarm wurden Bauge getragen. Sie dienten häufig als Zahlungsmittel und wurden in der ältesten Zeit meist nicht im Lande verfertigt, sondern von südlichen und westlichen Grenznachbarn erhandelt.

Wie von Schmuckgegenständen, so findet sich auch von Angriffswaffen eine große Menge in den Gräbern unsrer Vorfahren. Zum Teil noch von Stein sind Streithämmer und Beile zu Schlag und Wurf, ganz kurze Schwerter und lange Messer, Pfeil- und Speerspitzen. Nur aus Holz bestand die Schlag- oder Wurfkeule, eine sehr altertümliche und von jeher allgemein verbreitete Waffenart, die man aber noch im späten Mittelalter kannte. Geworfen reichte sie nicht weit, dafür war ihre Schlagwirkung um so zerschmetternder. Als der römische Kaiser Mark Aurel zwei Löwen über die Donau jagen ließ, um die Markomannen zu schrecken, hielten diese die Bestien für große Hunde und — schlugen sie mit ihren Keulen tot.

Bei weitem die meisten Waffen waren jedoch ganz oder teilweise aus Erz oder Eisen. So hatten die Speere, kurze wie lange, gewöhnlich

*) Kämme aus Bein oder Holz, auf beiden Seiten gezähnt, gehören zu den gewöhnlichen Beigaben der Toten in den Heidengräbern seit der ältesten Zeit.



Metallspitzen, während der Schaft aus Eschenholz bestand. Der lange Spieß oder Ger (althochdeutsch gais, daher Namen wie Geiserich, Radagais), die verbreitetste Waffe des Fußstreiters, diente nur zum Stoß. Er ward, wie F. Dahn treffend bemerkt, gerade wegen seiner übermäßigen Länge von dem kleineren Römer leicht unterlaufen, dessen mörderisches Kurz- und Breitschwert dann den nackten oder doch harnischlosen Riesen traf, bevor dieser den Speer fallen lassen und etwa das Messer zücken konnte. Handlicher war die Framea oder der Kurzspeer, der für gewöhnlich zum Stoß, nur im Notfall zum Wurf benutzt wurde und mit einem sehr spitzen schmalen Eisen versehen war. Ihn führte der Fußgänger ebenso wie der Reiter, dessen einzige Trutzwehr er zu sein pflegte. Bei den Franken war in späterer Zeit die „Franziska“, eine zweischneidige Streitaxt, die geschleudert wurde, und der „Ango“, ein gezackter, mit Widerhaken versehener Wurfspeer, besonders beliebt. Außerdem gab es noch kleinere Wurfgeschosse (Wurfpfeile), die in großer Anzahl und auf sehr weite Entfernung geschleudert wurden, so daß sie den Feind oft wie ein Hagelschauer überschütteten. Dagegen brauchte man Bogen und Pfeile ursprünglich nur zur Jagd.

Die vornehmste, kostbarste und geehrteste Waffe war das Schwert, das in ältester Zeit wohl ausschließlich von Fürsten und Edlen, allgemeiner nur bei einzelnen Volksstämmen geführt wurde. Gerade der Umstand, daß letztere von diesem Gebrauch ihren Namen erhielten, beweist, wie wenig verbreitet sonst ursprünglich, als man nur wenig Eisen hatte, das Schwert war. Außer den Suardonen (Schwertmännern), einer kleinen Völkerschaft im östlichen Holstein, hießen nach ihrer Waffe die Sachsen und die Cherusker. Der Sachs war ein ganz kurzes, in der ältesten Zeit steinernes Schwert oder Schlachtmesser; cheru oder heru bezeichnete ein großes Metallschwert. Das Langschwert wird auch Spada, Spato (unser „Spaten“) genannt. Die Schwerter waren bei den verschiedenen Völkerschaften von verschiedener Größe und Gestalt, lang oder kurz, gerade oder flammenähnlich züngelnd, immer aber zweischneidig und scharf zugespitzt. Das Gehänge lag auf der linken Schulter auf und lief quer über Brust und Rücken, bis oberhalb der rechten Hüfte, wo die Klinge in der Scheide hing. Wert und Wichtigkeit des Schwertes erhellt noch aus andern Umständen: man betrachtete es wie ein lebendes Wesen, und legte ihm wie einem Menschen Namen bei (man denke an die sagenberühmten Schwerter Mimung, Gram, Balmung, Eckesachs, Nageling u. s. f.); es war das Zeichen des Mannes, wie die Kunkel oder Spindel das der Frau (daher hießen Verwandte männlicherseits Schwertmage, solche weiblicherseits Kunkelmage); es ward als das geweihte Symbol der Gerechtigkeit auf der Gerichtsstätte aufgehängt; selbst bei der Morgengabe, welche der Mann der Frau darbrachte, soll das Schwert nicht gefehlt haben. Noch nach einem fränkischen Gesetz des sechsten Jahr-

hunderts wurde ein Schwert samt Scheide gleich sieben Kühen, eines ohne Scheide gleich drei Kühen geschätzt, während Schild und Lanze zusammen nur zwei wert waren.

Sehr mangelhaft war es um die Schutzwaffen bestellt. Panzer wurden äußerst selten getragen. Sie waren ursprünglich aus Leder gefertigt und bedeckten nur die Brust. Später nähte man eiserne oder eherne Ringe darauf, endlich flocht man Ring an Ring, so daß der Panzer (die Brünne) nur aus solchen Ringen, nicht aus Stoff bestand. Metallharnische aus einem Stück, die späteren Plattenpanzer, kannte man gar nicht. Ebenso selten wie die Harnische, oder noch seltener waren Helme. Diese hatten eine sehr einfache, haubenartige Form, wurden zuweilen mit Federn geschmückt und waren aus Leder oder Erz gearbeitet. Manche Krieger trugen auch die vordere Hälfte von Pelzen erlegter Bären und Wölfe, so daß der Kopf des Untiers mit den starrenden Zähnen des Oberkiefers eine Art Helm bildete; die Vordertatzen wurden über der Brust zusammengebunden, das übrige Fell hing wie ein Mantel den Rücken hinab.

Die wichtigste Schutzwehr und die einzige allgemein verbreitete war der Schild. Aber wenn er auch mächtig groß und ungefüge war, so hielt er gegen römische Waffen keinen Stand; denn er bestand nur aus Holz oder Flechtwerk, das zuweilen mit Fellen überzogen war. Schildbuckel und andre Beschläge wurden erst ziemlich spät gebräuchlich. Der Schild war teils rund, teils viereckig, stets gewölbt, nicht ganz flach, weshalb er auch als Wiege und Hohlmaß verwendet werden konnte. Gern bemalte man ihn mit ausgesuchten bunten Farben; es gab weiße, rote, grüne, braune Schilde u. s. w. Künstlerisch begabte Naturen versuchten wohl auch Tierfratzen, Schnörkel und andre bildliche Darstellungen darauf anzubringen. In der Schlacht den Schild im Stiche zu lassen, galt für die höchste Schmach. Ein Mann, der solchen Schimpf auf sich lud, durfte bei keinem Opfer gegenwärtig sein, an keiner Ratsversammlung teilnehmen; er ward ein Gegenstand so allgemeiner Verachtung, daß er seinem Dasein oft durch Selbstmord ein Ende machte. Wer den Schild niederlegte, gab damit zu erkennen, daß er sich dem Gegner unterwarf. Den in der Schlacht gefallenen Helden trugen die Seinigen auf seinem Schilde von der Walstatt.

Von wichtigen Gerätschaften des Friedens ist vor allem der sehr einfache, meist aus einem gebogenen Stück Holz bestehende, räderlose Pflug (der sogenannte Hakenpflug) zu nennen, während die Egge kaum vor dem fünften Jahrhundert benutzt wurde. Ferner hatte man Dreschflegel und Sensen, Schaufeln, Hacken und Beile, Sägen und Zangen von altersher. Sichel, Grabscheit und Rechen dagegen lernten die Germanen wahrscheinlich erst von den Römern kennen. Der Küchen- und Tafelgerätschaften wurde im vorigen Abschnitt bereits erwähnt. Eimer und Zuber

bedurfte man für die warmen Bäder im Hause; natürlich hatte man auch Melkkübel. Bänke und Tische unterschieden sich nur durch die Höhe von einander, und waren von einfachster Beschaffenheit; erstere bedurften der Lehne nicht, da sie längs der Wände des Saales standen, und in der Regel wohl unverrückbar waren. Bettstellen gab es schwerlich; man schlief auf den Bänken oder auf einer am Erdboden aufgeschütteten Streu, über die man Felle oder Mäntel breitete. Kleider und Schmuck wurden in großen oder kleinen Truhen, Laden, Kisten und Kasten aufbewahrt.

Für Krieg und Frieden gleich unentbehrlich waren die Wagen, d. h. zwei- und vierräderige, schwere, große Karren, welche meist ganz aus Holz, zuweilen aus Flechtwerk gebaut und mit Fellen überspannt waren, so daß sie nicht nur als Fuhrwerk, sondern auch als Wohnung — namentlich auf der Wanderung — dienten. Die Räder bestanden aus massiven Scheiben, hatten demnach keine Speichen. Durch dichtes Aneinanderschieben dieser beweglichen, viereckigen Kasten bildete man die Wagenburg, die den Germanen statt der Lagerbefestigungen diente und zuweilen noch mit einem Pfahlzaun umgeben wurde. Die Räder umschüttete man oft mit Erde. Es gab außerdem auch leichtere Wagen zu allerlei Zwecken im Hof- und Feldleben. Alle Wagen wurden, soviel wir wissen, von Rindern, niemals von Pferden gezogen. So auch der heilige Wagen der Göttin Nerthus (d. h. der nährenden Mutter Erde), über deren Dienst Tacitus eine merkwürdige Schilderung bringt, die wir bei dieser Gelegenheit gleich mitteilen. „Es ist auf einer Insel des Oceans“ — man kann sie nur im westlichsten Winkel der Ostsee suchen — „ein heiliger Hain, und in ihm ein geweihter Wagen, mit Tüchern überdeckt. Ihn anzurühren ist allein dem Priester verstattet. Er merkt es, wenn die Göttin in ihrem Heiligtum gegenwärtig ist, und geleitet sie, von Kühen gezogen, mit tiefer Ehrfurcht durch die Lande. Dann giebt es frohe Tage und festlich geschmückt sind alle Stätten, welche die Göttin nur immer ihres Besuchs und Aufenthaltes würdigt. Dann ist überall Frieden, bis der Priester die Göttin, satt des Umgangs mit den Sterblichen, in das Heiligtum zurückführt. Danach wird der Wagen, die Tücher und — so glaubt man — die Gottheit selbst in einem geheimen See gewaschen, der die dienstleistenden Sklaven sogleich verschlingt.“

11. Gewerbe, Handel und Schiffahrt.

Um die Werke des Friedens kümmerte sich, wie schon gesagt wurde, der freie Mann, dem vor allem der Krieg oblag, wenig. Nur die oberste Aufsicht führte der Hausherr; das genauere Zusehen, Raten und Befehlen im einzelnen war Sache der Frau, die auch selbst den ganzen Tag geschäftig die Hände regte. Leichtere Arbeit verrichteten außer ihr die

Schwachen, Knaben, Mädchen und Greise, schwerere die Knechte und die derberen Mägde. Abgesehen von den alltäglichen Werken des Hauses und Feldes, wie Spinnen, Weben und Nähen, Besorgung des Viehs, Bestellung der Äcker u. s. w., gab es nur wenige gewerbliche Arbeiten, die von besonders dazu Gebildeten gleichsam als Künste betrieben wurden.

Von allen Gewerbtreibenden stand im höchsten Ansehen der Schmied, der oft ein Künstler in unserm Sinn war und dessen Wirken weit über die Grenzen der Thätigkeit jetziger Schmiede hinausging. Es ist nicht zu verwundern, daß einzig die Schmiedekunst auch eines freien Mannes für würdig galt, ja daß man sich sogar gewisse göttliche Wesen als Erfinder und Meister derselben vorstellte, da der Schmied ja das unentbehrliche Rüstzeug, den Stolz und die Freude des Helden, nämlich seine Wehr schuf und mit dem Volksheer in den Krieg zog, um die verdorbenen, in der Schlacht schartig gewordenen oder zerhauenen Waffen wieder herzustellen oder neue zu schmieden.

Aber nicht nur Eisen und Erz zu Schwertern, Messern, Speerspitzen, Helmen, Ringpanzern und anderer Wehr, sondern auch Gold und Silber zu herrlichem Schmuck der Frauen und Männer bearbeitete der Schmied, und daher wußten auch Fürstinnen und Königinnen den rußigen Künstler zu schätzen. Giso, eine Königin der Rugier, welche im fünften Jahrhundert nördlich von der römischen Provinz Noricum, im heutigen Österreich links der Donau saßen, hielt etliche kunstreiche Schmiede, die ihr königlichen Schmuck verfertigen sollten, in strengstem, knechtischem Gewahrsam, weil sie fürchtete, so treffliche Künstler zu verlieren. Zu ihnen kam, wie im Leben des heiligen Severinus erzählt wird, in kindlicher Neugier der noch sehr kleine Sohn der Königin gelaufen. Da setzten die Schmiede dem Knaben ein Schwert auf die Brust und riefen, wenn jemand bei ihnen einzutreten wage, ohne ihnen Sicherheit zuzuschwören, so würden sie zuerst den kleinen Prinzen durchbohren und dann sich selber ermorden, weil sie durch die lange Knechtschaft völlig erschöpft wären und nichts weiter zu hoffen hätten. Da zerriß die Königin ihre Kleider, schrie und jammerte und schwur, um ihr Kind zu retten, sie wolle die Schmiede in Freiheit setzen; und es geschah so. Noch Schlimmeres widerfährt in altgermanischer Sage dem göttlichen Schmied Wieland. Ihm läßt der grausame König Nidung die Sehnen an Füßen und Knien zerschneiden, damit der unvergleichliche Meister ihm nicht wieder, wie er gethan hatte, entweiche. Mühsam hinkt nun Wieland umher; sonst ein herrlicher Mann, jetzt ein unseliger Krüppel, sitzt er am Amboß und schmiedet dem Könige, was man nur schmieden kann, aus Gold und Silber und Erz, bis der Tag der Rache erscheint.

Alles, was man nur schmieden kann! Ein Begriff von gewaltigem Umfang; denn auch Waffen und Schmuck war noch lange nicht alles, was

des Schmiedes kunstreiche Hand schuf. Er war unentbehrlich beim Hausbau, maß und richtete, bildete Haken und Nägel und allerlei Werkzeug. Er faßte die Trinkhörner mit Silber und Gold ein, schuf die Harfe des Sängers so gut wie die Drommete des Kriegers, die heiligen Tierbilder, die als Feldzeichen dienten, nicht minder wie die riesigen ehernen Weihkessel und Opferbecken, in die das Blut der todgeweihten Kriegsgefangenen und der Opfertiere floß. Er schmiedete dem Roß das Gebißzeug und nagelte ihm die Hufeisen auf. Er verfertigte Sägen und Zangen, Sensen und Schaufeln und anderes Haus- und Feldgerät nicht minder als den prächtig bemalten, schön mit Beschlägen verzierten Holzschild des Fürsten. Zu so reicher, vielseitiger Thätigkeit gehörten kluger Sinn, scharfer Blick und sichere, geübte Hand, Körperkraft wie Gewandtheit; und darum sehen wir in der Sage selbst Helden aus göttlichem Blute, wie den herrlichen Siegfried, die Schmiedekunst erlernen, ohne daß dies ihrer Würde Eintrag thut, darum konnte der Wandalenkönig Geiserich einen besonders geschickten Meister dieser Kunst in den Grafenstand erheben; darum singt der altnordische Sänger selbst von den himmlischen Göttern: „Es einten sich die Asen auf dem Idafelde, Hof und Heiligtum hochauf wölbten sie, sie schufen Essen und schmiedeten Gold, wirkten sich Zangen und manches Werkzeug."

Die Schmiedekunst war das einzige Gewerbe, das einer besondern Werkstatt, eines eignen Gebäudes bedurfte. Die übrigen konnten in Haus und Hof geübt werden und gehörten in das Bereich der Frauen- und Knechtsarbeit. Selbst die Töpferei, obgleich stark betrieben, stand auf niedriger Stufe und wurde gewiß nicht als besonderes Handwerk geübt. Die ältesten erhaltenen Gefäße wenigstens — Totenurnen in den Gräbern — sind roh gearbeitet und kaum halb gebrannt. Daß dagegen die germanischen Frauen und Mägde das Spinnen und Weben und die Anfertigung aller Gewänder verstanden, ist schon erwähnt worden.

Da jedes Dorf, ja jede Haushaltung sich die wesentlichsten Lebensbedürfnisse selbst schaffte, so konnte der Binnenhandel nur geringe Ausdehnung gewinnen. Mit den benachbarten Nationen aber, mit Römern, Kelten und Slaven, standen wenigstens die Bewohner der Grenzgebiete in einem mehr oder minder lebhaften Handelsverkehr. Er mochte allerdings wohl mehr von Fremden als von Germanen betrieben werden; namentlich durchzogen gallische Kaufleute die deutschen Länder. Sie brachten Wein, Gewürze, Eisen, Gefäße, bunte Stoffe, Schmuck und allerlei Plunderkram und führten dagegen Sklaven und andre Kriegsbeute und deutsche Landeserzeugnisse aus, besonders Pelzwaren, Gänse, Rauchfleisch, Hunde, Pferde, Frauenhaar, Seife, Mohrrüben und Rettiche, vor allem aber den hochgeschätzten Bernstein (glaesum d. h. Glas genannt) von der Nord- und Ostseeküste.

Meist war der Handel Tauschhandel; wenn nicht, so dienten Vieh, Bauge, römisches Geld als Zahlungsmittel — im Grunde doch auch ein Tausch. Von den römischen Münzarten zogen die Deutschen die älteren, gezackten Münzen der Republik dem neuen kaiserlichen Gelde vor, weil jene gediegener und besser geprägt waren. Daß man lieber Silber- als Goldmünzen nahm, hatte seinen Grund nicht in einer Bevorzugung des wertloseren Metalls, sondern darin, daß jene für den Kleinhandel — und von etwas anderem kann kaum die Rede sein — bequemer zu verwerten waren als diese. Die Deutschen standen in dem Rufe ihren Vorteil beim Abschluß eines Geschäftes klug zu wahren. Ein verschlagener Kaufmann zu sein und überhaupt Handel zu treiben galt auch dem Freien und Edeling durchaus nicht für Schande. Da nur der freie Mann eignen Besitz hatte, konnte er ja schließlich allein kaufen und verkaufen, während Unfreien und Knechten dies gar nicht oder doch nur mit Genehmigung und im Namen des Herrn gestattet war. Es entspricht daher der alten Anschauung vollkommen, wenn wir noch in einem berühmten Gedicht des Mittelalters, der Gudrun, die Brautwerber des Königs Hetel sich für Kaufleute ausgeben und doch dabei ganz wie Helden sich gebärden sehen.

Der Handel erforderte, als er, etwa seit dem zweiten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung, etwas lebhafter ward, auch einige Straßen; und in der That gab es solche schon vor jener Zeit. Es waren freilich keine Kunststraßen im römischen und modernen Sinn — das Wort Straße ist wie der Begriff eigentlich römisch (via strata), — sondern nur „breitgetretene Völkerpfade oder Heerwege, ungangbar in der schlechten Jahreszeit.“ Die älteste dieser Straßen führte wahrscheinlich von der Ostsee südöstlich, dem Lauf der Weichsel entgegen und dann dem des Dniepr folgend, also meist auf undeutschem Boden, bis zum Schwarzen Meere. Hier verkehrten hauptsächlich griechische Kaufleute, die den Bernstein erhandelten. Eine andre, wohl nicht viel jüngere Bernstein-Handelsstraße zog sich von der Ostsee — oder dem östlichsten Winkel der Nordsee — die Elbe aufwärts entweder durch das heutige Sachsen, oder nach Osten gewendet durch Schlesien und überstieg vielleicht im Erzgebirge, oder im mährischen Gesenke den Rand Böhmens oder Mährens; jedenfalls endigte sie an der Donau bei Carnuntum, das an der Stelle des heutigen Heimburg bei Preßburg lag. Von hier aus wurde der Bernstein nach dem adriatischen Meere weiter befördert. Ein dritter Weg nahm, wie es scheint, in der Gegend der Elbmündung seinen Anfang und zog sich südwestlich durch Germanien über den Rhein nach Gallien hinein; den letzten Endpunkt dieser ebenfalls dem Bernsteinhandel dienenden Straße bildete Massilia (Marseille). Genauer als die im einzelnen zweifelhaften großen Linien lassen sich kleinere Wegstrecken verfolgen, die zum Teil Stücke jener großen

gewesen sein mögen, so z. B. die, welche von der Lippe her über den Osning zur Weser führte. Die meisten späteren Straßen verdanken ihren Ursprung erst den Römern, welche überall, wo sie Eroberungen — hier freilich nur vorübergehende — machten, selbst im Sumpfe und Moorboden von Nordwestdeutschland, mühsam ihre Kunststraßen und Bohlenwege anlegten. Solch eine Römerstraße führte z. B. von Vetera Castra (Xanten) am Rhein östlich die Lippe aufwärts nach dem römischen Kastell Aliso, von dem wir im Verlauf der Erzählung öfter hören werden; eine andere zog sich von Mainz durchs Land der Chatten nach Nordosten.

Schiffahrt auf Binnengewässern ward seit der Urzeit her geübt; aber auch auf die wilde See wagte sich bald die germanische Beherztheit. Und wie einfach waren und wie wenig Schutz boten ursprünglich die Fahrzeuge. Es waren die ausgehöhlten Stämme riesiger Urwaldeichen, die sogenannten „Einbäume", wie man sie vor ganz kurzer Zeit noch auf den oberbayrischen Seen schwimmen sah.*) Sie faßten zuweilen bis 30 Mann, waren aber in der Regel wohl viel kleiner. Auf solchen ungefügen Kähnen, ohne Segel und Steuer, fuhren die mutigen Nordseeanwohner, Chauken, Friesen und Bataver, des Seeraubs halber in das brandende Meer hinaus. Auf Strömen und Flüssen sah man sie allenthalben. Als der Stiefsohn des Augustus, der nachmalige Kaiser Tiberius, im Jahre 5 n. Chr. bis an die Elbe vorgedrungen war, bestieg am jenseitigen Ufer, wie der Geschichtschreiber Vellejus erzählt, „ein alter Mann, stattlich von Gestalt und, soviel sich aus seiner Kleidung abnehmen ließ, von hohem Range, eine ausgehöhlte hölzerne Mulde, wie sie dort üblich sind. Indem er selbst dieses sonderbare Fahrzeug lenkte, kam er bis in die Mitte des Stromes und bat um freies Geleit zum Feldherrn, was ihm gewährt wurde. Er landete also mit seinem Kahn, betrachtete Tiberius lange Zeit schweigend und sprach dann: „Ja, rasend ist unsre Jugend, die euch, wenn ihr fern seid, verehrt, seid ihr aber nahe, lieber es mit euren Waffen aufnimmt als ein Bündnis mit euch schließt." Darauf dankte er dem Römer dafür, daß er sich ihm gezeigt habe, berührte seine Hand, stieg wieder in sein Fahrzeug und langte, fortwährend nach Tiberius umblickend, am andern Ufer bei den Seinigen an." Besser gebaut als diese Einbäume waren jedenfalls schon die Schiffe, auf denen die Chauken die gallische Küste seit den vierziger Jahren des ersten christlichen Jahrhunderts zu plündern pflegten. Zur Zeit des Tacitus aber hatten die Germanen neben jenen urwüchsigen Fahrzeugen auch bereits schnelle, gelenkige, vorn und hinten

*) Der letzte Einbaum vom Chiemsee ist, nachdem er fünfzig Jahre lang die Fluten des Sees durchschnitten, im Jahre 1889 in den Garten des bayrischen Nationalmuseums zu München geschafft worden, um hier fortan als Denkmal der urältesten Form eines Schiffes zu dienen.



zugespitzte Schiffe, die auch zuweilen mit Segeln versehen waren und von den Küstenbewohnern bald noch mehr vervollkommnet wurden. Im Jahre 1863 hat man ein schönes, trefflich gebautes Segelschiff aus dem zweiten oder dritten Jahrhundert in einem Moor bei Flensburg in Schleswig, wo früher die See hinreichte, gefunden. Es wird jetzt in Kiel aufbewahrt, ist 70 Fuß lang und hat fünfzehn Ruderbänke. Da es ein Loch im Boden hat, muß man annehmen, daß es dort von der Mannschaft verlassen worden und versunken ist. Ohne Zweifel gehörte es Seeräubern. Seeraub zu treiben galt für eine heldenhafte, des Mannes würdige Beschäftigung, und jahrhundertelang waren Franken, Sachsen, Goten, Normannen, Wandalen als tollkühne „Wikinger" gefürchtet. Ihre Schiffe hießen Drachen, weil sie am Bugspriet mit dem Kopf, hinten mit dem Schweif eines mit grellen Farben bemalten Drachen geschmückt waren. Ein Schiff, das, einer Göttin geweiht, zu religiösen Zwecken gebraucht ward, erwähnt schon Tacitus, und merkwürdigerweise fanden abergläubische, von der Geistlichkeit heftig befehdete Umzüge mit einem Schiff noch im spätern Mittelalter hie und da statt.

12. Dorf, Haus und Hof.

Die Germanen, wenigstens die westlichen, waren schon zur Zeit des Tacitus keine Halbnomaden mehr, als welche sie Cäsar schildert. Wenn nach dieses Gewährsmanns unzweifelhaft zutreffender Darstellung die Germanen ungefähr noch ebenso weit von der Seßhaftigkeit entfernt erscheinen als die Arier in Asien nach der oben mitgeteilten Schilderung, so kann dies nicht wunder nehmen. Das vielhundertjährige notgedrungene Wanderleben war selbstverständlich aller bäuerlichen Entwickelung ungünstig gewesen, und von diesem Wanderleben waren unsre Ahnen ja eigentlich noch nicht zum Ausruhen gekommen. Anders steht es mit den Germanen des Tacitus. Die Deutschen hatten wirklich das unstete Umherziehen von einer Trift zur andern mit einem mehr seßhaften Leben vertauscht, ein Umschwung, der sich bei den Westgermanen früher als bei den entlegneren Ostvölkern, hauptsächlich im ersten Jahrhundert nach Christi Geburt, vollzog und durch Cäsars Eroberung von Gallien und Befestigung des Rheinufergebietes hervorgerufen war. Denn nun sahen die Deutschen ihrer Wanderlust Grenzen gezogen, die sie nicht zu durchbrechen vermochten.

Waren sie nun auch einigermaßen seßhafte Leute geworden, so wohnten sie doch nicht in zusammenhängenden Ortschaften. Städte gab es in Germanien gar nicht. Wo bei den alten Schriftstellern „oppida" auf deutschem Boden erwähnt werden, sind keineswegs Städte gemeint, sondern feste Plätze, von der Natur der Gegend geschützt, auf Felsen und Hü-

geln, im undurchdringlichen Urwald oder zwischen Sümpfen gelegen, wohin kein feindliches Heer folgen konnte. Denn sie dienten nicht etwa zu beständigem Aufenthalt, sondern nur als Zufluchtstätten im Kriege und waren, wo die Natur nicht hinreichenden Schutz bot, mit Holzzäunen und Dornenhecken oder mit rohen Steinwällen umgeben. Das sind die in Deutschland häufig vorkommenden „Ringwälle“ oder „Heidenlöcher“ oder „Heidenmauern“, die durchaus nicht von den Kelten oder gar von den Pfahlbauern herrühren. Solche Plätze führten zuweilen den Namen „Burgen“ d. h. bergende, schützende Orte, und als solche haben wir uns die angeblichen Städte Teutoburg, Askiburg, Quadriburg u. s. w. vorzustellen.*)

Der Germane haßte das Leben hinter Mauern wie den Tod. Es schied ihn ja von seinem lieben, „götterdurchschwebten, grünenden Wald“ und von der goldnen Freiheit des Landlebens, und darum kamen ihm, nach dem Wort eines alten Geschichtschreibers, die Städte vor wie Gräber oder wie Fanggruben, von Jägernetzen umstellt. Die alten Städte an Rhein und Donau aber sind keltische und römische Gründungen, und noch lange, nachdem unsre Vorfahren diese erobert hatten, vermieden sie es, sich darin niederzulassen. Sie begnügten sich meistens sie halb zu verbrennen und durchstreiften das offene Land.

Aber auch das germanische Dorf glich keineswegs dem italienischen mit seinen aneinanderstoßenden Häusern und engen Gassen. Ein solches bedrängendes Zusammenwohnen wäre dem deutschen Freiheitssinn widerwärtig gewesen. Das altdeutsche Dorf war im Grunde nichts als eine Anzahl von Einzelhöfen, die ganz planlos angelegt und durch Rasenplätze und Baumanger von einander getrennt waren. Kaum daß ein kreuz und quer laufender, gewöhnlich neben einem Bach sich hinschlängelnder Landweg eine Art Dorfstraße bildete. Die meisten Gehöfte lagen davon abseits;

*) „Sie bestehen meist aus ringförmigen Steinwällen von sehr verschiedener Stärke und Ausdehnung mit einem einzigen schmalen Zugang, weshalb sie auch geradezu Ringwälle genannt werden. Die Steine, oft mächtige Blöcke, sind unbehauen und ohne Bindemittel, aber möglichst dicht übereinander angehäuft, bis zu einer Höhe von acht, und einer Stärke von zwanzig Fuß. Kleinere haben oft nur wenige hundert Schritt im Umfang, größere bis zu einer halben Stunde. Einzelne mögen zugleich Opfer- und Dingstätten gewesen sein, die meisten aber hatten ohne Zweifel eine ausschließlich kriegerische Bestimmung; denn diese vermag allein den großen Aufwand von Zeit und Kraft zu erklären, der zu ihrer Erbauung nötig war. Während die größeren zunächst zu Zufluchtsstätten für Menschen und Vieh dienten, scheinen die kleineren hauptsächlich dazu bestimmt gewesen zu sein, vorgeschobenen Beobachtungsposten Schutz gegen feindliche Überfälle zu gewähren. Alle liegen auf Bergen, die eine freie Aussicht darbieten, viele auf Ausläufen, die weit in die Ebene vorspringen und sich daher vorzugsweise zu Beobachtungsposten eigneten. Zu einer energischen, aktiven Verteidigung eigneten sie sich allerdings nicht sonderlich, da sie wegen des einzigen schmalen Zugangs Ausfälle nicht leicht gestatteten.“ W. Arnold.



winkelige Sack- und Nebenpfade, die oft der Wagenfahrt Schwierigkeit bereiteten, führten zu ihnen. Bei einer Ansiedelung achtete man eben nicht auf irgend einen voraus bedachten, gemeinsamen Plan. Jeder baute lediglich für seinen Haushalt, alle Gelegenheiten und Eigenheiten des Geländes benutzend und sich ihnen anbequemend.

Man kann nicht einmal gewissen Völkerschaften die Einzelhofsiedelung, andern die Dorfsiedelung als eigentümlich zuschreiben. Nur älter ist die erstere insofern, als aus einem einzelnen Gehöfte oft mehrere hervorgingen und Dörfer sich bildeten, indem selbständig gewordene Söhne oder andre Verwandte neue Höfe in der Nähe des alten anlegten. Natürlich war dazu aber weder überall die Örtlichkeit günstig, noch stets ein Bedürfnis zu solcher Ausbreitung vorhanden; und daher finden sich die oft viele Stunden voneinander entfernten Einzelhöfe auch später noch gleichzeitig bei denselben Stämmen, ja in der nämlichen Landschaft neben den lockeren Anhäufungen mehrerer Gehöfte zu einem Dorf.*) Die Zahl der zu einem Dorfe gehörigen Gehöfte oder Haushaltungen betrug durchschnittlich zwanzig bis vierzig.

Als geeigneten Ort zur Anlage einer Siedelung benutzte man eine lichte Stelle im Walde, die Umgebung eines heiligen Quells, ein Bachthal, die Nähe einer Flußfurt. Daher die uralten Ortsnamen auf -loh (Wald) wie Gütersloh, auf -mar (Quell) wie Geismar, auf -lar (heilige Stätte) wie Fritzlar (aus Friedeslar), auf -affa, -aha (Wasser, später gewöhnlich zu -au, -a und -ach umgewandelt) wie Hirsau, Urach, Fulda, Bebra (Biber-aha), auf -furt wie Schweinfurt u. s. w. Rodungen wurden zu diesem Zweck in der älteren Zeit sicherlich nicht vorgenommen. Jüngere Bäume brauchte man zum Hausbau, niederes, vom Sturme gebrochenes oder abgestorbenes Holz zur Feuerung. Große, alte Stämme häufiger zu fällen als unbedingt nötig war, trugen unsre Ahnen gewiß schon aus religiöser Scheu Bedenken, und des Waldes Nähe, der im Sommer Kühlung, im Winter Schutz vor dem sausenden Sturm bot, wurde nicht gemieden, sondern gesucht. „Nur der Deutsche fühlt sich heimisch und behaglich im wilden Walde und vermißt sich, sein Blockhaus in die Einsamkeit, fern von menschlichen Spuren zu bauen. Dem Romanen und Slaven dagegen wird es unheimlich in der pfadlosen Wildnis; denn die Gebilde seiner leichterregten Phantasie finden hier kein entsprechendes Gegengewicht in der Selbständig-

*) Das Wort Dorf (altsächsisch thorp, verwandt mit latein. turba) bezeichnet die regellose Anlage des deutschen Dorfes vortrefflich; denn es bedeutet ‚Haufe'. Eine andre, jüngere Bezeichnung für den Begriff Dorf ist „Heim", in dieser Bedeutung in zahlreichen Ortsnamen, wie Deidesheim (Volksdorf), erhalten. Daneben kommt wih, wik (verwandt mit lat. vicus, griech. oikos) vor, das nur noch in dem Worte Weichbild und in Namen wie Bardewik und Braunschweig (Brunswik) fortlebt.

keit des Bewußtseins und dem frischen, trotzigen Wagemut des Germanen." Rodungen im großen Maßstab haben erst im eigentlichen Mittelalter seit der karolingischen Zeit, insbesondere im zwölften und dreizehnten Jahrhundert, den deutschen Urwald gründlich gelichtet.

Schon die Germanen der Einwanderungszeit hatten Häuser gebaut, die sich aber freilich nur wenig von Zelten unterschieden und nach jetzigem Sprachgebrauch höchstens als Hütten bezeichnet werden könnten. Ein Gestell von Stangen, darüber ein einfaches Dachgerüst, das Ganze mit Decken und Tierfellen belegt, vorn eine rechtwinklige Thüröffnung, durch eine Decke verhängt, — das ungefähr war jenes urgermanische Wanderhaus, das, ohne jedes Fundament errichtet, in wenigen Minuten auseinandergenommen und auf den Wagen geladen werden konnte. Nicht einmal dies scheint immer nötig gewesen zu sein. Das „Haus" berührte bei einigen wandernden Stämmen wahrscheinlich nur mit vier Pfosten den Boden, so daß der Eingang auf einer kurzen Leiter erreicht wurde und der niedrige Räderwagen sogleich darunter geschoben werden konnte, um ohne Abbruch das Holzzelt leicht weiter zu fahren. Jenes oft runde oder vielmehr cylinderförmige Hüttenhaus erscheint noch ziemlich spät bei den östlichen, von der römischen Kultur noch gar nicht berührten Germanen, allerdings insofern verbessert, als die Decken und Felle dem Flechtwerk aus Weiden und Schilf gewichen sind und über der Thür sich zuweilen schon eine Fensteröffnung zeigt. Die Westgermanen dagegen schritten — wir dürfen vermuten, schon in den ersten christlichen Jahrhunderten — zu einem vollkommneren, wenn auch immer noch fundamentlosen Hausbau vor, den wir im folgenden zu beschreiben versuchen. Dabei dient uns das alte niedersächsische Bauernhaus, wie es noch immer in den Gebieten zwischen Unterelbe, Weser und Ems, wenn auch immer seltener, zu finden ist, sozusagen als Modell; denn es ist der fast unverfälschte Nachkomme jenes westgermanischen.

Das altdeutsche Haus wurde nicht gemauert, sondern gezimmert. Den Gebrauch von Bruchsteinen, Ziegeln und Mörtel kannte man nicht.*) Es war also ein Blockhaus und zwar aus unbehauenen, aufrechtstehenden, nur zum Teil eingerammten Balken, welche auswendig mit Lehm verschmiert und mit glänzender, farbiger Erde bemalt, inwendig gewöhnlich mit Brettern verschlagen waren. Die vier Umfassungswände überschritten die Manneshöhe nicht und erhoben sich ohne gegrabenen Grund über dem Erdboden, so daß

*) Daher sind alle Dinge, die zum Steinbau gehören, mit lateinischen Namen bezeichnet; vergl. z. B. Mauer = murus, Ziegel = tegula, Kalk = calx, Mörtel = mortarium, Pfeiler = pilarius, Quader = quadrus, ferner auch Fenster = fenestra, Kammer = camera, camara, (eigentlich ein Gemach mit gewölbter Decke), Söller = solarium u. a.



das alte Gesetz der Sachsen die Möglichkeit ins Auge faßt, daß ein Dieb sich nachts unter der Wand durch die Erde ins Innere wühle. Über den Umfassungswänden, die ein längliches Viereck umschlossen, lag das nach allen Seiten gleich tief hinabgehende, zeltförmige Dach aus Stroh, Schilf oder ähnlichen Stoffen. Wie leicht selbst dieses Gebäude zuweilen noch gezimmert war, erkennt man daraus, daß das Haus im deutschen Recht noch jahrhundertelang zur „fahrenden Habe" gerechnet wird und daß ein altbayrisches Gesetz den mit Strafe bedroht, der ein fremdes Haus „auseinander wirft", was allerdings schwerlich durch die Kraft eines Einzelnen, wohl aber durch vereinte Bemühung Mehrerer geschehen konnte. Es war also wohl nicht bloß durch ein religiöses Gefühl, sondern auch durch Rücksicht auf Festigkeit des Baues begründet, wenn man zuweilen das Haus um einen mächtigen Baum herumbaute, so daß er mit Stamm und Wurzeln im innern Raume stand und mit seiner Krone das Dach überschattete.

Das Haus war ein sogenannter Einbau, d. h. es barg zwischen seinen niedrigen Wänden und unter seinem hohen Dache alle wesentlichen Räume für Wohnung und Wirtschaft — mit einer später zu erwähnenden Ausnahme. Daß der Dachraum von den unteren Räumen durch keine Zwischendecke getrennt, sondern daß das Dach zugleich Zimmerdecke war, erhellt aus einer Bestimmung des alemannischen Gesetzes: ein Neugeborenes sei als lebend zu betrachten, sobald es die Augen geöffnet und das Dach des Hauses und die vier Wände gesehen habe. Der Hauptraum, den man unmittelbar durch die einzige, auf einer Schmalseite liegende Thür betrat, bildete den Flur oder die sogenannte Diele, die aber keineswegs mit Brettern gedielt, auch nicht mit Steinen gepflastert war, sondern, wie alle andern Räume, die bloße, festgetretene Erde zum Fußboden hatte. Sie war der größte, und — da sie unter der Mitte des Daches lag — der höchste Teil des Hauses. Hier wurde die Ernte abgeladen, um auf die Balken und Bretter des Dachstuhles hinaufbefördert zu werden; hier wurde als auf einer Tenne das Getreide ausgedroschen; hier nahm man alle Geschäfte und häuslichen Verrichtungen vor, für die ein besonderes Gelaß nicht vorhanden war.

Unter demselben Dach, an den Langseiten des Flurs und von ihm nur durch niedere Bretterverschläge oder durch Querstangen und einzelne Holzpfeiler unvollkommen getrennt, zogen sich rechts und links die Stände für das Vieh, das durch den Flur und die einzige Thür im Sommer des Morgens aus-, des Abends eingetrieben wurde und mit den Köpfen in die Diele hineinguckte. Nur den Schweinen hat man vielleicht von alters her neben dem Hause bisweilen einen eignen Koben eingeräumt.

Den Hintergrund des Ganzen bildete der ursprünglich einzige Wohn-

raum, die „Halle“ oder der „Saal“ (später die Stube, jetzt das Flet genannt), vor dem die Ställe abbrachen, so daß er ganz von einer Langseite bis zur andern sich erstreckte und um soviel breiter als der Flur war, wie die Ausdehnung der Ställe vom Flur bis zu den Außenwänden betrug. Seine Hinterwand war die der Thür gegenüber liegende Hausschmalseite, vorn nach dem Flur zu stand er offen und war wohl auch von den Ställen nur durch niedrige Verschläge geschieden. Mitten in diesem Saale*) stand der sehr niedere, heilig gehaltene Herd, auf dem beständig das Herdfeuer unterhalten ward. Das gänzliche Verlöschen des letzteren suchte die Hausfrau, unter deren Obhut der Herd stand, mit ängstlicher Sorgfalt zu verhüten. Um den Brand auch über Nacht zu nähren, bedeckte man einen großen Eichenblock, den man an einem Ende zum Glimmen brachte, mit Asche und wußte diesen so geschickt zu legen, daß er oft monatelang, ja das ganze Jahr hindurch fortglimmte. Da der Herd beständig rauchte, so hätte, wenn die Thür nachts oder bei Winterkälte geschlossen war, das ganze Haus mit Qualm erfüllt werden müssen, hätte nicht gerade über dem Herd eine viereckige Öffnung im Dache sich befunden, das sogenannte Windauge oder Rauchloch, durch das der Rauch abzog und am Tage das freundliche Himmelslicht hereinlugte. In der Nacht freilich gewährte es dem lauernden Dieb, der leicht das Dach erklomm, und bei schlechtem Wetter dem Schnee und Regen einen allzubequemen Zugang, und deshalb versperrte man es durch ein vorgespanntes Tierfell, das doch nicht so dicht schloß, daß der Rauch nicht noch einen Ausweg gefunden hätte. Den nötigen Luftzug für das Herdfeuer schaffte am frühen Morgen die fleißige Hausfrau, indem sie Windauge und Thür öffnete.

Rings um die Wände der Halle liefen Bänke, die in der Regel ohne Lehne und an der Wand befestigt waren. Auf ihren breiten Sitzen ließen sich die Hausgenossen und Gäste zum Mahl an kleineren Tischen nieder, die auch beiseite gerückt werden konnten. Der Ehrenplatz war der Hochsitz des Hausherrn, etwas höher gelegen als die übrigen, gerade hinter dem Herd, gegenüber der Thür, welche der Hausherr mit gutem Grund im Auge behielt, so daß niemand ohne sein Wissen ein- oder ausging. Die Bänke sowohl wie der Herrensitz dienten zugleich als Nachtruhestätten für Hausvater und -Mutter und die unverheirateten Kinder. Stroh, Mäntel und Pelze versahen, wenn nötig, die Stelle der Polster und Decken. Knechte und Mägde schliefen, soweit sie im Herrenhof wohnten, zuweilen in dem Hausflur und in den Ställen, im Sommer wohl auch

*) Mit diesem Namen wird aber auch das ganze Herrenhaus, nicht nur die Halle oder Stube bezeichnet.



im Freien, in der Regel aber in eigenen unterirdischen Räumen, die nachher erwähnt werden sollen.

Das ganze Innere des altdeutschen Hauses bildete, wie aus dem Gesagten hervorgeht, einen großen Raum, in dem einzelne Abteilungen nur mehr angedeutet, nicht wirklich abgegrenzt waren. Mit einem Blick konnte man, wenn die Ernte noch nicht eingebracht war, diesen ziemlich dunkeln, rauchgeschwärzten, mit mancherlei Gerüchen erfüllten Raum überblicken bis hinauf zu dem höchsten Dachbalken, dem First, auch Hahnenbalken genannt, weil auf ihm der „Hofsänger" mit seiner Familie zu nächtigen liebte. Dem genügsamen Sinn des Germanen deuchte dieser Hausraum traut und behaglich, und er entbehrte auch des Schmuckes nicht gänzlich. Gewisse Stellen des Gebälkes waren mit wunderlichem Schnitzwerk, meist Menschen- und Tierfratzen, verziert, die Verschlagbalken hie und da bunt gefärbt, auf Brettern stand bei wohlhabenden Hauswirten mancher schöne blanke Kessel und ausländische Becher oder Krug; an den Wänden der Halle und den hölzernen Pfeilern, die hie und da das Dachgebälke stützten, hingen die Waffenstücke des Herrn und der noch nicht selbständigen Söhne des Hauses. Mit Wohlgefallen mag der Blick auch in die Höhe geschweift sein, wo von den Dachsparren an starken Haken die Schinken und andre geräucherte Fleischstücke, ja auch schon Würste herniederhingen. Für das Behagen der Hausgenossen aber und der stets willkommenen Gäste sorgte die unermüdliche, von allen hochgeehrte „Herrin", die treue Gattin des „Wirtes", die strenge Mutter der Kinder, die kluge Gebieterin über das Gesinde.

Außer dem Hause, in unmittelbarer Nähe desselben, befanden sich stets noch kleinere, eigentümliche Nebengelasse, welche Tunge genannt wurden. Sie dienten zu Schlafräumen des Gesindes, wie für jüngere Ehepaare der Familie, die noch kein eigenes Dach besaßen. Auch wurde in ihnen das Geschäft des Webens, überhaupt solche Arbeit der Weiber betrieben, die nicht wie die der Knechte auf dem Felde oder im Hofraum verrichtet werden konnte. Da diese Arbeitsräume keinen Herd hatten, mußte man sie dadurch gegen die Kälte zu schützen suchen, daß man sie kellerartig in die Erde eingrub und oben mit Viehdünger (Tung) belegte. Sie waren „trichterförmig und von ziemlicher Tiefe, in der Mitte durch eine Balkenanlage in eine obere und eine untere Abteilung geschieden." Arme Familien, namentlich angesiedelte Knechte mögen nicht selten jahraus jahrein in diesen Gruben gewohnt haben; doch standen dann wohl kleine Häuser darüber. Während des Winters benutzte man die untere Abteilung zur Aufbewahrung des Fruchtvorrats, versteckte, wenn feindlicher Überfall drohte, auch sonst allerlei Habe darin, indem man sie oben der Bodenfläche gleich machte und mit Erde und Rasen bedeckte. Noch im späten Mittelalter gab

es in Deutschland und Frankreich diese unterirdischen „Tunge", und so heißen auch jetzt noch in Nürnberg die kellerartigen Webewerkstätten am Weberplatze.

Daß dem oben beschriebenen altdeutschen Hause, wie V. Hehn bemerkt, beständig die Gefahr drohte in Flammen aufzugehen, war natürlich. Der Feind warf den Brand in das Strohdach, der Räuber legte heimlich Feuer an das Zimmerwerk, eine zufällig ausgebrochene Flamme verzehrte rasch die Stämme und Bretter der Wände und das trockene Gebälk. Schon das Herdfeuer, das bei plötzlichem Luftzug bisweilen die Dachsparren belecken mochte, jedenfalls öfters Funken entsandte und durch seinen Rauch das Holzwerk ausdörrte, brachte dem Hause unschwer Verderben, nicht minder die herrschende Sitte, die langen Winterabende mit dem brennenden Kienspan zu erhellen, der gewöhnlich in einen Spalt oder ein großes Astloch gesteckt ward. Allerdings stand, wenn die Hausgenossen nicht im Schlafe durch Rauch und Flammen untergingen, bald wieder ein neues Haus da, das nicht wie das alte hie und da den Regen durchließ und von Rauch geschwärzt war, und mit dem alten war auch allerhand Ungeziefer mitverbrannt; allein ein Hausbrand bedeutete doch immer für Besitzer und Mitbewohner einen harten Verlust, oft ein schweres Unglück, weil ja eben nicht nur die Gebäude selbst, sondern gewöhnlich auch ein großer Teil der übrigen Habe, namentlich des Viehs, dabei seinen Untergang fand.

Kein Wunder also, wenn man das Haus wenigstens gegen frevelnde Feindeshand möglichst zu schützen suchte. Diesem Zwecke, doch nicht nur diesem, diente der Hofraum oder die Hofreite, die bei keinem Hause fehlte und stets von einem festen Zaun und Pfahlwerk, zuweilen auch von einer Dornenhecke oder einem Bollwerk aus Geflecht, Rasen und Erde umschlossen war. Ein solche Abschließung behagte dem germanischen Freiheits- und Selbständigkeitssinn. Bei besonders stattlichen Gehöften von Fürsten und Edlen mag die Umzäunung nicht selten das Aussehen einer Befestigung gehabt haben. Wir wissen von Belagerungen dergleichen fester Gehöfte, und die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, daß zuweilen solche mit jenen angeblichen „Städten" oder „Burgen" gemeint sind, die oben auf die als Zufluchtsstätten dienenden „Ringwälle" zurückgeführt wurden.

Im Hofe tummelten sich, wenn sie nicht im Freien ihre Nahrung suchten, Hühner, Enten und Gänse, wohl auch zuweilen ein Teil des vierfüßigen Kleinviehs, da es weder an Rasen noch an Wasserpfützen gefehlt haben wird. Knechte und Mägde saßen oder standen hier und dort oder gingen ab und zu, wie es das Tagewerk eines jeden mit sich brachte. Zuweilen schlugen die Hunde an, die treuen Wächter des Hofes. Dazwischen spielten, lachten und schrieen mit ihren unschuldigen blauen Augen und

hübschen, weiß und roten Gesichtern die nackt umherlaufenden, flachsköpfigen Kinder der Herrschaft wie der verheirateten Knechte. Und über all dem Treiben wachte das nimmer müde Auge der Hausfrau.

Gärten in unserm Sinne gab es in jener alten Zeit noch nicht; doch ist anzunehmen, daß hin und wieder ein Winkel des Hofes zur Anpflanzung der wenigen bekannten Küchengewächse, wie der schön blühenden Bohne und des unentbehrlichen Lauchs, und vielleicht einiger Beerensträucher benutzt ward.

Nur Haus und Hof war erbliches Grundeigentum der Familie, nicht so das Feld. Jeder Hausvater nämlich erhielt einen Teil des Gemeindelandes zum Anbau des für seinen Haushalt nötigen Getreides auf Zeit angewiesen, während Wiesen oder richtiger Weiden gar nicht verteilt und nicht einmal vom Walde streng abgegrenzt wurden, sondern mit letzterem zusammen den allgemeinen Anger, wo die Herden aller Dorfbewohner frei weiden durften, und den allgemeinen Jagdgrund bildeten. Diese Gemeindetriften und Gemeindewälder hießen daher und heißen noch in neuerer Zeit mit ihrem alten gemeinsamen Namen die Almende d. h. der ungerodete Grund, der aller Gemeinde zusammen gehört und den Mitgliedern derselben zum gemeinschaftlichen Nießnutz offen steht. Später, als man das Gras zu dörren verstand, ließ es die Gemeinde mähen und das Heu nach Maßgabe der Stellung und Würde an die einzelnen Hofherren verteilen. Für das germanische Altertum ist an eine Schonzeit des Weidelandes, überhaupt an eine Wiesenkultur nicht zu denken.

13. Altdeutsche Feldwirtschaft.

Das bei der Einwanderung eroberte Gebiet gehörte naturgemäß dem ganzen Volke, wurde für das Volk unter feierlichen Gebräuchen in Besitz genommen. Der Teil des gewonnenen Landes, der der wertvollste war, d. h. der schon teilweise urbar gemachte, fruchtbarste, wurde bei der Begrenzung des Gebietes möglichst in die Mitte genommen, um ihn feindlichen Angriffen zu entrücken. Die unterworfenen Ureinwohner tötete man nicht mehr, sie wurden vielmehr zu Unfreien und bebauten als solche ihr ehemaliges Eigentum für die neuen Herren, welche sich im allgemeinen als mild bewiesen und sich oft mit einem mäßigen Zins in Getreide oder gewerblichen Erzeugnissen begnügten. Doch nicht überall fand sich schon bebautes Land vor. Wo dies nicht der Fall war, suchte man zuerst die Gegenden aus, die für Anlage von Dörfern und Höfen, für Ackerbau und Viehweide besonders geeignet schienen, und trachtete auch hierbei danach, diese möglichst in die geschützte Mitte zu verlegen, während Urwald, See,

Sumpf, Fluß, Hochgebirge als Grenzwehr, zum Teil als Almende bestimmt wurden.

So war anfangs alles Land Volks- oder Staatsland; dem Einzelnen ward nur von der Gesamtheit die Nutznießung des allgemeinen Eigentums überlassen. Und daher hatten die Sueben, von denen Cäsar erzählt, noch gar keine dauernden Ansiedelungen und gesonderte Äcker, sondern verlegten sogar ihre Wohnsitze von Jahr zu Jahr, wobei die „Häuser“ auf Karren mitgeführt wurden. Nicht einmal die Bestellung und Nutzung des Bodens ward von den einzelnen Familien betrieben, sondern war Sache der Gemeinde oder Markgenossenschaft. Und bei den übrigen Germanen, die Cäsar kennen lernte, war es nicht viel anders: auch hier wurden die Wohnsitze jährlich gewechselt, keiner hatte eignen Grundbesitz, aber es wurde doch — der erste unscheinbare Übergang zur Seßhaftigkeit — alljährlich den einzelnen Familien durch die Fürsten als Vorsteher der Gemeinde ein gewisses Maß von Ackerland zur eignen Bewirtschaftung übergeben.

In den hundertundfünfzig Jahren, die zwischen Cäsar und Tacitus liegen, vollzog sich nun zwar der Übergang vom umherschweifenden zum seßhaften Leben noch nicht ganz und gar, aber er machte doch wenigstens bei den Westgermanen mächtige Fortschritte. Cäsars überlegene Kriegskunst hatte, worauf schon hingewiesen worden ist, dem Gebiete der freien Germanen im Westen eine feste Grenzlinie gezogen, Tiberius that im Süden ein Gleiches. Seit der Regierung dieses Kaisers bestand ein dauernder Grenzfriede, der Wandertrieb sah sich gehemmt, die Stetigkeit in Bezug auf Grund und Boden ward immer mehr zur Notwendigkeit. Wir haben gesehen, daß zur Zeit des Tacitus, also gegen Ende des ersten christlichen Jahrhunderts, das deutsche Dorf kein Zeltlager mehr war, das man ohne großen Zeitaufwand abbrechen und an einem andern Ort wieder aufstellen konnte. Jeder Familienvater hatte seine „Hofstatt“: Haus, Hof und Kellerräume. War auch alles noch sehr einfach, so fehlte doch nicht ein gewisses seßhaftes Behagen an Wohnlichkeit und häuslichem Schmuck. Wie stand es aber damals mit der Feldwirtschaft?

„Die Ackerfluren,“ so ungefähr berichtet Tacitus, „werden nach der Anzahl der Bebauer (d. h. der selbständigen und freien Gemeindeglieder) von allen zusammen in ihrem Umfange bestimmt und dann nach Rang und Würden unter die Hausväter verteilt. Bei der weiten Ausdehnung des verfügbaren Grundes bereitet die Teilung keine Schwierigkeiten. Von allen Ländereien, die den Anbau gestatten, wird übrigens immer nur ein Teil, nicht alles zugleich, bebaut; das übrige bleibt unbestellt. Denn an einen anstrengenden Wettkampf mit der Ertragsfähigkeit eines so ausgedehnten Bodens denkt niemand. Obstanlagen, Abgrenzung der Wiesenflur vom Walde, künstliche Bewässerung sind unbekannte Begriffe. Nichts als

das Getreide verlangt man vom Boden. Infolge dessen unterscheiden sie auch nur die Jahreszeiten Winter, Frühling und Sommer; des Herbstes Name ist ihnen so unbekannt wie sein Segen."*)

Aus diesen Sätzen ist zunächst zu lernen, daß der Feldbau auf der tiefsten Stufe stand und nur ganz oberflächlich, ohne Ausnutzung des Bodens, betrieben wurde, daß weder von Obst- noch von Wiesenkultur die Rede sein kann, daß der Getreidebau auf die Sommersaat beschränkt, daß Wald- und Weideland noch nicht streng voneinander geschieden war. Ein Wechsel in Bezug auf das Ackerland findet noch immer statt, aber er ist ganz anderer Art als zu Cäsars Zeit. Damals wurde alljährlich ein neues Stück Wildland in Anbau — wenn man dies Wort überhaupt gebrauchen kann — genommen. Jetzt dagegen ist ein für allemal das Ackerland vom Wald- und Weideboden geschieden; es gehört der Gemeinde und diese verteilt es zur Benutzung an ihre selbständigen Mitglieder dergestalt, daß jeder Haushalt sein bestimmtes Teil auf längere Zeit (genaueres läßt sich nicht sagen) zugewiesen erhält. Weil man aber noch keine Düngung kannte, so blieb sich der Ertrag eines und desselben Ackerstückes nicht gleich; nach einigen Jahren wollte der Boden nicht mehr so reichlich tragen. Man mußte ihm also die nötige Ruhezeit vergönnen. Aus diesem Grunde konnte eine Familie das ihr zugeteilte Ackergebiet nicht jahraus jahrein in seinem ganzen Umfange bebauen, vielmehr wurde — man brauchte ja mit dem Boden nicht zu geizen — nur ein Teil — vielleicht der dritte oder vierte Teil — auf einmal mehrere Jahre hintereinander, vielleicht auch nur für ein Jahr gepflügt und besäet, während das übrige brach dalag, als Gras- oder Dreeschland, bis dieses sich wieder erholt, jenes sich erschöpft hatte; dann nahm man wieder den Teil des Dreeschlandes, der am längsten brach gelegen hatte, in Anbau, um nach Verlauf von abermals mehreren Jahren wiederum zu wechseln. Es bedurfte nur noch der Einführung der Wintersaat, um von diesem Wechsel, der innerhalb nicht genau zu bestimmender Zeiträume stattfand, zur sogenannten Dreifelderwirtschaft zu gelangen, bei welcher mit dreijährigem Wechsel, immer ein Drittel des Ackerbodens mit Wintersaat, ein Drittel mit Sommergetreide bestellt wird, ein Drittel aber „unter Brache" d. h. unbestellt bleibt.

Aus alledem ergiebt sich, daß von allem germanischen Boden in der alten Zeit nur ein sehr geringer Bruchteil gleichzeitig bebaut war, ein größerer war Brachfeld, bei weitem der größte aber Wald- und Weidegrund, der seinerseits zum größten Teil als Almende dem allgemeinen Nießnutz

*) Tacitus denkt an die Wein- und Olivenernte; die germanischen Früchte reiften alle schon im Sommer.



offen stand, teilweise auch als Tempelgut oder zu Gerichtsstätten, Ringwällen oder sogenanntem Ödland verwendet wurde. Unter letzterem ist der Grenzwald, d. h. der kaum durchdringbare Streifen Urwaldes längs den Marken eines Völkerschaftsgebietes zu verstehen, der durch große Verhaue noch unwegsamer gemacht wurde und nebst Sümpfen, Seen, Flüssen und Gebirgskämmen eine natürliche Deckung und leicht zu verteidigende Schutzlinie gegen feindliche Angriffe bot.

In welcher Weise die Ackerverteilung*) stattfand, wissen wir nicht genau. Das ist sicher, daß sie sich nicht auf die einzelne Person, auf jeden Kopf der Bevölkerung bezog, sondern auf jede Haushaltung. Nur die „Markgenossen" nahmen daran teil d. h. Adlige und Freie und — mit gewisser Beschränkung — die Hörigen; Knechte oder Sklaven blieben ganz ausgeschlossen. Der adlige Hausvater erhielt ungefähr doppelt so viel als der gemeinfreie, viermal soviel als der hörige. Persönliches Verdienst und Ansehen wurde jedenfalls berücksichtigt, vielleicht auch die Kopfzahl der Familie, d. h. das Bedürfnis. Die Ackerverteilung leitete der Fürst, zu dessen Gau die Gemeinde gehörte.

Unmündige Söhne und unverheiratete Töchter wohnten stets im Hofe des Vaters. Doch auch nicht jeder mündige Sohn erhielt einen eigenen Hof, da die Erlaubnis zur Errichtung eines solchen nur durch die Markgenossenschaft selbst erteilt werden konnte. Wer sie erlangte, erhielt zugleich das Anrecht, bei der Ackerverteilung berücksichtigt zu werden. Öfter, als wir anzunehmen geneigt sein möchten, kam es wohl bei der raschen Vermehrung des Volkszahl vor, daß schließlich kein Land zur Verteilung mehr übrig war, da bei einem so unvollkommenen Feldbau eine ganz außerordentlich viel größere Fläche Landes zur Ernährung einer gewissen Volksmasse erforderlich war als heutzutage. In solchem Falle mußte Übervölkerung und Nahrungsmangel eintreten und ein Teil der Landesbewohner auswandern. Aus so leicht begreiflichen Anlässen ist die große Völkerwanderung erwachsen, deren erster Vorbote der Zug der Kimbern und Teutonen war, nicht aber aus Eroberungsgelüsten oder einer unbegreiflichen grundlosen W a n d e r s u c h t, obgleich ein Volk, das eben erst zur Seßhaftigkeit gelangt ist oder erst im Begriff ist, dazu zu gelangen, zu dessen Lebensbedingungen Jagd und Viehzucht immer noch in erster Reihe gehören, selbstverständlich viel leichter bereit ist seine Scholle aufzugeben und in der Fremde sein Heil zu suchen als ein Volk von altansässigen Ackerbauern, und obgleich eine heldenhafte Neigung zu abenteuerlichen, wagehalsigen Unternehmungen, eine unleugbare W a n d e r l u s t dem germanischen Volkscharakter

*) Die gebräuchliche Bezeichnung derselben als „Verlosung" ist nur geeignet ganz irrige Vorstellungen zu erwecken.



eigen ist. Ohne Zwang ist sicherlich niemals ein Volk ausgewandert; denn trotz aller Wanderlust und Kampfesfreude hing doch der Germane mit so inniger Liebe an der Heimat, daß selbst die Auswanderer nicht auf ihr Anrecht an der heimatlichen Flur verzichteten, und daß dieses ihr Anrecht auch den Zurückbleibenden heilig und unverjährbar galt. Wir haben für diese merkwürdige Erscheinung mehrere unwiderlegliche Beispiele; das lehrreichste ist folgendes.

Einst als das Wandalenvolk, von Hunger gezwungen, zuerst sein Heimatland verließ, war ein kleiner Teil davon in den alten Wohnsitzen geblieben. Diese bedangen sich von den Abziehenden das Recht aus, den letzteren zukommenden Teil des Gemeindeackers zu bestellen, bis sie einmal wiederkehren würden. Als nun die Hauptmasse des Volkes abgezogen war, bot das Land wieder genügende, ja reichliche Nahrung für die Zurückgebliebenen. Sie bestellten die freigewordenen Felder und genossen den Ertrag, betrachteten sie aber nicht als ihr Eigentum. Ein Vierteljahrtausend verging, mit ihm ein Geschlecht nach dem andern. Da hörten die Wandalen in der Heimat, die Nachkommen ihrer in grauer Vorzeit ausgewanderten Brüder hätten unter ihrem Könige Geiserich ein gewaltiges Reich in Afrika gegründet. Darüber freuten sie sich sehr, hatten aber keine Lust auszuwandern, sondern dachten vielmehr, jetzt sei die Zeit gekommen, wo sie das Recht, das den Nachkommen der Ausgewanderten noch immer an der Feldverteilung zustand, für sich erlangen konnten. Darum schickten sie Gesandte, die den weiten, weiten Weg glücklich zurücklegten, vor Geiserich traten und also sprachen: „Wir Wandalen in der alten Heimat freuen uns herzlich über das Glück unsrer Brüder in Afrika. Da wir aber nicht länger imstande sind, eure Anrechte an dem Lande, das eure Urväter verlassen haben, zu wahren, so bitten wir, ihr wollet jenes euer Recht, falls ihr keinen Wert mehr darauf leget, uns ohne Entgelt überlassen, damit wir als unbestrittene Eigentümer alles heimische Land unter uns verteilen und gegen jeden Feind verteidigen können.“ Geiserich und die Seinen fanden diese Bitte eben so verständig als gerecht und wollten schon thun, wie die Gesandten baten, da erhob sich ein edler, hochangesehener Greis von großer Weisheit und sprach warnend: „Meine Brüder, williget hierein niemals! Denn wenn wir auch eines schier unglaublichen Glückes teilhaft geworden sind, so steht doch kein menschliches Werk auf festem Grund. Nichts Bestehendes ist sicher, und in der Zukunft ist nichts unmöglich. Wer weiß, ob ihr nicht dereinst gern in den alten Stammsitzen eine Stätte suchen werdet, wo ihr euer Haupt niederleget.“ Geiserich war von dieser Warnung tief ergriffen und stimmte dem Greise bei. Die Gesandten mußten unverrichteter Dinge heimkehren. Damals verlachte man die Weisheit des Greises; ein Jahrhundert später, als die Wandalen von dem

oströmischen Feldherrn Belisar zerschmettert wurden, gedachte man traurig seiner Worte wie einer Weissagung. Jetzt aber konnten sie nicht in die frühere Heimat zurückkehren, denn sie hatten keine Schiffe zur Überfahrt nach Europa; auch mochten jene Zurückgeliebenen inzwischen von größeren Völkern überschwemmt sein.

Mit Recht bemerkt G. Freytag zu dieser Erzählung, daß solch eisenfestes Halten des heimischen Landbesitzes und so hohe Auffassung der Bodenrechte nur bei einer Nation möglich ist, deren Leben auf einer zwar einfachen, aber regelmäßigen und umfangreichen Produktion von Feldfrüchten und auf einem Herdenbesitz beruht, der im Wirtschaftshofe zusammengehalten wird, und nur bei einer Nation, welcher eine jahrhundertealte feste Gemeindeordnung diese sittlichen Vorstellungen tief in die Seele geprägt hat. — Was fordern denn die angeblich so rohen und wilden Kimbern, nachdem sie bereits mehrere Römerheere geschlagen haben, von den besiegten Römern? Ackerland, soviel sie zum sorgenfreien Leben bedurften, und nicht umsonst fordern sie es, sondern sie erbieten sich, dafür den Römern mit ihren Waffen gegen alle Feinde beizustehen. Und dieselbe maßvolle Forderung, dasselbe ehrliche Erbieten vernehmen wir wieder und immer wieder im Lauf von sieben Jahrhunderten, sobald ein deutsches Volk an der römischen Grenzmarke steht. Jene Kimbern drangen endlich doch, von grimmiger Not getrieben, über die Grenzen Italiens, um sich das Verweigerte gewaltsam anzueignen. Sie wurden geschlagen und vernichtet. Und nach hundert Jahren beschließen die im fernen Jütland zurückgebliebenen Stammesbrüder der längst Vermoderten, nicht deren Fall zu rächen, sondern ihr Unrecht zu sühnen; sie senden ihren heiligsten Weihkessel nach Rom und bitten um Verzeihung für die alte Verschuldung ihrer Volksgenossen; denn diese hatten sich an fremdem Eigentum vergriffen, und das lastete auf den Daheimgebliebenen wie eignes Vergehen. Der Zorn der Götter, der jene so sichtbar getroffen hatte, mußte besänftigt, das alte Unrecht völlig gesühnt werden. Unmöglich wäre ein solches Thun, wenn nicht schon damals — etwa um den Beginn unsrer Zeitrechnung — die Seßhaftigkeit jenem, dem unruhigen Getriebe der südlicher wohnenden Stämme fernen Volke sozusagen in Fleisch und Blut übergegangen wäre und ihm so hohe Begriffe von der Heiligkeit des Bodenrechts (wohl gemerkt nicht des Einzelnen, sondern des ganzen Volkes) eingeflößt hätte. Dabei wollen wir indes nicht ableugnen, daß die Kimbern in Jütland schwerlich auf ähnliche Gedanken gekommen sein würden, wenn ihre gestorbenen Volksgenossen nicht geschlagen und zu Grunde gerichtet worden, sondern Sieger geblieben wären. Der gute oder schlechte Ausgang ist nach alter Anschauung zugleich ein Beweis für die Gottgefälligkeit oder das Gottverhaßte eines Unternehmens. Und wenn ein trefflicher Gelehrter die

Germanen des Tacitus ein Volk von Bauern nennt, so darf nicht vergessen werden, daß der freie Germane, der doch das Volk eigentlich vorstellte, nicht selbst Bauer war, insofern er es verachtete, den Feldbau, wie die Werke des Friedens überhaupt, selbst zu treiben und diese vielmehr seinen Knechten überließ, daß er dagegen in erster Reihe Krieger, in zweiter Gutsherr genannt werden muß, ja auch letzteres im strengsten Sinne doch nicht einmal, da es keinen eigenen Grundbesitz des einzelnen Mannes, von seiner Hofstätte abgesehen, gab.

14. Sippe, Gau, Staat und Volksversammlung.

Die zwanzig bis vierzig Familien oder Haushaltungen eines Dorfes oder der in einer Gegend liegenden Einzelhöfe, die untereinander erklärlicherweise vielfältig durch Bande des Blutes verbunden waren und daher große Familien im weiten Sinne bildeten, traten zu einander in einen engeren Verband, eine Gemeinde, welche die Sippe genannt wurde und einen besonderen Trupp wehrhafter Männer zum Volksheer stellte. Der älteste und weiseste unter den Hausvätern übte als Aldermann ohne besondere Vorrechte nur durch persönliches Ansehen eine Art natürlicher Leitung über die Sippegenossen. Mehrere Dörfer, und dem entsprechend eine größere Anzahl von Einzelhöfen bildeten zusammen einen weiteren Verband, der bei den lateinischen Schriftstellern pagus, auf deutsch der Gau oder die Hundertschaft hieß.*) Die Krieger eines solchen Gaues, welcher also stets mehrere Sippen (Dorfgenossenschaften) umfaßte und unter einem eignen, selbstgewählten Fürsten stand, bildete wiederum eine größere Heeresabteilung und eine Gruppe in der Landesgemeinde oder Volksversammlung. Die Gesamtheit aller Gaue endlich, die sich zu einem Volksheer und einer Volksversammlung vereinigten, machte einen Staat (lat. civitas oder natio) aus, eine jener zahlreichen Völkerschaften, von denen die wichtigsten oben im siebenten Abschnitt genannt worden sind. Es gliederte sich sonach jede germanische Völkerschaft (und demzufolge auch jedes Volksheer) in mehrere Gaue (Hundertschaften), jeder Gau in mehrere Sippen.

An der Spitze der ostgermanischen Völker z. B. der Langobarden, Wandalen, Goten, stehen schon bei ihrem frühesten Auftreten in der Geschichte Könige. Bei den Westgermanen aber gab es in der Zeit vor der Völkerwanderung, von seltenen Ausnahmen abgesehen, wenigstens in Friedens-

*) Der letztere Name rührt wohl daher, daß ein Gau ursprünglich ungefähr hundert Familien — oder Hundertzwanzig, ein altgermanisches „Großhundert" — zählte. Oder ist er erst von den beim Heerwesen besprochenen „Hunderten" entnommen?



zeiten weder erbliche Könige noch gewählte Staatsoberhäupter, die über den Gaufürsten gestanden hätten. Bei ihnen wurde der Staat in der Regel nicht durch eine einzelne Person dargestellt, sondern durch die Volksversammlung, das Volksthing, Landesthing, oder Allthing, das übrigens auch in Monarchien die größte Bedeutung besaß. Obgleich nämlich jeder Gau regelmäßig seine eigenen Gerichtsversammlungen unter dem Vorsitz seines Fürsten abhielt, so gab es doch noch wichtigere, das ganze Volk angehende Angelegenheiten genug, welche nur im allgemeinen Volksrate verhandelt werden konnten.

Zu diesem versammelten sich alle waffenfähigen freien Männer, also das Heer, und zwar bewaffnet, so daß das Landesthing zugleich zur Heerschau diente. Eine der wichtigsten Obliegenheiten des Things war daher die Musterung der zur Waffenfähigkeit herangereiften Jünglinge. Die Dauer der Versammlung richtete sich nach der Zahl und der Wichtigkeit der zu verhandelnden Sachen, doch verflossen, wie Tacitus berichtet, regelmäßig zwei bis drei Tage, bis die Thinggenossenschaft zusammengekommen und mithin die Versammlung beschlußfähig war. Diese Unpünktlichkeit leitet Tacitus sehr richtig aus dem germanischen Selbständigkeitsgefühl und Freiheitstrotz her. Waren endlich alle beisammen, so ordnete man sich, ohne die Waffen abzulegen, nach den Hundertschaften (wie im Heere), der Landespriester sprach die feierliche Formel der „Hegung" aus, durch die er andächtiges Schweigen gebot und vor Störung des Thingfriedens warnte. Dadurch wurde die Versammlung unter Schutz und Frieden desjenigen Gottes, dem Krieg, Heer und Thing geheiligt waren, nämlich des Ziu, gestellt, und wer den Frieden brach, war ein Beleidiger der Gottheit und wurde vom Priester bestraft.

Alles, was im Thing verhandelt werden sollte, wurde zuerst im Kreis der Fürsten, im „Fürstenrat" durchberaten. An den Verhandlungen in der allgemeinen Versammlung aber beteiligten sich außer den Fürsten redend und ratend nur die ältesten und weisesten Männer der Gemeinden. Die übrige Menge gab nur entweder ihren Beifall durch klirrendes Zusammenschlagen der Waffen oder ihr Mißfallen durch unwilliges Murren zu erkennen. In letzterem Fall galt der von einem Fürsten oder Aldermann vorgetragene Vorschlag für abgelehnt, währen der durch die Beifallsäußerung der Landesgemeinde zum endgültigen Beschluß erhoben ward.

Den Gegenstand der Verhandlungen bildeten Beschlüsse über Krieg und Frieden, Wahl der Fürsten, Knüpfung von Bundesgenossenschaften, Verteilung der Kriegsbeute, Verleihung des Waffenrechts an Jünglinge und Freigelassene, auch Entscheidung besonders schwieriger oder für das ganze Volk bedeutsamer Rechtsfragen, die im Gauthing nicht erledigt werden konnten. Zu Freveln gegen die Gesamtheit des Staats wurde

namentlich Landesverrat, feige Flucht, Heiligtumsschändung, heimlicher Mord und Zauberei gerechnet. Ward ein Krieg beschlossen, so hatte das Thing auch einen Herzog (herizogo, ‚Heerführer') zu wählen, d. h. einen Feldherrn, der für die Dauer des Kriegs mit der obersten Leitung betraut wurde. Den erwählten Herzog, der stets aus der Reihe der Fürsten erkoren und dem als Zeichen seiner Würde ein Speer überreicht ward, hob das Volk auf einen Schild und trug ihn unter Jauchzen und Waffengetöse durch die Reihen der Versammelten. In gleicher Weise fand in Monarchien die Königswahl statt, natürlich aber auf Lebenszeit und immer aus dem ältesten und vornehmsten Adelsgeschlecht des Volkes. Öfters kam es übrigens vor, daß ein Herzog, der sich als ausgezeichnet tüchtiger Anführer bewährt hatte, mit Bewilligung des Volkes seine Würde mit dem Königsnamen weiter führte. Auch glänzend begabte Führer von Heerscharen, die aus irgend welchen Gründen ihre Heimat verließen und Eroberungszüge in fremde Länder unternahmen, haben zuweilen die Königswürde von ihren Kriegern verliehen erhalten. Solche Heerkönige, die sogar dauernde Reiche gründeten, waren z. B. Ariovist, der im südöstlichen Gallien seine Herrschaft ausdehnte, und Odovakar, der auf den Trümmern des weströmischen Kaisertums ein deutsches Königreich Italien gründete.

Es versteht sich von selbst, daß bei Gelegenheit der großen Thinge, dieser feierlichen Zusammenkünfte, die sämtliche freien Männer einer ganzen Völkerschaft sich gaben, auch festliche Gelage gehalten wurden. Tacitus bezeugt dies ausdrücklich, indem er sagt: „Auch über Wiederversöhnung von Feinden, über Verschwägerungen, über Wahl der Fürsten, ja über Krieg und Frieden pflegt man beim Gelage zu ratschlagen, als ob zu keiner Zeit das Herz sich leichter zu geraden und einfachen Gedanken aufthue oder zu großartigen erwärme. Dies Volk ohne Falsch und List eröffnet bei solcher Gelegenheit die Geheimnisse der Brust in fröhlicher Stunde. So wird denn alles, was unverhüllt und offen als Gesinnung eines jeden sich zeigt, am folgenden Tage von neuem in Überlegung genommen, und unverkümmert bleibt jeder Tageszeit ihr Recht: sie beraten, wenn sie der Verstellung unfähig sind; sie beschließen, wenn sie nicht irren können." Da Fürstenwahl und Beratung über Krieg und Frieden nur im Landesthing gehalten werden konnten, so bezieht sich des Römers Darstellung auch auf das letztere.

Die Volksversammlungen zerfielen in echte oder ungebotene und in unechte oder gebotene Thinge. Es fand nämlich jedes Jahr zu bestimmter, herkömmlicher Zeit, wahrscheinlich im Frühling, ein ordentlicher, regelmäßiger Landtag statt, zu dem sich jeder Waffenfähige ohne besondere Aufforderung Jahr für Jahr einfand; einen solchen nannte man ein echtes oder ungebotenes Thing. Außerdem wurden noch, wenn irgend etwas

Unvorhergesehenes von Wichtigkeit zu beraten war, außerordentliche Thinge abgehalten, zu denen vom Fürstenrat durch Boten an die Thinggenossen ein besonderes Aufgebot erging: dies waren die gebotenen oder unechten Thinge. Zur geeignetsten Zeit für diese wie für jene wählte man womöglich die heiligen Zeiten des Neumonds oder Vollmonds. Es hängt dies offenbar damit zusammen, daß das germanische Jahr urspünglich ein Mondjahr war, daher man auch nicht nach Tagen sondern nach Nächten rechnete, d. h. nach germanischer Zeiteinteilung ging die Nacht dem Tage voraus. Bei den Römern rechnete man umgekehrt den Tag mit der folgenden Nacht, von Sonnenaufgang zu Sonnenaufgang als einen Kalendertag.

15. Die Stände des Volks und die Könige.

Die ganze Masse der Bewohnerschaft Germaniens schied sich zunächst in zwei Hauptschichten: in Freigeborene und in Unfreie oder Knechte. Eine Mittelstellung zwischen beiden nahmen die Freigelassenen oder Hörigen ein. Nur die Freigeborenen, die nach der Vornehmheit der Abstammung in Adlige und Gemeinfreie zerfielen, zählten im Staat mit, hatten teil am Heer und an der Volksversammlung. Die verschiedene Schätzung der Stände drückt sich am handgreiflichsten in der Höhe des Wergeldes (d. h. Manngeldes*)) aus d. h. der Summe, welche als Buße für die Tötung (oder Verletzung) eines Mannes für hinreichend galt. Ein solches Wergeld betrug nämlich keineswegs in allen Fällen gleichviel: ein Adliger ward mindestens auf das doppelte, zuweilen auf das drei-, ja sechsfache geschätzt wie ein Gemeinfreier; das Wergeld für einen Freigelassenen betrug nur halb so viel wie für einen Freigeborenen. Für Unfreie oder Knechte gab es gar kein Wergeld, da sie nicht als Personen, sondern als Eigentum ihrer Herren, mithin als Sache angesehen wurden.

Da die Knechte von den alten Schriftstellern servi d. h. Sklaven genannt werden, so stellt man sich ihr Los oft härter vor als es war, indem man an die traurige Lage der Sklaven bei den Römern denkt. Allerdings waren sie auch in Deutschland rechtlos, sie durften von ihren Herren verschenkt, verkauft, ja sogar getötet werden, sie waren Leibeigene. Wie menschlich indes im allgemeinen die Behandlung war, die sie thatsächlich erfuhren, geht schon daraus hervor, daß ein rechtlicher Unterschied zwischen ihnen und den Freien erst von erlangter Jünglingsreife an eintrat,

*) Das erste Glied der Zusammensetzung ist das althochdeutsche wer d. h. Mann, Mensch, verwandt mit dem lat. vir. Es ist außer in Wergeld noch in Werwolf (ein in Wolfsgestalt umgehender Mann) und in Welt (aus weralt Menschenalter) erhalten.

wo der Freie wehrhaft, also ein Krieger ward, während der Knecht (althochdeutsch scalch ‚Schalk‘) kein Recht hatte Waffen zu führen, außer im Dienst und Auftrag seines Herrn, etwa zur Jagd. Als Kinder wuchsen Freie und Unfreie einträchtig und gesellig zusammen auf. Die meisten Knechte waren Landsiedler, angesiedelte Eigenleute, d. h. der Herr überließ ihnen in der Regel ein Stück Boden zu eigner Bewirtschaftung und begnügte sich mit einem Teil des Ertrags in Gestalt einer Abgabe von Getreidekörnern, Vieh oder Kleidungsstücken. Tacitus bezeugt es, daß deutsche Sklaven nur selten geschlagen oder zu Zwangsarbeiten genötigt wurden. Und wenn der Herr einmal einen Knecht tötete, so geschah dies nicht aus grausamer Härte, sondern im leidenschaftlichen Ungestüm, wozu den Germanen die angeborene Heftigkeit oft genug auch gegen Freie hinriß. Der Unterschied bestand nur darin, daß die Tötung eines Schalks nicht strafbar war. Wurde er durch einen andern als seinen Herrn getötet, so galt dies nur als Schädigung des letzteren an seinem Eigentum und ward demnach als Diebstahl oder Raub bestraft. Eignen Besitz hatte der Knecht nicht, und seine ihm vom Herrn anvertraute Scholle zu verlassen war ihm verwehrt. Was er erübrigte, mochte er zwar mit Weib und Kind benützen, konnte es aber weder verkaufen noch vererben. Starb er, so fiel sein Gut wieder dem Herrn anheim. Der Knecht durfte ferner nur mit Einwilligung seines Herrn heiraten, und zwar nur eine Unfreie, und die Kinder aus einer Knechtsehe wurden wieder Knechte. Und wenn der Herr keinen Grund und Boden mehr hatte und sie auch nicht zu Gesindediensten verwenden konnte oder wollte, so wurden sie verkauft oder verschenkt. Wer nicht durch Geburt Knecht war, konnte durch Unterwerfung im Kriege, durch Kriegsgefangenschaft, durch Unfähigkeit seine Schulden zu zahlen, oder auch infolge wagehalsigen, unglücklichen Spielens dauernd oder vorübergehend seine Freiheit verlieren, verknechtet werden. Als äußeres Zeichen seiner Unfreiheit trug der Schalk stets kurzgeschorenes Haar.

Die Zahl der Knechte war im Verhältnis zu der der Freien nicht allzugroß. Es gab in Germanien keine große Sklavenwirtschaften, etwa wie bei den Römern. Nur die Fürsten und Könige erhielten bei der Felderverteilung soviel Ackerboden, daß sie eine ansehnliche Zahl Unfreier ansiedeln konnten, nur sie vermochten ein zahlreiches Hausgesinde zu halten, während bei den meisten Freien die Frauen und Kinder neben ein paar Knechten und Mägden die häuslichen Arbeiten verrichteten; es mag auch Haushaltungen mit einem einzigen Knechte gegeben haben.

Hatte ein Knecht durch ausgezeichnete Treue, unbescholtenen Wandel und männliche Tüchtigkeit sich besonders hervorgethan und sich die Liebe und Achtung seines Gebieters erworben, so kam es zuweilen vor, daß der Herr die Verdienste des Knechtes durch Freilassung belohnte. Doch

konnte er dies nicht eigenmächtig thun, er bedurfte dazu der Genehmigung der Landesgemeinde. Vor dem Volksthing wurden dann dem bisherigen Knecht durch seinen Herrn feierlich Speer und Schild, die Waffen des freien Mannes überreicht. Dadurch ward er für waffenfähig, für einen volksfreien Germanen erklärt. Das Band, das ihn an den Herrn gefesselt hatte, war völlig gelöst. Er trat in den Stand der Gemeinfreien, hatte das Recht, in der Volksversammlung beifällig mit dem Speer und Schild zu klirren, oder zum Zeichen seiner Mißbilligung ein unwilliges Murren ertönen zu lassen, er zog von nun an unter den übrigen Gaugenossen im Volksheer in den fröhlichen Männerkampf; fiel er rühmlich im Streit, so hoben — das wußte er — jungfräuliche Walküren, die Dienerinnen des Götterkönigs, auch ihn empor zur goldenen Halle der seligen Helden, während er als Knecht wahrscheinlich den Strohtod gestorben und zur geheimnisvollen Unterwelt, ins Reich der schweigenden Hella, hinabgefahren wäre.

Sehr selten war indes eine volle Freilassung; daneben gab es eine geringere, so zu sagen halbe, die unzweifelhaft viel häufiger vorkam und durch welche der Knecht in eine Art Mittelstand zwischen Sklaven und Freien, nämlich in die Zahl der Hörigen, Liten oder Freigelassenen im engeren Sinne trat. Diese unterschieden sich von den Knechten dadurch, daß sie gewisse persönliche Rechte genossen; namentlich durften sie in Privatsachen vor Gericht als Ankläger oder Zeugen erscheinen, auch ihre eigene Sache führen, falls sie verklagt waren. Aber ein Höriger war durchaus kein vollberechtigtes Mitglied der Gemeinde und zählte im Staate, d. h. im Heer und in der Volksversammlung, nicht mit. Er „gehörte" noch immer mit Weib und Kind seinem Herrn, war an die Scholle gebunden und verrichtete Herrendienste, nur daß diese leichterer Art, keine Gesindepflichten, sondern im wesentlichen bloß Gegenleistungen für verliehenen Grund und Boden in Gestalt von Naturalabgaben waren. Verheiratung eines Hörigen mit einer Freien war in der Regel, aber nicht immer untersagt; Kinder aus solchen Mischehen wurden wieder hörig. Aber dem Enkel gestand in der Regel die Volksversammlung die vollen Freiheitsrechte zu. Das Wergeld, durch welches Tötung oder Verletzung eines Liten gesühnt, auf welches letzterer also gleichsam geschätzt ward, betrug die Hälfte des Freienwergeldes.

Noch günstiger als die Lage solcher Herrenhöriger war die der Staatshörigen. Wenn nämlich Germanen ein Land eroberten, so begnügten sie sich nicht immer damit, einen Teil des Grundes und Bodens für sich zu verlangen und dem besiegten Volke einen Zins aufzulegen, sondern forderten zuweilen Abtretung des ganzen Landes. Dadurch verloren die Unterworfenen allen Grundbesitz. Sie wurden Unterthanen des Staates, entrichteten ihre Abgaben und erhielten dafür einen, wenn auch geringen Anteil

an den Ackerverteilungen. Auch diese an sich schon sehr milde Art der Hörigkeit geriet übrigens mit der Zeit häufig in Vergessenheit, so daß die Staatshörigen allmählich in den Stand der Freien übergingen. Andrerseits geschah es mitunter auch, daß sie in Abhängigkeit von einem Herrn, ja sogar in Knechtschaft gerieten, doch wohl nur zur Strafe für Verrat, Empörung oder andre Vergehen.

Wer aus rechtmäßiger Ehe entsprossen und nicht von unfreien und hörigen Eltern erzeugt war, der war keines andern Menschen eigen, sondern sobald er die Wehrhaftigkeit erlangt hatte, sein eigener Herr und hieß ein Freier. Die große Masse des Volkes — also auch des Heeres — bildeten die Gemeinfreien, auch Heermannen oder Kerle genannt, die daher auch die eigentliche Grundlage für Recht und Gesetz abgaben. Ein „Freienlos" galt bei der Feldverteilung, das „Freienwergeld" bei Büßung eines Totschlags als Einheit. Der Freie konnte eignen Besitz, namentlich eine eigene Hofstätte haben; er hatte im Landesthing wie in der Gauversammlung, im Rat wie im Gericht Sitz und Stimme und besaß das Recht, stets Waffen zu tragen.

Über den Gemeinfreien standen endlich noch die Edlen, Edelinge oder der Adel, d. h. die Angehörigen der vornehmsten, ruhmvollsten Geschlechter, aus denen die Fürsten, die Führer des Volkes, ohne die das Volk nicht weiß, was es thun soll, gewählt wurden. Ehen zwischen Adligen und Gemeinfreien waren zwar meist gestattet, galten aber doch im allgemeinen für Mißheiraten. Als Kriegsgeiseln suchte man womöglich Edelinge zu erhalten. Das Wergeld für einen Adligen war, wie schon bemerkt wurde, mindestens doppelt so hoch wie für einen Gemeinfreien. Im selben Verhältnis standen die Ackeranteile beider Stände.

Die Zahl der Adelsgeschlechter war im Vergleich zur Zahl der Gemeinfreien gering und schmolz im Laufe der Zeiten immer mehr zusammen, was sich durch die ausschließliche Hingabe des Adels an den kriegerischen Beruf erklärt. Bei den Cheruskern ging schon im ersten christlichen Jahrhundert der ganze Adel durch innere Kriege zu Grunde. Zuweilen trachtete auch die Königsfamilie aus Eifersucht und Mißtrauen danach, die andern erlauchten Geschlechter auszurotten.

Das höchste Adelsgeschlecht nämlich hieß das königliche, denn aus ihm wurden in Monarchien vom Volksthing die Könige durch Schilderhebung erkoren. Das Wort König (kunninc, künic) ist nur eine Ableitung von chunni, künne d. i. Geschlecht, bedeutet also einen „Mann von Geschlecht," nämlich von hoher Abkunft. Berühmte Königsgeschlechter waren z. B. bei den Ostgoten die Amaler, bei den Westgoten die Balten, bei den Langobarden die Gunginge. In stolzem Selbstbewußtsein rühmten sich solche Familien der Großthaten ihrer Ahnen und leiteten ihre Abkunft von

den Göttern her, und das fromme Volk zollte ihnen hohes Ansehen. Zwar war die Macht des Königs durch den Fürstenrat und die Volksversammlung vielfach beschränkt; er wirkte nach des Tacitus treffendem Ausdruck mehr durch sein Beispiel als durch Herrscherrechte. Er hatte zwar den Staat nach außen hin würdig zu vertreten, aber auch dies nicht ohne Einwirkung des Things und der Fürsten. Selbst die Kriegsbeute wurde nicht vom Könige, sondern vom Volksthing verteilt. Noch am Ende des fünften Jahrhunderts, wo die Königsgewalt schon sehr erstarkt war, konnte ein roher fränkischer Germane es wagen, als König Chlodowech ein köstliches Gefäß von der Beute nehmen wollte und die Fürsten einwilligten, mit der Axt an den Krug zu schlagen und dem Könige zuzurufen: „Nichts sollst du haben, als was dir von Rechts wegen gehört.“ Dagegen ward dem Könige ein größerer Grundbesitz zugestanden als jedem andern, und an der Ackerverteilung nahm er nicht teil; natürlich war auch sein Anteil an der Kriegsbeute seiner Stellung entsprechend; die, welche seine Gefolgsmannen gewonnen hatten, gehörte nur ihm. Steuern erhob der altgermanische König nicht; doch mußte ihm jeder Freie beim regelmäßigen Landesthing eine Gabe darbringen. Verletzung seiner Person wurde härter gestraft als die eines andern Mannes. Dafür aber verlangte das Volk, daß der König seine Würde zu wahren wisse, daß er seine Macht nicht mißbrauche, vor allem, daß er ein ganzer Mann, d. h. ein tüchtiger Krieger sei. Es ist mehrmals vorgekommen, daß ein Volk seinem unfähigen oder sichtlich vom Unglück verfolgten Herrscher den Gehorsam aufgesagt hat.

Und dennoch zeigte sich auch in solchen Fällen die germanische Treue zuweilen in rührender Weise. Die wilden, jähzornigen Heruler erschlugen einst ihren untüchtigen König. Aber gleich darauf reute sie ihre Übelthat bitter. Von Illyrien aus, wo sie damals, im sechsten Jahrhundert, hausten, sandten sie edle Boten weit hinweg, nach ihrem alten Vaterlande, der Insel Gotland in der Ostsee, um von dort einen Sproß ihres Königshauses zu holen, weil der Erschlagene keine Erben hinterlassen hatte. Die Gesandten wählten unter vielen, die sie fanden, den, der ihnen am tauglichsten und der Krone am würdigsten schien, und reisten mit ihm heimwärts. Aber der Erkorene starb noch auf dem Wege. Da kehrten die Boten um und holten einen andern, der auch aus dem alten Königsstamm entsprossen war. Mit ihm zogen sie nun den langen Weg gen Süden und erreichten Illyrien. Doch mittlerweile war viel Zeit verstrichen. Ein Teil des Volkes hatte sich verzagt erwiesen und die andern überredet, jene Boten würden niemals wiederkehren, und sie hatten sich an ihren Schutzherrn und Bundesgenossen, den mächtigen Kaiser Justinian, den sie fürchteten, gewandt, daß er ihnen einen Herrscher gebe. Der Kaiser hatte ihnen auch wirklich einen geschickt. Allein wenige Tage, nachdem dieser den Thron bestiegen, erscholl die Kunde,

die Boten mit dem rechtmäßigen Könige seien ganz nahe. Und siehe, alsbald fiel das ganze Volk von dem durch den Kaiser eingesetzten Herrscher ab, und huldigte freudig dem Sproß des alten Königsgeschlechts. Ganz allein floh jener aus dem Lande zum Kaiser. Justinian rüstete, ihn mit Gewalt zurückzuführen. Da brachen die Heruler ihr Bündnis mit dem übermächtigen Manne, obwohl sie nur noch ein schwaches Häuflein waren. Keine Drohung, keine Lockung verfing. So treu hing das leidenschaftliche Volk am angestammten Fürstenhause, daß es lieber den ungleichen, hoffnungslosen Kampf auf sich nahm, um darin zu verbluten, unter dem rechtmäßigen Könige, mit ihm und für ihn.

Auch die glorreichen Cherusker bieten ein schönes Beispiel der deutschen Königstreue. Achtundzwanzig Jahre nach Armins Tode erbaten sich die furchtbaren Feinde der Römer vom römischen Kaiser einen römisch erzogenen Landsmann zum König, weil er — der letzte Sproß aus dem erlauchten Stamme des großen Helden war.

16. Die Fürsten.

Der Häuptling eines Gaues oder einer Hundertschaft war der Fürst, d. h. der Erste, Vorderste, Oberste (althochdeutsch furisto, latein. princeps), der vom Landesthing aus dem Adel auf Lebenszeit gewählt ward. Alle Gaufürsten einer Völkerschaft bildeten zusammen den Fürstenrat, von dem bei Besprechungen der Volksversammlung die Rede war. Der Fürstenrat vertrat in nichtmonarchischen Staaten das Volk nach außen, erklärte im Namen des Volkes Krieg, verpflichtete sich für das Volk, schloß mit Genehmigung des Volkes Verträge, Waffenstillstände, Friedensschlüsse ab, u. s. w. In ihm konnte ein besonders hochbegabter und stattlicher Fürst, namentlich wenn er ein starkes Gefolge besaß, oft zu großem Einfluß im ganzen Staate gelangen. Dann glich seine Stellung thatsächlich zuweilen der eines Königs, wenn er auch diesen Namen nicht führte. Benachbarte Stämme zeichneten ihn durch Sendung von Ehrengaben in Gestalt von schönen Pferden, Waffen, Gewändern und Armringen aus. Selbst der Senat zu Rom fand sich nicht selten veranlaßt, ihn durch Gesandtschaften zu ehren, ihn „Freund und Bundesgenosse des römischen Volkes" oder wohl auch „König" zu nennen, oder ihm kunstvoll gearbeitete Silbergefäße zu schicken. Zu solcher Stellung schwang sich z. B. Armin unter den cheruskischen Fürsten empor.

Wie die Könige in Monarchien, so wurden auch die Herzöge stets aus der Reihe der Fürsten gewählt. Ein Fürst war also jedesmal der oberste Feldherr im Kriege. Doch auch die übrigen Fürsten führten innerhalb des großen Volksheeres, dem Herzog zwar untergeordnet, aber nicht



ohne eine gewisse bedenkliche Selbständigkeit ihre Gaugenossen an und behielten auch während des Krieges im Fürstenrate das Recht, ihre eigne Meinung zu verfechten. Und sie thaten dies bisweilen mit einem Eigensinn, der für den Erfolg des Kampfes verhängnisvoll ward. Als im Jahre 15 n. Chr. der römische Feldherr Cäcina sich mitten in den Wäldern Nordwestdeutschlands verschanzt hatte, riet Armin abzuwarten, bis er aus seinem Unterschlupf herauskäme, und ihn dann, wie einst den Varus, auf schwierigem Sumpfboden anzugreifen. Aber der kluge Rat wurde von der Mehrzahl der Fürsten verworfen, die für schleunigen Angriff stimmten. Die Folge war, daß die Deutschen mit blutigen Köpfen zurückgeworfen wurden und der erhoffte Sieg sich in eine schwere Niederlage verwandelte.

Neben seiner kriegerischen Thätigkeit war aber dem Fürsten eine sehr bedeutsame friedliche anvertraut, nämlich die Leitung der Äckerverteilung, das Priesteramt und vor allem die Handhabung der Rechtspflege in seinem Gau. Bei dem stark ausgeprägten Gefühl der Gleichberechtigung aller Freien war es gewiß nichts Leichtes, die verfügbare Feldflur so zu verteilen, daß keiner unzufrieden mit seinem Anteil war. Strenge Gewissenhaftigkeit und kluge Besonnenheit waren vonnöten, um niemand zu kränken.

Das **Priesteramt** war kein berufsmäßiges, es gab keinen Stand der Priester, wie etwa bei den frömmelnden Kelten die mächtigen Druiden. Bei den Germanen, diesem wahrhaft frommen Volke, besorgte die priesterlichen Handlungen, Opfer und Gebete, in der Familie der Hausvater, im Dorf der Älteste der Sippe, im Gau der Fürst. In Freistaaten ward außerdem einer aus dem Kreise der Fürsten mit der Würde eines Landespriesters auf Lebenszeit bekleidet, dieser weihte oder hegte das Landesthing, schirmte den Thing- und Heerfrieden, verkündete Gottesurteile und Weissagungen, die das ganze Volk betrafen, und pflegte die Staatsheiligtümer. In Monarchien versah in der ältesten Zeit der König Pflichten und Befugnisse des Landespriesters. Die später zu erwähnenden „weisen Frauen" bekleideten, so hoch sie auch in Ehren standen, kein priesterliches Amt. Auch die Gehülfen der Priester waren ohne öffentliche Stellung und dienten nur als Wächter der heiligen Stätten und als Opferdiener.

Der wichtigste Teil der Thätigkeit eines Fürsten war unstreitig sein **Richteramt**. Allmonatlich, wohl zur Zeit des Voll- oder Neumonds, versammelte er an umfriedeter, altheiliger Stätte, am Stamm eines Götterbaums oder an geweihter Quelle, unter freiem Himmel die wehrhaften Gaugenossen zum Gerichtstag. Den womöglich etwas erhöhten und weithin sichtbaren Ort nannte man mahal, den Mahlberg oder die Mahlstatt d. h. Redeberg, Spruchstatt, die Stätte, wo Recht „gesprochen" wurde,*)

*) Die Stadt Detmold (früher Thietmella) hat daher ihren Namen (thiot ‚Volk' und mahal ‚Gerichtsstätte').



oder auch die Dingstätte, weil das Gericht, wie die Landesversammlung, das Thing oder Ding hieß. Der Fürst weihte in seiner Eigenschaft als Priester des Gaues die Versammlung; er wachte als Ehwart d. h. Hüter des Rechts über den Thingfrieden; er „fand“ oder „schöpfte“ das Urteil, das gleichsam im Volksbewußtsein wie in einem Brunnen unausgesprochen lag und zum rechtskräftigen Beschluß ward, sobald die Thinggenossen ihm zustimmten. So schlug der Fürst in jedem einzelnen Fall, der vor das Gericht kam, den entscheidenden Spruch vor. Aber er konnte auch allgemeine Rechtsweisungen, sogenannte Weistümer, erteilen, welche durch Zustimmung des Things zum bindenden Gesetz für den ganzen Gau erhoben wurden. Denn alles Recht der Germanen war Volksrecht; jeder Rechtssatz war begründet in einem Bedürfnis der Volksgenossen. Da alles öffentlich verhandelt ward, lernte ein jeder die Rechtssatzungen frühzeitig kennen. Daher die an Symbolen reiche, volkstümlich frische und sinnliche Ausdrucksweise. Eine dem Laien halb unverständliche Justiz wäre den Germanen der alten Zeit ein Unding erschienen, und nichts reizte ihre Wut mehr als die Versuche römischer Beamten, römisches Recht in Deutschland einzuschmuggeln.

Endlich vertrat der Fürst noch bei vaterlosen, unmündigen Gaugenossen, die keine zur Vormundschaft berufenen Verwandten hatten, in allen Rechtsangelegenheiten die Stelle des Vaters, schirmte sie als „Mundwalt“ d. h. als Ausüber der väterlichen Rechte und Pflichten vor Unbill, reichte ihnen auch statt des Vaters oder Vormundes bei der Wehrhaftmachung vor der Landesgemeinde den Speer und Schild. Wenn er letzteres auch bei andern Jünglingen that, so rechneten es sich die Väter oder Vormünder derselben zu hoher Ehre an.

Für all diese verantwortungsschwere Thätigkeit in Krieg und Frieden erhielt der Fürst keinen Sold; wohl aber betrachteten es seine Gaugenossen als eine Ehrenpflicht ihm alljährlich um die Zeit des großen Landesthings allerlei Gaben vom Ertrag ihrer Herden oder Felder zum Geschenk darzubringen, die so gern angenommen wie geboten wurden. Denn die Gabe ehrte den Empfänger wie den Geber, und allein die Ehre und die damit verbundene Liebe und Achtung des Volkes war es doch schließlich, um derentwillen ein so mühevolles und schwieriges Amt erstrebt und nach bestem Wissen und Können verwaltet wurde.

17. Strafrecht, Fehde, Gerichtsverfahren.

Während in der Neuzeit unser Recht, aus römischem und kanonischem gemischt, also eine ausländische, nicht auf heimischem Boden gewachsene Pflanze, zum wahren Inbegriff nüchterner Unvolkstümlichkeit geworden ist,

war es unsern Vorfahren etwas Vertrautes, Heimliches, Fleisch und Blut von ihrem Fleisch und Blute. Die Volksseele lebte und webte in ihm, mit all ihrer Treuherzigkeit und herben Frische, ihrem klaren Verstand und warmen Gemüt, ihrem strengen Gerechtigkeitsgefühl und trotzigen Eigensinn, ihrer Freiheitsliebe, ehrlichen Frömmigkeit und dichterischen Phantasie. Die älteste Bezeichnung für Recht ist êwa, d. h. ewige, heilige Ordnung, und die Grundzüge des Rechtes reichten in der That in eine unvordenkliche Vorzeit hinauf, aus der sie sich mündlich, durch das Gedächtnis, den nachlebenden Geschlechtern vererbt hatten. Geschriebene Satzungen gab es vor dem sechsten Jahrhundert kaum. Nicht in dumpfigen Gerichtsstuben ergrübelt und in endlosen Akten vergraben, sondern im Angesicht des freien Himmels gefunden und lebendig von Mund zu Munde gehend, so wurden Rechtssprüche und Weistümer von einem Menschenalter dem andern treulich überliefert, oft zu sprichwörtlicher Kürze geformt, zuweilen dichterisch ausmalend, in altherkömmlichen, feierlichen Wendungen einherschreitend. So lebten sie im Volksbewußtsein fort, Abgestorbenes ausstoßend, aus dem Volksleben sich ewig erneuend, eine Fülle frischer Poesie in sich bergend, wie der alte Götterglaube oder das Volkslied.

Ein Beleg für diese vielleicht überschwenglich scheinende Behauptung sei hier angeführt. Es ist eine ergreifende Stelle aus dem alten Friesenrecht, das zwar erst um 700 aufgeschrieben, aber in weit früherer Zeit — man möchte sagen: gedichtet ist, die Stelle, wo die drei Bedingungen, unter denen das Erbe eines vaterlosen Kindes veräußert werden darf, folgendermaßen festgesetzt werden: „Die erste Not ist, wenn das Kind gefangen und gefesselt entführt ward, nördlich über die See oder südlich über die Berge; dann mag die Mutter des Kindes Erbe veräußern und ihr Kind lösen und ihm sein Leben damit retten helfen. Die zweite Not ist, wenn teure Jahre kommen und der heiße Hunger über das Land fährt und das Kind Hungers sterben würde; dann mag die Mutter sein Erbe veräußern und ihm davon Kuh und Korn kaufen, auf daß man es damit am Leben erhalte; denn Hunger ist der Schwerter schärfstes. Die dritte Not ist, wenn das Kind stocknackt ist und hauslos, und wenn dann die nebeldüstre Nacht und der eiskalte Winter über die Zäune lugt, und die Menschen eilen alle in ihren Hof und in ihr Haus, und das wilde Tier sucht den hohlen Baum und der Berge Schluchten, um darin sein Leben zu fristen; das unmündige Kind aber weint und beklagt seine nackten Glieder und jammert, daß es kein Obdach habe, daß sein Vater, der ihm helfen sollte gegen den kalten Winter und gegen den heißen Hunger, so tief unten im Dunkel ruht, unter Eichenholz und Erde, mit vier Nägeln verschlossen und bedeckt: dann darf die Mutter ihres Kindes Erbe veräußern und verkaufen." Wenn es sonst auch keinen einzigen Beweis für

das tiefe Gefühl und die unvergleichliche poetische Begabung des germanischen Völkerstammes gäbe, dieser eine genügte. Man dürfte wohl in allen Gesetzbüchern der Welt vergebens nach einer Stelle, so voll der ernstesten, erschütterndsten Poesie wie diese, suchen.

Sehr richtig hebt schon Tacitus den für das germanische Strafrecht hochwichtigen Unterschied zwischen todeswürdigen Verbrechen und sühnbaren Freveln hervor. Zu jenen, die auch Neidingswerke oder Meinthaten*) genannt und sämtlich mit dem Tode bestraft wurden, gehören vor allem solche Thaten, die eine götterverachtende Gesinnung an den Tag legen, Frevel gegen die Gottheit, also Schändung eines Heiligtums, freche Störung des Thingfriedens, Bruch eines feierlichen Gelöbnisses; ferner solche, die das Gemeinwesen gefährdeten, z. B. Landesverrat, Zauberei, Brandstiftung und Räuberei im eignen Lande; aber auch Frevel, in denen sich eine besonders verächtliche, ehrlose Sinnesart verrät, wie feiger Mord, Heerflüchtigkeit, gemeiner Diebstahl, schändliche Unzucht. Auch daß zwischen dem Verbrechen und der darauf stehenden Strafe ein symbolischer Zusammenhang bestand, bemerkt Tacitus nicht unzutreffend, obwohl nicht auf alle Fälle anwendbar: „Die Verschiedenartigkeit der Todesart bezweckt, Verbrechen gegen das Gesetz bei Vollstreckung des Urteils warnend vor Augen zu stellen, schmähliche Schandthaten dagegen den Blicken der Menschen zu entziehen." Danach wurde der Tempelschänder ertränkt, der Feige und der Wollüstling in einen Sumpf versenkt und mit Reisig bedeckt; dem arglistigen Mörder ward das Rückgrat zerbrochen; den Landesverräter und den gemeinen Dieb knüpfte man auf; auf Zauberei und heimliche Späherei im Kriege stand Feuertod.

Alle andern Missethaten waren keine Meinthaten, sondern sühnbare Vergehen, selbst der ohne niedrige Tücke oder feige Hinterlist verübte Totschlag. Die Parteien konnten sich versöhnen, ohne daß das Gericht des Gaues sich einmischte. Kam es zu keiner Sühne, weigerte der Schuldige das geforderte Wergeld, so konnte der Verletzte oder — wenn dieser getötet war — dessen Sippe vor dem Gericht Klage erheben. Es konnte aber, wenn es sich um Tötung handelte, auch der Weg der Fehde (althochd. fêhida) beschritten werden, falls der Totschläger nicht derselben Sippe wie der Getötete angehörte, etwa der eigne Sohn oder Vetter war. Die Verwandten oder Gesippen nämlich hatten das Recht — nach ältester Anschauung sogar die Pflicht — Blutrache zu nehmen, d. h. den Tod ihres Verwandten zu rächen. Die Fehde ergriff beiderseits die Verwandten

*) Neiding (nîdinc, von nît ‚Haß' abgeleitet) bezeichnet einen boshaften, aus schlechter Gesinnung feindselig handelnden Menschen; Meinthat heißt falsche, betrügerische, arglistige That (vgl. Meineid ‚falscher Eid').



und, wenn solche vorhanden waren, die Gefolgsmannen mit, sowohl des Getöteten wie des Mörders; jene durften also nicht nur den Schuldigen selbst, sondern auch dessen Gesippen verletzen oder töten. So befremdend das alte Fehdewesen für uns sein muß, so wenig es mit friedlichen, gesetzmäßigen Zuständen vereinbar scheint, und so oft es auch in der That einem ganzen Volksstamm Unheil gebracht haben mag, namentlich wenn die Streitenden ein großes Gefolge hatten, so darf es doch durchaus nicht als Zeichen roher Selbsthilfe und Gesetzlosigkeit angesehen werden. Diese hatten unsre Ahnen, als sie in die Geschichte eintraten, überwunden. Die Fehde erklärt sich vielmehr daraus, daß die Sippe ursprünglich die einzige Rechts- und Friedensgemeinschaft gewesen war (vgl. S. 9). Wurde an einem Glied der Sippe ein Frevel verübt, so konnte sich nur die Sippe verletzt und zur Vergeltung verpflichtet fühlen, da es eine größere rechtliche Genossenschaft nicht gab. Die Rache für eine Missethat, durch die einer ihrer Genossen geschädigt ward, war also das ganz natürliche Recht der Sippe oder des Geschlechts. Später als die Gau- und Volksgemeinde sich ausgebildet hatte, blieb doch jenes uralte Recht noch in Geltung, aber es durfte in der Regel nur für Tötung ausgeübt werden, und die Gau- oder Volksgemeinde wachte auch dann über der Ausübung. Neidingswerke waren ausgeschlossen; die Fehde mußte ehrlich sein d. h. feierlich in Gegenwart giltiger Zeugen dem Schuldigen angekündigt und ohne Hinterlist geführt werden. „Im Finstern schleichende Rache war keine ehrliche Fehde, heimliche Tötung galt auch hier für Mord, heimliche Wegnahme von Vermögensgegenständen als feiger Diebstahl.“ Ja der befehdete Missethäter (nicht aber der vom Gericht verurteilte) genoß sogar alle Rechte, die sonst einem freien Manne zukamen, sein Hausfriede mußte gewahrt werden, gewisse geweihte Stätten boten auch ihm eine heilig gehaltene Zuflucht. Und obgleich Blutfehde sich zuweilen von Geschlecht zu Geschlecht vererbte, zum großen Unheil nicht nur der beteiligten Sippen, sondern auch oft des ganzen Gaues, so kam doch in den meisten Fällen schließlich eine Sühne zustande, die eidlich bekräftigt und heilig gehalten wurde. Die Buße, die das Geschlecht des Schuldigen zahlen mußte (das Wergeld), fiel der gekränkten Sippe nur zum Teil zu, ein andrer Teil gehörte als „fredum“ (latinisiert aus fridu ‚Friede‘, Friedensgeld, später auch „Wette“ oder „Buße“ genannt) dem Staate, — in Monarchien dem Könige — gleichsam als Sühne für die Störung des Friedens, die der Volksgemeine zugefügt worden war.

Wer aber weder die Fehde annahm noch die verlangte Buße zahlen wollte, auch dem Urteil des Gerichtes sich nicht stellte, der ward friedlos und geächtet. Er hieß „Wolf“, „Waldgänger“ oder „Wolfsgenoß“, weil er wie ein schädliches Wild von der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen

war. Ausgestoßen aus der allgemeinen Friedens- und Rechtsgenossenschaft mußte er das Auge der Menschen fliehen und durfte getötet werden wie ein reißendes Tier des Waldes. Er war bürgerlich tot, seine bewegliche Habe fiel zum Teil dem Verletzten oder dessen Geschlechte, zum Teil dem Staate zu. Aber diese Friedlosigkeit erstreckte sich nicht wie die Blutrache auch auf die Sippe des Schuldigen, sondern beschränkte sich auf dessen Person allein. Jede Unterstützung des Friedlosen, etwa Verhelfen zur Flucht, Zustecken von Waffen oder Nahrung, Gewährung von Obdach, war zwar untersagt und strafbar; aber heimliche Ermordung war auch dem Friedlosen gegenüber verboten, galt für Meinthat. Die Tötung mußte offen und ehrlich, nicht feig und hinterrücks vorgenommen, auch alsbald dem Gerichte angezeigt werden. Ja unter Umständen konnte nachträglich eine Sühne zuwege gebracht werden, wenn der Friedlose die Hilfe des Gerichts anrief.*)

Machte die Sippe des Getöteten nicht von dem Familienrecht der Fehde Gebrauch, oder nahm der Übelthäter diese nicht an, oder handelte es sich um irgend ein anderes Verbrechen oder Vergehen als Totschlag, so begann das Verfahren vor dem Gaugericht unter dem Vorsitze des Fürsten. Wir suchen bei den alten Schriftstellern, namentlich bei Tacitus, leider vergebens nach einer Schilderung des altdeutschen Rechtsganges, und es würde uns jede Aufklärung darüber mangeln, wenn nicht die seit dem sechsten Jahrhundert aufgezeichneten alten Volksrechte verschiedener deutscher Stämme, besonders das rein germanische Gesetz der salischen Franken (die berühmte lex Salica),**) mit Vorsicht benutzt, sichere Rückschlüsse auch auf

---

*) Weder zu den todeswürdigen Verbrechen, noch zu den sühnbaren Freveln gehörten gewisse schmähliche Handlungen, die unmittelbar den Zustand der Ehrlosigkeit zur Folge hatten, für die es keine gesetzliche Strafe, aber auch keine Sühne gab. Tacitus erwähnt als solche Handlungen das feige Verlassen des Schildes in der Schlacht und die Flucht aus dem Kampfe, wenn der Gefolgsherr gefallen ist. Vgl. oben S. 41 und unten den Abschnitt über das Gefolgswesen.

**) Wir geben schon hier eine kurze Übersicht über die wichtigsten dieser „leges barbarorum“, die mit Ausnahme der angelsächsischen alle lateinisch abgefaßt sind. Die älteste von allen ist die ganz volkstümliche lex Salica, das Gesetz der salischen Franken, am Anfang des 6. Jahrhunderts aufgezeichnet, mit deutschen Randbemerkungen (der sogen. malbergischen Glosse). Etwa gleichzeitig, aber bei weitem nicht gleichwertig, weil vielfach mit römischem Recht versetzt, ist die lex Burgundionum, das Gesetz der Burgunder; das ausführlichste von allen, aber zum größten Teil auf römischer Grundlage, die lex Wisigotorum (Gesetz der Westgoten) aus dem siebenten Jahrhundert; das alte Schwabenrecht: der pactus (Vertrag) Alemannorum (aus dem Anf. des 6. Jahrh.) und die jüngere lex Alemannorum (um 720); die zum Teil sehr altertümliche lex Bajuvariorum (Bayernrecht) aus der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts; von den verschiedenen leges Langobardorum der fast durchaus germanische edictus Rothari (Erlaß des Königs Rothari) vom Jahre 643; die lex Frisionum (Recht der Friesen), um 700 aufgezeichnet, zum Teil altheidnisch; die

die Verhältnisse der Urzeit gestatteten. Danach ergiebt sich, daß das ordentliche Gerichtsverfahren etwa in folgender Weise vor sich ging.

Wer eine widerrechtliche Handlung begangen hatte, der ward vor Gericht geladen. Die Ladung oder Mahnung aber erfolgte nicht durch den Richter, sondern durch den Kläger. Dieser hatte dem Beklagten die Frist, zu der das Gericht gehalten werden sollte, und die Anschuldigung, die er gegen ihn erheben wollte, in oder an dessen Hause vor Zeugen anzusagen. Die Mahlstätte war von einer niedrigen Einfriedigung, den Schranken, umgeben, welche einen weiten Kreis bildeten. In dem „Ringe“ befand sich der erhöhte Sitz des Richters, zu seinen Seiten die Bänke für die Thinggenossen oder Ratmannen. Schild und Schwert oder eines von beiden wurde an der Gerichtsstatt aufgehängt. Vor Gericht trug der Kläger selbst die Klage vor, wobei er sich uralter, streng vorgeschriebener Wendungen und Worte bediente, wie denn überhaupt alles Sprechen und Verhalten vor Gericht an genau abgemessene, feierliche Bräuche und Ausdrücke gebunden war. Oft war die Sprache rythmisch gebunden und bewegte sich in der altheiligen Form des Stabreims. Gewisse Formeln haben jene alten Zustände jahrhundertelang überlebt, ja sind zum Teil noch in unserer Alltagssprache erhalten, z. B. Erb und Eigen, frank und frei, Haut und Haar, hoch und heilig, Leib und Leben, Schutz und Schirm, Wunsch und Wille u. s. w. Der Kläger schloß die Klage stets mit der Aufforderung an den Beklagten, zu antworten. Die Antwort konnte eine einfache Ableugnung oder ein unumwundenes Zugeständnis oder auch ein teilweises Zugeständnis mit Einreden oder Vorbehalten sein. Nach der Antwort stellte der Kläger an das Gericht die feierliche Bitte, ein Urteil zu fällen. Wie schon früher bemerkt worden ist, war es Pflicht des Fürsten als Richters, das Urteil zu finden oder zu schöpfen, was bei einfachen, klar liegenden Sachen sogleich geschah; bei schwierigeren beriet sich der Richter zuvor mit den weisesten und ältesten unter den Thinggenossen. Durch Zustimmung der Mehrheit der Ratmannen wurde der vom Richter vorgeschlagene Spruch oder Entscheid rechtskräftig.

Gestand der Beklagte, gab er also die Gerechtigkeit des Spruches wie der Klage zu, so ward das Urteil sofort vollzogen; leugnete er und behauptete seine Unschuld, so gab ihm, wenn nicht bereits der Kläger sich zu eidlicher Bekräftigung seiner Klage erboten hatte, oder wenn nicht ganz

---

rein deutsche lex Saxonum (Sachsenrecht), unter Karl dem Großen niedergeschrieben; die sogenannte lex Thuringorum (Thüringerrecht) oder das Gesetz der Angeln und Warnen, sehr dunkel und schwierig, anfangs des 9. Jahrh. aufgezeichnet, aber mit ihren ältesten Bestandteilen ins 6. reichend; endlich die verschiedenen angelsächsischen Gesetze vom 6. bis zum 11. Jahrhundert, deutsch abgefaßt und daher von besonderm Reiz, teilweise auch sehr altertümlich.



untrügliche Zeichen für die Schuld des Beklagten vorlagen, der Richter auf, bis zu einer bestimmten Frist den Beweis für seine Unschuld anzutreten. Dieser Beweis konnte durch Zeugen erbracht werden, wenn aber solche fehlten, so durfte der Beklagte den Reinigungseid leisten; denn nach dem edlen Grundzug des deutschen Charakters glaubte man fest an die Wahrhaftigkeit des Eides eines jeden freien, unbescholtenen Mannes. Aber es waren Eideshelfer vonnöten. Diese beschworen nicht die Aussage des Beklagten selbst, sondern nur ihre Überzeugung, daß der, dem sie beistanden, keines falschen Eides fähig sei. Wer nicht von der Redlichkeit des Schwörenden überzeugt war, hatte die Pflicht, den Hilfseid zu versagen, selbst wenn er ein Blutsfreund von jenem war. Vor leichtfertiger Zusage des Hilfseides hütete man sich schon deswegen, weil, wenn nachträglich sich die Aussage des Schwörenden doch als falsch erwies, die Eideshelfer zwar nicht als Meineidige, wohl aber als allzu Leichtgläubige in Strafe verfielen. Der Meineidige selbst verlor in ältester Zeit wahrscheinlich das Leben, späterhin die Schwurhand.

Auch der Kläger konnte, wie gesagt, sich zur Eidesleistung erbieten. In diesem Falle blieb dem Beklagten noch die Anrufung des Gottesurteils übrig, und ebenso durfte der Kläger, auch nach dem Reinigungseid des Beklagten, auf ein Gottesurteil antragen. Der Ausfall eines solchen wog schwerer als der Eid; denn „über allem Vertrauen auf menschliche Wahrhaftigkeit stand das Vertrauen auf die Wahrhaftigkeit der Gottheit und der Glaube, daß dieselbe, wenn sie in bestimmten Formen darum befragt würde, ihr Zeugnis für die Wahrheit abgeben würde.“ Das Altertum kannte nur zwei Arten des Gottesurteils: das Werfen des Loses und den Zweikampf des Klägers mit dem Beklagten.

Kürzer war das Verfahren selbstverständlich, wenn der Verbrecher auf „handhafter That“*) ergriffen wurde. Schrie der Verletzte das „Gerüft“ (althochd. gehruofti), einen Notruf, durch den alle, die ihn hörten, gezwungen waren, zur Unterstützung des Beschädigten herbeizueilen, wurde der Schuldige sofort gefesselt vor Gericht geführt und ein körperlicher Beweis oder ein handgreifliches Wahrzeichen seiner That dargewiesen, so wurde die Klage alsbald erhoben und durch Eidschwur des Verletzten und eine genügende Anzahl von „Schreimannen“ erhärtet, und die Verurteilung und der Strafvollzug erfolgte ohne Aufschub. Gelang es dem Verbrecher bei der Verfolgung zu entfliehen, so wurde er, wenn der Verletzte oder dessen „Mundwalt“ sofort, d. h. noch an demselben Tage, klagte, unter

*) ‚Handhaft‘ bedeutet ‚in der Hand haltend‘ oder ‚was man in Händen hält‘. ‚Handhafte That‘ heißt also soviel als frische That, so daß der Thäter z. B. die Waffen, die er bei einem Totschlag gebraucht hat, noch in der Hand hält.



allen Umständen zum Tode verurteilt und, sobald man ihn einfangen und vor Gericht bringen konnte, hingerichtet.

Wenn das Gaugericht anstand den Spruch zu sprechen, oder wenn die verübte That ein Frevel an der ganzen Volksgemeinde war, so wurde, wie gesagt, die Sache dem Landesthing zur Entscheidung vorgelegt. Hier fand der Fürstenrat das Urteil, bei einem Frevel gegen den Thing- oder Heerfrieden der Fürst, welcher das Amt des Landespriesters bekleidete. Die Volksgemeinde gab Zustimmung oder Mißbilligung in der früher geschilderten Weise zu erkennen.

18. Das Gefolge.

Auch aus der Vergangenheit andrer Völker sind uns rührende Beispiele der Gatten-, Kindes- und Freundestreue überliefert; die deutsche Treue aber, wie sie sich in dem Verhältnis der Mannen zum Gefolgsherrn bekundet, hat, obschon bei Kelten und Slaven ähnliches vorkommt, in ihrer ganzen Erhabenheit nirgends ihresgleichen gehabt. Die Verquickung bedingungsloser Hingabe mit innerer Freiheit ist echt germanisch und zeigt sich in keinem Gebiet des altdeutschen Lebens so lebendig wie im Gefolgswesen.

Hatte der freie deutsche Jüngling die Waffenweihe erhalten und durch eine Reihe kühner Thaten seine Tüchtigkeit bewährt, so schaute er sich, wenn er keinen eignen Hausstand gründen wollte oder konnte, nach einem edelgeborenen, angesehenen und begüterten Manne von ausgezeichneter Tapferkeit, in der Regel einem Fürsten, um, den er sich zum Herrn erküren, in dessen Gefolge er eintreten möchte. Nach freier Wahl und freiwillig lud er die Pflicht auf sich, diesem Herrn sich zu allen Diensten, die eines freien Mannes würdig waren, hinzugeben. Und die Herren wußten solche Hingabe zu schätzen. Die Würde eines Fürsten erforderte es geradezu, sich mit einer Schar trefflicher Kriegsmänner, die zum Teil selbst aus adeligem Blut waren, zu umgeben. Ein feierlicher Vertrag ward vor versammelter Landesgemeinde abgeschlossen, wobei der Mann den Handschlag und den Treueid leistete, der Herr dem Manne Speer und Schild darreichte. Von diesem Tag an „folgte" er seinem Herrn und saß unter den übrigen Mannen in der großen Halle des Herrn, der nun sein „Wirt" war; denn ihm lag die Sorge für Lebensunterhalt und Ausrüstung seiner Bank- oder Herdgenossen ob; er als der „Alte" spendete seinen „Degen", d. h. Knaben, Speise und Trank, Obdach, Kleidung und rechtlichen Schutz und begabte sie für treue Dienste mit Waffen, Rossen und Baugen. Im Frieden bildeten sie sein stattliches Ehrengeleit zum Thing und zur Jagd und auf Reisen zu befreundeten Fürsten. Auch als Boten, die vertrauliche

Kunde brachten, als Herolde, Sänger, Truchsessen und Rossebändiger versahen sie wichtige Dienste. Aber sie zehrten auch von des Wirtes Gut, zechten mit ihm von seinem Bier und Met und lärmten bei den Gelagen.

Brach aber ein Krieg aus — und nur der Krieg konnte ein größeres Gefolge ernähren — oder gebot die wilde Sitte, Blutfehde anzusagen, so zogen dieselben Bankgenossen mit dem Wirte auf ihren flinken Rossen in den Kampf. Sie waren seine Leibwache, seine „Schar", sein „Trost" (Schutz) oder „Heergesinde", das einzig darauf bedacht war, den Herrn zu schirmen im wilden Handgemenge und es ihm gleichzuthun an Heldenmut und gewaltigen Thaten. Doch auch den Ruhm der eignen That mußten sie dem Herrn opfern, — solch einen Grad von Selbstentäußerung forderte die Treue. Nicht ohne den Herrn durften sie aus dem Felde heimwärts kehren. Fiel er von Feindes Hand, so suchten die Mannen in der Rache für seinen Fall selber den Tod, hohe Ehre und höchst erwünschtes Los war es, in solchem Rachekampf das Leben zu lassen. Mit großem Geleit ritt dann der Fürst zu Walhalls Thoren ein. Geriet aber der Wirt in Feindes Hand, so folgten ihm seine Degen auch in die Gefangenschaft. Wehe dem, der von feiger Regung erfaßt, seinen Herrn, an dessen Schicksal er freiwillig das seine geschlossen, im Streite verließ oder ohne ihn heimwärts kehrte! Er war ehrlos und schmachbedeckt fürs ganze Leben. Mancher endete mit eigner Hand sein schmähliches Dasein.

So wie der Ruhm seiner Helden, so kam auch die Beute, welche die Mannen machten, dem Gefolgsherrn zu gute. Aber dieser hatte wiederum die sittliche Pflicht, Dank und Lohn zu spenden, mit warmem Wort die Treue und Tapferkeit zu preisen und Beutestücke mit vollen Händen unter die Getreuen zu verteilen. Zwar schaltete er dabei nach eigenem Ermessen, doch mußte er sorgsam verfahren, um weder Alter noch Verdienst noch edles Blut durch Zurücksetzung zu kränken; wie denn die Bankgenossen überhaupt keine unterschiedslose Menge bildeten, vielmehr nach dem Urteil des Herrn ihre höheren oder niederen Plätze auf der Metbank einnahmen.

Waren sie heimgekehrt aus siegreichem Kampfe, so begann wieder jenes festliche Leben in der Halle des Herrn, und währte in der Regel bis ein neuer Streit ausbrach oder dem „Alten" die Norne den Schicksalsfaden durchschnitt. Dann schichteten die Herdgenossen den Scheiterhaufen und verbrannten den Leichnam mit Leibroß und Lieblingswaffen, oder es geschah, wie das angelsächsische Gedicht vom König Beowulf aus dem 8. Jahrhundert, uralten Brauch schildernd, singt: Die Herdgenossen errichten einen Hügel, hoch und breit, sie zimmern das Leichengemach des Schlachtberühmten, der Hölzer beste schichten sie auf und umgeben sie mit starkem Walle. Und in den Hügel legen sie Ringe und leuchtenden Schmuck, wie sie einst vom Schatze des Herrn empfangen haben. Den Hügel umreitet

darauf der Edelinge Schar mit lauter Klage. Kummervoll heben sie den Trauersang um den Geschiedenen, sie reden von ihm und singen seine Tugend und seine Heldenwerke. Denn wohl geziemt es sich, den lieben Herrn mit Worten zu feiern und in herzlicher Liebe seiner zu gedenken, wenn er geschieden vom fröhlichen Leben. So beklagen die Bankgenossen den toten Gebieter und sagen, daß er ein mächtiger Fürst war, den Mannen der gütigste und freundlichste, den Leuten der liebreichste und lobgierigste.

So weit geht die freiwillige Selbstentäußerung, die einzige Unterordnung, die der freie Germane dem Willen eines andern gegenüber kannte, daß er sogar im sittlichen Sinn sich unter die Führung des Herrn stellte. Nicht als ob dieser seine Degen zu unwürdigen, niedrigen Thaten hätte nötigen können; aber ob bei einem Kampfe oder einer Fehde der „Wirt“ im Recht oder Unrecht war, das kümmerte die meisten nur wenig; das war seine Sache. Der Treuschwur legte zuweilen Schweres auf. „Wer sich“, sagt G. Freytag, „gegen seine Familie und gegen sein Volk erhob, beging auch nach den sittlichen Empfindungen der Vorzeit ein Unrecht; wer aber seinen Treuschwur brach, wie der Mann gegen seinen Herrn, oder die Pflichten, welche aus dem Treuschwur des andern hervorgingen, wie der Herr gegen seinen Mann, der handelte niederträchtig. ‚Wenn die Not des Herrn dem Manne den Mord seines eigenen Verwandten befiehlt, so muß er auch diesen Mord vollbringen,‘ lehrt ein christlicher Priester, der Gote Jordanes, um zu beweisen, daß die Ostgoten, welche durch Treuschwur an Attila gebunden waren, den Kampf gegen die blutsverwandten Westgoten nicht weigern durften.“

Es ist leicht begreiflich, daß die ideale Größe und die beängstigende Beschränktheit in solcher Auffassung sittlicher Pflichten in einzelnen Fällen gerade tief angelegte, stark und innig fühlende Naturen in einen furchtbaren Widerstreit der sittlichen Empfindungen bringen mußte, und ebenso, daß das Tragische eines solchen Seelenkampfes in der Heldendichtung noch ein fruchtbares Motiv bildete, als das Gefolgswesen selbst schon längst geschwunden war. In christlich-ritterlichem Gewand und doch dem tiefsten Sinne nach urheidnisch-germanisch, schildert das Nibelungenlied in erschütternden Versen die Seelenqual, die der edle Markgraf Rüdeger durch solchen Widerstreit der Pflichten und Gefühle erduldete. Liebreich hat er die Burgunden, die als Freunde ins Land kamen, in seinem Hause aufgenommen und einem von ihnen die Hand seiner Tochter verheißen. So fesselt ihn an die Burgunden Gastrecht und menschliches Gefühl. Aber nicht ohne ihre Schuld geraten jene in tödliche Fehde mit ihrem Wirte, dem König Etzel, der zugleich Rüdegers Lehnsherr, nach alter Anschauung sein Gefolgsherr ist. Die besten Helden sind dem Könige von ihren

Händen gefallen. Da wirft er sich mit seiner Gattin dem Lehensmann zu Füßen und fleht um Rache an den schrecklichen Gästen. Rüdeger bittet, ihm alles zu nehmen, was er ihm einst gegeben hat; am Bettelstab will er in die Verbannung gehen. Umsonst! Etzel erinnert an den geleisteten Treuschwur. „Sie waren meine Gäste“, klagt der bedrängte Mann, „ich lud sie zu mir in mein Haus, bot ihnen gütlich Trank und Speise und reichte ihnen manches Gastgeschenk, und nun soll ich nach ihrem Verderben trachten!“ Doch abermals wird er an seinen Eid gemahnt. „Was ich beginne und lasse“, seufzte er, „stets hab ich übel dran gethan.“ Weib und Kind befiehlt er noch der Gnade der Königin, dann zieht er wunden Herzens in den schwersten Kampf, den er je bestand; er sucht und findet den Tod.

Noch eine Tragik grausigerer Art ist erwachsen aus dem Boden des Gefolgswesens. Wie jede menschliche Einrichtung, so hat auch diese eine unerfreuliche Seite, die auf das schlimme Teil der Menschennatur hinweist. Um des Gefolges willen trachtete der Herr, um des Herrn willen trachteten die Mannen nach Beute und Erwerb. Im Hause des Wirtes häufte sich bisweilen ein großer Besitz, der Schatz oder Hort, von dem der Herr sich selbst und sein Gefolge erhielt. Aber der Reichtum ward auch damals oft dem sittlich schwachen Mann zum Fluche. Böse Leidenschaften erwachten um seinetwillen. Das Gold übte dann einen unwiderstehlichen Reiz aus, einen unheilvollen Einfluß auf Dichten und Trachten des Herrn wie der Mannen. Nicht selten lastete der Fluch einer schweren That, vielleicht Blutschuld, auf dem Hort, und nicht ohne thatsächlichen Grund hallt in Sage und Dichtung der uralte, düstere Ruf wieder: Das gleißende Gold, die funkelnden Ringe sind es, die Schuld und Verderben über die Helden bringen!

Im Guten wie im Schlimmen griff das Gefolgswesen tief in die Kreise des Lebens ein. Sein Einfluß machte sich selbst im religiösen Fühlen und Denken geltend: das ganze Volksheer gelobte sich vor der Schlacht dem Kriegsgott oder dem Götterkönig wie einem himmlischen Gefolgsherrn; den Verkehr der Götter mit den verklärten Helden stellte man sich im Grunde genau so vor wie das Leben eines irdischen Alten mit seinen Degen. Auch in Wotans Halle kamen die gefallenen Mannen zu Met und Bier zusammen und schmausten als die ewigen Bankgenossen des Himmelswirtes, um dann unter seinen Augen sich am Kampf zu erfreuen und mit ihm zur Jagd auszureiten. Und als im neunten Jahrhundert ein sächsischer Sänger das Wagnis unternahm, seinen Volksgenossen, die noch tief in heidnischen Anschauungen befangen waren, den neuen Christusglauben durch eine Dichtung menschlich nahe zu bringen, da konnte es ihm nicht anders gelingen, als indem er den Heiland im vollen Glanze

eines reichen, mächtigen, milden deutschen Volksfürsten, umgeben von seinen bis in den Tod getreuen Gefolgsmannen, darstellte. Die Apostel heißen seine schnellen Schwertdegen und bewährten Helden, er ist ihr freigebiger Goldspender, der Vorderste unter dem Volk, ihr holder Herr und waltender Fürst.

Die erste Lebensbedingung des Gefolgswesens war der Krieg. In langen Friedenszeiten mußten die Mittel ein größeres Heergesinde zu ernähren allmählich schwinden. Da war es denn für beide Teile, den Herrn wie die Mannen, ein Glück, daß ihr gegenseitiges Verhältnis kein untrennbares war. Doch konnte ein Austritt aus dem Gefolge nur mit Bewilligung des Herrn stattfinden; stets trennte man sich in gütlichem Einvernehmen. Oft mag den jugendlichen Helden die Liebe zu einem Weibe bewogen haben, die Lösung des Verhältnisses zu suchen, statt des ruhelosen, unsicheren Lebens am fremden Herd sich ein schöneres Dasein auf eigener Hofstätte, an der Seite der Gattin, im Kreise blühender Kinder, zu gründen. Manche aber, die von der Metbank eines Gefolgsherrn schieden, suchten einen andern Herrn und zogen — wenn sie in der Heimat keinen fanden — aus dem Lande zu einem andern Stamm, wo es gerade Krieg gab, um dort von neuem als Degen zu dienen. Wohin sie auch kamen, überall faßten sie, auch unter fremden Nationen, das Verhältnis zum Nährherrn im Sinne germanischer Gefolgssitte auf, und mancher ausländische Herrscher lernte die nimmer wankende Treue der tapfern Gesellen mit dem Hünenwuchs, mit dem rötlichen Haargelock und dem wallenden Vollbart, mit den blitzenden Augen und nervigen Fäusten schätzen und suchte durch Anbequemen an ihre Sitte und Anschauung ihrem stolzen Gefühl wohlzuthun, wenn er auch manchmal im stillen über diese sich selbst bändigende Riesenkraft lächeln mochte. Denn einen unerwarteten Ausbruch und Mißbrauch dieser Kraft brauchte er nicht zu befürchten; der Treueid war stärker als Habsucht oder Herrschbegier. Ganz unnötig handelte Augustus, als er nach der Schreckenskunde von der Teutoburger Schlacht die zahlreichen Germanen, welche in seiner Leibwache dienten, aus seiner Umgebung entfernte und ihnen befahl, ohne Waffen die Stadt zu verlassen, oder sie nach verschiedenen Inseln schickte, aus Furcht, sie möchten sich nach dem Beispiel ihrer freien Brüder in Germanien empören. Keinem wäre es beigekommen, die Hand gegen den Kaiser, den Gefolgsherrn, zu erheben. Und wie im Palast, in der Halle des Herrn, so gab es im blutigen Schlachtgewühl keine treueren, kühneren Gesellen als die im römischen Heere dienenden Germanen, die besonders als Reiter — alle Gefolgsmannen waren beritten — das Beste thaten. Schon Julius Cäsar gewann im Jahre 48 v. Chr. durch deutsche Reiter in der Schlacht bei Pharsalus den Sieg über seinen großen Gegner Pompejus. Die wichtigste Stellung

in seiner Schlachtordnung hatte er ihnen und nicht seinen Veteranen angewiesen. Er hatte die Deutschen als Feinde und Freunde genügend erprobt, und der Erfolg zeigte, wie richtig er die deutsche Treue erkannt hatte. Mochte diese Treue auch einmal dem unrechten Mann erwiesen werden, wie es im Jahr 41 n. Chr. geschah, als die germanischen Leibwächter des wahnwitzigen Kaligula die Ermordung ihres Herrn dadurch rächten, daß sie viele Schuldige und auch etliche Unschuldige niederhieben, — wer die Wurzeln kennt, aus denen solches Thun erwachsen war, der wird jene Männer trotz ihrer Beschränktheit, die sie das Verdiente in Kaligulas Schicksal gänzlich übersehen ließ, nicht verachten. Sie waren ja des Kaisers Gesinde und hatten die heilige Pflicht, für den Tod ihres Wirtes Rache zu nehmen.

19. Das Heerwesen.

Kein Volk der Welt, sagten jene Friesen im römischen Theater, übertrifft die Germanen an Treue und — an Tapferkeit. Und ein berechtigteres Selbstlob ist wahrlich nie ausgesprochen worden als das letztere. Wenn man bedenkt, daß sich die Germanen bei ihrem ersten Eintritt in die Weltgeschichte, bei ihrem ersten Zusammenstoß mit einem Kulturvolk, und noch dazu mit dem kriegstüchtigsten und waffenkundigsten der Welt, sogleich diesem Volke gewachsen zeigten; wenn wir sehen, mit welchem Schrecken die mächtigste Nation, die Gebieterin des bekannten Erdkreises, sich der Kimbernkriege erinnerte, wie zaghaft und kleinlaut die wetterharten Veteranen Cäsars wurden, als sie mit Germanen kämpfen sollten; wenn wir den Tacitus in einer Art verzweifelter Ratlosigkeit ausrufen hören: Schon seit zweihundert Jahren besiegen wir dieses Volk, und doch ist es noch immer unbesiegt! wenn derselbe tiefblickende Geschichtschreiber für seine ruhmvolle Nation kein anderes Heil weiß, als in dem inbrünstigen Wunsche, die Germanen möchten untereinander immer uneinig sein, — so müssen wir staunend fragen: welches waren denn die Kräfte, durch die die Germanen die tapferen, wohl gerüsteten, trefflich geschulten, kriegsgewohnten Heere der Römer regelmäßig überwanden, wenn nicht ein überlegenes Feldherrngenie den Sieg sich erzwang?

Die Worte eines feinsinnigen deutschen Geschichtsforschers sollen uns die Antwort auf diese Frage geben. „Der Krieg“, sagt W. Arnold, „ist zu allen Zeiten der sicherste Maßstab für die nationale Kraft. Denn die Kriegführung eines Volkes wird in erster Linie durch seine Kriegstüchtigkeit bedingt. Die Kriegstüchtigkeit aber ist nur der äußere Ausdruck seiner sittlichen Kraft und Gesundheit. Alle Tugenden und Fehler treten im Krieg in erhöhter Gestalt auf: Hier rächt sich jede Untugend und

Schwäche des Volks und wird oft genug verhängnisvoll für sein Schicksal, hier entfaltet es seine leiblichen, geistigen und sittlichen Hilfsmittel in ihrer wahren Größe. Taktische Kunst und Kriegszucht geben erst in zweiter Linie den Ausschlag, und wie sie selbst wieder nur das Erzeugnis nationaler Fähigkeiten und Tugenden sind, so weiß ein kriegstüchtiges Volk sich dieselben im Kampf mit einem geübteren Gegner, so weit es nötig ist, bald zu eigen zu machen. Darum zeigt der Krieg, wieviel ein Volk wert ist: von ihm allein hängt die Stellung ab, die es in der Geschichte einnimmt, der größere oder geringere Einfluß, den es auf andre Völker ausübt, seine Erhebung und Macht, wie sein Verfall und Untergang. Was hilft aller Handel und Gewerbfleiß, aller Wohlstand und Reichtum, alle Kunst und Wissenschaft, wenn das Volk sie nicht zu schätzen und die nationale Selbständigkeit zu behaupten weiß . . . . So lange ein Volk im Aufsteigen begriffen ist, begünstigt und befördert der Krieg mehr wie alles andre die nationale Entwicklung. Und das war bei den Germanen der Fall. Der Krieg zeigte die ganze Fülle ihrer jugendlichen Kraft und Gesundheit, er offenbarte alle die glänzenden Eigenschaften ihres Charakters, Mut, Kühnheit, Todesverachtung, Treue, Ritterlichkeit, Großmut . . . . Wohl war das Leben der Germanen nicht ausschließlich auf den Krieg gestellt. Dazu waren sie zu reich beanlagt, zu bildungsfähig und vielseitig . . . Aber doch waren sie, als sie in die Geschichte eintraten, vornehmlich ein kriegerisches Volk, doch war der Krieg ihre Hauptleidenschaft, doch galt er als Sache des nationalen Götterdienstes . . . . Darum riefen sie bei Beginn des Kampfes die Götter an, darum glaubten sie im Tod auf dem Schlachtfeld unmittelbar die ewige Freude und Seligkeit zu erringen. Nur so erklärt sich die Todesfreudigkeit, womit sie in den Kampf gingen, der brausende Jubel des Schlachtgesanges, die unnütze Blutverschwendung, mit der sie selbst im Falle der Niederlage den Kampf bis auf den letzten Mann fortsetzten. Daß ein solches Volk den Römern im Kriege furchtbar sein mußte, ist leicht begreiflich; denn unter allen Völkern, die sie bekämpft und besiegt hatten, war ihnen kein zweites vorgekommen, das mit gleicher Leidenschaft und Begeisterung, nicht um irdischer Güter willen, ja im Grunde nicht einmal für Freiheit und Vaterland, sondern um seines Glaubens, um der heimatlichen Götter willen, für Sieg oder Tod gekämpft hätte."

Die Germanen waren ein aufsteigendes Volk, die Römer ein sinkendes. Deshalb mußte der vierhundertjährige Kampf mit dem selbst noch im Verfall übermächtigen Weltreich doch mit dem Siege der Germanen endigen. Ja in den letzten beiden Jahrhunderten waren ihre gefährlichsten Gegner nicht die Römer, sondern ihre eignen Stammesgenossen, die in römische Dienste getreten waren. Wohl sanken Hunderttausende auf dem Schlacht-

felde dahin, wohl wurden die Deutschen oft genug geschlagen; aber trotzdem wuchs in jedem Kampfe ihre Kraft, während die der Römer sank. Die Deutschen waren arm, die Römer reich: auch dies war für jene ein Vorteil, für diese ein Nachteil. Während die Germanen, sobald sie in römische Provinzen einfielen, diese plünderten und aussogen und mit reicher Beute beladen heimkehrten, fanden die Römer, wenn sie in Germanien eindrangen, nur sehr geringe Beute; sie konnten Dörfer und Ernten verbrennen und Herden wegtreiben; aber die Ansiedelungen waren schnell wieder aufgebaut, die Ernten bildeten keinen Hauptbesitz der Germanen, die Herden wurden wenigstens zum großen Teil in die endlosen Wälder gerettet. Jeder Verlust ward rasch ersetzt, auch der an Menschenleben, denn die Fruchtbarkeit des Naturvolkes war so groß, wie die der entarteten Römer gering.

Doch mehr als das! bei jeder Berührung in Krieg und Frieden lernten die Deutschen von ihren kultivierten Feinden: nicht nur in der Kunst der Kriegführung und Befestigung zeigten sie sich als die gelehrigsten Schüler, auch aller Fortschritt in Ackerbau und Gewerbe, Kunst und Wissen verdankten sie den langen Kämpfen mit den Römern. Aus alledem ergiebt sich, welche unermeßliche Bedeutung der Krieg für die innere und äußere Geschichte unsers Volkes gehabt hat. Eine etwas eingehende Betrachtung des Heerwesens wird daher nicht überflüssig erscheinen, soviel auch schon in früheren Abschnitten von Kampf und Waffen die Rede gewesen ist und so oft wir noch Deutsche im Schlachtgewühl erblicken werden.

Von einem besondern Heere kann bei den Germanen nicht die Rede sein. Weil jeder Freie, sobald er die Waffenweihe erhalten hatte, zum Kriegsdienst berechtigt und verpflichtet war, so war das Heer nichts anderes als das Volk in Waffen, versteht sich nur der männliche und freie Teil desselben, und daher bedeutet das Wort Volk ursprünglich auch nichts anders als Heer, Kriegshaufe, Kämpferschar. Leibeigne und Hörige zählten im Staate nicht mit und waren deshalb auch von der Heeresfolge ausgeschlossen; Weiber und Kinder aber blieben wenigstens, wenn der Heereszug zugleich Auswanderung bedeutete, doch oft auch sonst, in unmittelbarer Nähe der Kämpfenden. Ihr Zuruf, ihr Jauchzen und Wehgeschrei spornte die Helden zu übermenschlichen Thaten. „Ihr Zeugnis", sagt Tacitus, „gilt jedem als das Heiligste, ihr Lob als das Höchste. Vor die Mütter, vor die Frauen bringen sie ihre Wunden, und diese scheuen sich nicht, sie zu zählen und zu prüfen. Selbst Speise und ermunternden Zuspruch bringen sie ihnen mitten ins Schlachtgewühl. Ja, man hat Beispiele, daß einige Male die Schlachtreihen schon wankten und zum Rückzug entschlossen waren, von den Weibern aber zu neuem Widerstand bewogen wurden durch unablässiges Bitten, durch Vorhalten der entblößten Brust und durch Hinweis auf die drohende Gefangenschaft, die ihnen ein doppelt unerträgliches

Unglück dünkt, wenn es ihre Frauen gilt." So stand der Germane „für sein Weib, für seine Kinder", auch wenn der Kampf kein Verteidigungskrieg im eigenen Lande war.

Das Volk zum Heerdienst zu berufen stand der Volksversammlung zu. In dringenden Fällen, wo es galt, das Land vor unerwartetem Angriff zu schirmen, rief das „Landgeschrei" unmittelbar zu den Waffen, d. h. schnelle Boten aus der zunächst bedrohten Gegend eilten von Gau zu Gau, um die Gefahr zu melden, die Wehrhaften aus der Friedensruhe zu scheuchen und zu den Waffen zu rufen. Dann wurden die Dörfer und Höfe verlassen, die Feldfrüchte soviel als möglich in die Tunge versteckt; Kinder, Weiber und die meiste Habe in den Wäldern geborgen, die durch Verhaue noch unwegsamer gemacht wurden. Alle Waffenfähige aber sammelten sich schleunigst unter ihren Gaufürsten an bestimmten Orten, um von da aus gegen den Feind zu ziehen. War der Fall nicht so dringlich, so wartete man zum Zusammentritt des Heeres gern den vollen oder neuen Mond ab, heilige Zeiten, die überhaupt für alle kriegerischen Unternehmungen als besonders günstig betrachtet wurden.

Vor dem Beginn des Kampfes band sich das Heer oft noch durch einen feierlichen Schwur an die Schlachtgötter Wodan, Donar und Ziu und an die Führer, wobei man alte Eidformeln sang, die Priesterfürsten das Volk weihten und die Waffen klirrend geschwungen wurden. Unter dem Banne und, wie man glaubte, in der persönlichen Anwesenheit, unter den Augen der Gottheit, zog man in die Schlacht. Verletzung des Götterfriedens, der über dem Volk in Waffen lag, ward durch Handhabung der priesterlichen Strafgewalt geahndet. Heilige Zeichen wurden dem Heereszug vorangetragen. Diese vertraten bis ins vierte Jahrhundert die Banner und Fahnen. Es waren aus Erz gegossene oder aus Holz geschnitzte, geweihte Bilder von Tieren (z. B. von Schlangen) oder Tierköpfen, die im Frieden in den heiligen Götterhainen, an Bäumen hangend, aufbewahrt und vor der Schlacht auf Stangen gesteckt wurden. Von kriegerischen Musikwerkzeugen gab es ohne Zweifel schon frühe Stier- und Auerhörner, auch eherne Heerhörner oder Drommeten kamen vor. Tacitus erwähnt indes nichts davon; nach ihm wurden — eine auch sonst bezeugte germanische Sitte — die Schilde von den Kriegern vor den Mund gehalten und wilde Töne hineingesungen. Dieser Schlachtgesang oder dies Schlachtgebrüll — offenbar ein Anruf der kriegerischen Götter — vertrat die Stelle der Feldmusik; sein Vortrag hieß der Barditus, d. h. wohl Bartgesang (nicht Schildgesang). Die Frauen der Kimbern sollen während der Schlachten auf Fellen, die über die Wagen gespannt waren, getrommelt und damit ein fürchterliches Getöse gemacht haben.

Wie zu einem fröhlichen Fest zog der Deutsche in die Schlacht, und

sie war ein Fest, an dem kein Ehrloser oder Unfreier teilnehmen durfte. Da jeder Heermann seine Bewaffnung und seinen Unterhalt selbst bestreiten mußte, so konnte der gänzlich Mittellose auch nicht mit im Heere am „Spiel der Schlachtjungfrauen“ sich beteiligen, die Gefolgsmannen ausgenommen, die Waffen und Unterhalt von ihrem Herrn erhielten, dafür aber von untadeliger Geburt, ohne eigne Schuld verarmt und durch kriegerische Tüchtigkeit rühmlich bekannt sein mußten. Auf diese Weise mochte mancher Arme noch die Lust des Kampfes genießen, die ihm sonst verschlossen geblieben wäre, und der keine andre im Leben sich vergleichen konnte. Die wilde Begeisterung, die über den in die Schlacht sich stürzenden Germanen kam, sah über dem Gewoge des Kampfes Walküren reiten, die gewappneten Schlachtenjungfrauen, die im Auftrag des höchsten Gottes die Streitenden musterten und ihre kühnen Thaten sich merkten. Wer im ruhmvollen Kampfe fiel, dessen Seele ward von einer der Jungfrauen aufs Roß gehoben und durch die Lüfte zu Wodans Saale getragen. Aber auch auf Erden blieb ihm sein Lohn: das Volk, seine Kinder und Enkel, gab ihm das Beste, was es geben konnte, ein ehrendes Andenken im Munde des Sängers. Darum rangen auch die Führer vor allem nach dem Ruhme herrlicher Waffenthaten, Kraft und Mut der Helden galt höher als die kalt berechnende Kunst des Feldherrn, und wenn dieser sich nicht zugleich als gewaltiger Streiter im Kampfe von Mann gegen Mann bewährte, so war es schnell um sein Ansehen geschehn. Dann wählte das nächste Volksthing gewiß einen anderen zum Herzog, daß er dem Heere mit besserm Beispiel voranleuchte.

Diese Auffassung von der Aufgabe des Führers war freilich für den Ausgang der Schlacht nicht immer günstig. Denn indem der Feldherr stets allen voran im heißesten Getümmel focht, verlor er weit leichter den freien Überblick über den Gang des Kampfes als z. B. der römische Imperator oder Legat, der kühlen Herzens und ruhigen Auges das Ganze lenkend und leitend überschaute und nur höchst selten, etwa um in verzweifeltem Falle die wankenden Reihen wieder zum Stehen zu bringen, in den Gliedern der Legionen mit Schwert und Schild mitkämpfte.

Gegliedert war das Heer nach Hundertschaften oder Gauen und innerhalb derselben wieder nach Geschlechtern oder Sippen. So kämpften Väter und Söhne, Brüder und Vettern Schulter an Schulter, und solche Nähe ward zugleich ein neuer Sporn zur höchsten Tapferkeit. Jede Hundertschaft stand unter der besonderen Führung ihres Fürsten, der zunächst von seinem berittenen Gefolge umgeben ward. Die Zahl der Gefolgsmannen darf man nicht zu hoch anschlagen; von der Masse des ganzen Heeres machten sie unzweifelhaft einen kleinen Teil aus, wie denn überhaupt trotz der Vortrefflichkeit der Reiterei und obwohl Fuß- und Reitertruppen meist

nicht streng geschieden waren, doch das Fußvolk den eigentlichen Kern des Heeres bildeten. Seine dicht gescharten Haufen waren in Form eines abgestumpften Keiles, des sogenannten Eberkopfes, gegen den Feind aufgestellt.

Außerdem stellte jeder Gau fünfzig ausgezeichnete Reiter und ebensoviel besonders tüchtige Fußgänger für das Vortreffen. Diese „Hunderte“ wie sie hießen, bildeten eine auserlesene Schar von eigentümlicher Aufstellungsweise. Wie nämlich Cäsar und Tacitus übereinstimmend berichten, stand neben jedem Reiter ein Fußgänger, den jener sich selbst auswählen durfte. So zogen sie untermischt in den Kampf. Während des Getümmels traten die Fußstreiter zunächst etwas zurück. Wo es aber besonders scharf herging, eilten sie zu Hülfe; wenn einer schwer verwundet vom Rosse sank, stellten sie sich um ihn und retteten ihn aus dem Gewühl. Bei raschem Vorrücken oder eiligem Rückzug — z. B. bei der beliebten Kriegslist der Scheinflucht — hielten sich die Fußgänger an den Mähnen der Rosse fest und liefen so, halb fliegend, mit staunenswerter Schnelligkeit neben her. Solche eigentümliche Mischtruppen eröffneten in der Regel die Schlacht, lieferten aber oft auch eigne kleinere Treffen. Die Zahl der Hunderte war natürlich sehr verschieden nnd deckte sich mit der Anzahl der Gaue, aus denen eine kriegführende Völkerschaft bestand.

Auf den Erfolg des ersten wuchtigen Angriffs war der Schlachtkeil, war die älteste germanische Kriegskunst überhaupt berechnet, und dem wütenden wie ein Bergstrom heranbrausenden Anprall gelang es in der That fast immer, die beiden ersten Treffen der dreifachen römischen Schlachtordnung zu durchbrechen; ja anfangs, als die Römer diesem todverachtenden Volk von Helden noch fassungslos gegenüber standen, unterlagen ihm alle römischen Heere. Doch schon Marius erkannte, wie F. Dahn bemerkt, das für die Angreifer Verderbliche dieses einfachsten aller denkbaren Systeme. „Der Keil war verloren, wenn er nicht durchdrang; er konnte weder umkehren noch schwanken, und er hatte nie eine Reserve. Durch Aufsparung einer starken, sehr weit zurückgehaltenen römischen Reserve sind fast alle römischen Siege über den germanischen Keil erfochten worden.“ Kamen die Halbnackten mit ihren unbehilflichen Waffen, die wir im 10. Abschnitt beschrieben haben, nach furchtbaren Verlusten beim Durchbrechen der vorzüglich bewaffneten Feinde beim dritten Treffen atemlos und erschöpft an und gelang es, sie für eine Weile aufzuhalten, „so ward der Schlachtkeil von den auf beiden Flanken vorgezogenen Reserven an der Spitze überflügelt und genötigt, doppelte Front zu machen. Hatten sich nun die durchbrochenen römischen Treffen wieder gesammelt und faßten den Keil vom Rücken, so war der Keil umzingelt und seine einzige taktische Kraft, der Stoß, ausgeschlossen. Dann gab es keinen Rückzug, sondern nur Sterben auf dem

Platze oder Durchbruch Einzelner nach unberechenbaren Richtungen. Deshalb waren die verlorenen Schlachten meist wahre Vernichtungen für germanische Heere."

Diese Angriffsart war indes auf den großen Massenkampf in Feindesland beschränkt. Im eignen Lande, beim Verteidigungskriege, löste sich oft das ganze Heer in eine Anzahl getrennter Abteilungen auf, „um die Feinde von allen Seiten zu umschwärmen, sie von Hinterhalten in Verstecken und Waldschluchten aus zu überfallen, durch fortgesetzte Angriffe zu ermüden und schließlich womöglich im Handgemenge zu vernichten." Diese Kampfesweise besonders ausgebildet zu haben, ist das große Verdienst Armins. Sie war in der That die einzige, durch die „die gewaltigen Vorteile ausgeglichen werden konnten, welche die Römer in ihrer besseren Ausrüstung, in ihrer viel feineren und gelenkeren taktischen Gliederung, dem einheitlichen Oberbefehl, der strengen Disciplin" und sicheren Schulung vor den Germanen voraus hatten. Diese Kampfesweise, in der die Germanen „im Bunde mit der Natur des Landes und der genausten Ortskenntnis" ein staunenswürdiges Geschick erlangten, haben sie, wie W. Arnold ausführt, die Erhaltung ihrer politischen Selbständigkeit und die Römer die größten und schwersten Niederlagen zu danken.

Armin war es auch, der nach dem ausdrücklichen Zeugnis des Tacitus die Germanen wenigstens einigermaßen an eine Unterordnung der persönlichen Tapferkeit unter einen großen Schlachtenplan gewöhnte. Freilich vermochte er dies nur durch die Gewalt seiner Person. An eine dauernde kriegerische Zucht, die dem selbstherrischen Freiheitssinn der Deutschen völlig widersprochen hätte, ist ebenso wenig zu denken wie an eine gleichmäßige Bewaffnung und Bekleidung der Truppen. Die reicheren Gemeinfreien und die Adeligen waren besser, die Ärmeren schlechter bewaffnet. An Beweisen für die alte, nicht auszurottende Unbotmäßigkeit fehlt es leider nicht. Vor der Alemannenschlacht im Jahre 357 verlangte das deutsche Heer von den „Königen" und deren Gefolge, daß sie von den Pferden stiegen und zu Fuß mitkämpften, und die „Könige" gehorchten! Selbst die Willenskraft und das Ansehen eines Armin war nicht immer stark genug, um eigenwillige, dem Gang der Schlacht verderbliche Handlungen und Bewegungen im Heere zu verhindern. Daß zu solchen oft das Gefolgswesen und der hochfahrende Sinn der Fürsten den Anlaß gab, ist früher dargelegt worden.

Nur Altersschwäche oder Krankheit befreite vom Kriegsdienst. Wer sich seiner Heerespflicht entzog oder aus dem Heer entwich, der ward erhängt oder lebendig begraben. Spione verbrannte man. Im Stiche lassen des Schildes und Rückkehr ohne den Gefolgsherrn hatte Ehrlosigkeit zur Folge. Die Leiber der Gefallenen strebte man auch aus verlorener Schlacht zu

retten, um sie ehrenvoll zu bestatten. Die Kriegsbeute wurde im allgemeinen von der Volksversammlung, also vom Heere selbst, verteilt; nur die von den Gefolgsmannen erbeuteten Stücke gehörten dem Gefolgsherrn und wurden von diesem großenteils den Mannen nach Verdienst gespendet.

Einer uralten, allgemeinen arischen Sitte mag hier noch gedacht sein, die dem Germanen besonders behagte, nämlich der Spott- und Neckreden, durch die sich die feindlichen Streiter vor dem Beginn des Einzelkampfes zu reizen pflegten. Wie die homerischen Helden überschütteten sich auch die germanischen mit beißendem Hohne, ehe sie sich im Streite maßen. Natürlich kann dieser Brauch nur im Kriege Deutscher gegen Deutsche geherrscht haben, da ausländische Feinde ja die ihnen fremde Sprache nicht verstanden hätten. Ein prächtiges Beispiel von solchem echtgermanischen Heldenspott giebt die nordische Lieder-Edda. Gudmund, Granmars Sohn, erschaut mit Zorn, wie fremde Helden ans Gestade des Landes gefahren kommen. „Wer ist der Fürst“, ruft er mit gewaltiger Stimme, „der reisiges Volk ins Land bringt?“ Sintarfizzilo antwortet: „Fütterst du heute abend die Ferkel und Hunde, so sage, du Knecht, deinem Herrn: Wälsungen sind es, die nach Kampfe lechzend hierher kamen.“ — „Doch wie heißt der König, dem ihr Recken gehorcht?“ — „Helge nennt sich der hehre König; dein Herr kann ihn hier finden, wenn er will; denn nicht kennt Helge die Flucht. Mit Ehre zu fechten ist seine Lust, während du Mägde am Herdfeuer küssest.“ — „Wenig gedenkst du alter Zucht, da du Edle verleumdest. Schweige du nur, der du einst fraßgierig in Wolfsgestalt haustest, der du erschlugst deiner eignen Mutter Geschlecht. Vor ekler Atzung scheutest du dich nimmer.“ — „Schweige du selbst, du garstige Vettel! Melke die Ziegen, lumpige Dirne, und bleibe den Werken der Männer fern!“ — „Mit dir zu zanken, veracht' ich! Lieber füttr' ich die Raben mit deinem Aas.“ Da tritt Helge hervor, der hochsinnige König, und spricht: „Lasset die müßigen Worte! besser ziemt es euch die Waffen zu messen. Ich auch hege Granmars Söhnen Groll in der Brust; doch — was wahr ist, bleibt wahr — rasche Recken sind sie alle. Nur Wahrheit sollen Fürsten reden.“ Man sieht, daß die edelsten Helden doch solche Schimpf- und Scheltekunst als unfein und eines vornehmen Mannes nicht ganz würdig empfanden.

20. Kindheit und Jugendalter.

Vom öffentlichen Treiben des Germanen wenden wir nun die Blicke auf sein häusliches Leben und beginnen mit der Betrachtung seines Kindes- und Jünglingsalters, um zu sehen, wie er der Mann ward und werden mußte, als den wir ihn kennen gelernt haben.

Das älteste, in Süddeutschland noch jetzt gehörte Wort für „Knabe, Haussohn, männliches Kind" ist „Knecht", und die jetzt gangbare Bedeutung des Wortes weist noch darauf hin, daß die Kinder, so lange sie im Haus wohnten, rechtlos waren oder doch eine gänzlich abhängige, unfreie, dem Vater unterthane Stellung einnahmen, — dem Vater, nicht den Eltern; denn wie über Frau und Gesinde, so hatte auch über die Kinder der Vater allein unbeschränkte Gewalt. Seiner Stärke und Weisheit waren die Schwachen und Unweisen naturgemäß unterthan; er besaß die Macht über sie, schirmte sie aber auch mit seinem Schutze. So waren Recht und Pflicht in seiner Stellung vereinigt, was die alte Sprache durch das Wort munt (latinisiert mundium) bezeichnet, das in „Vormund" noch erhalten ist. Der Hausvater war „Mundwalt" aller seiner Hausgenossen.

Sofort nach der Geburt ward das Kindlein auf die Erde gelegt, und es hing von dem Willen des Vaters ab, ob er es aufhob oder liegen ließ. Im letzteren Falle verweigerte er gleichsam dem armen Würmchen seinen Schutz; dann ward es wie bei allen Völkern des Altertums ausgesetzt, was indes wohl nur bei schwächlicher oder verkrüppelter Leibesbeschaffenheit des Kindes oder bei unheilverkündenden Weissagungen über sein Leben oder bei schwerer Notlage des Vaters zu geschehen pflegte. Auch konnte die Aussetzung nur stattfinden, ehe das Kind Speise genossen, d. h. Honig oder Milch oder auch nur Wasser genippt, und die Augen geöffnet hatte. War dies geschehen, so hatte es Lebensrecht erlangt und durfte nicht getötet werden. Hatte der Vater, oder in seiner Abwesenheit für ihn die Wehmutter das Kind aufgehoben (daher „Hebamme", entstellt aus althochdeutsch hevi-anna ‚Hebe-Mutter', eine ältere Verwandte, die der Wöchnerin mit Rat und That beistand) und befohlen, ihm Speise zu reichen, so erklärte er damit, daß er es als seinen rechtmäßigen Sprößling anerkenne und unter seinen Schutz nehme. Trotzdem behielt er das volle Gewaltrecht über das Kind und durfte es sogar verkaufen. Doch geschah dies wirklich nur unter dem Zwang drückender Verhältnisse, namentlich bei Hungersnot. Wenn es auch zu allen Zeiten rohe, lieblose Eltern gegeben hat und sicherlich auch in unserm Altertum, so haben doch zweifellos die meisten Elternherzen in solcher Lage ebenso geblutet, wie heute das Herz einer armen, kinderreichen Witwe, wenn die bittre Not sie zwingt, wohlhabenden Leuten einen Teil ihres Segens anzubieten.

Nach der Aufhebung ward dem Neugebornen ein Name gegeben und zwar unter altheiligen Zaubersprüchen und in Gegenwart gültiger Zeugen. Dabei wurde das Kind mit kaltem Wasser begossen oder darein getaucht. Opfer und Gelübde brachte man den Göttern, insbesondere den Nornen oder Schicksalsgöttinnen, damit sie dem Kinde einen guten Lebens-

faden spännen. Der Zeuge, welcher es bei dieser feierlichen Handlung hielt, verlieh ihm zugleich den Namen und ein Patengeschenk. Gern ehrte man einen lieben Verwandten, besonders einen Mutterbruder oder einen Großvater dadurch, daß man das Kind nach ihm benannte. Bekannt ist es, wie bedeutungsvoll die altdeutschen Personenamen sind, in deren unvergleichlich reicher Fülle sich nicht nur die blühende Phantasie, sondern auch die stolze, kriegerische und edle Gesinnung unserer Ahnen widerspiegelt. Diese Namen sind zugleich das älteste, was unsere Sprache besitzt. In welches Zeitalter mögen Frauennamen zurückreichen wie Siegrun (Siegzauberin), Berchtramna (Glanzrabe), Thursinhilda (Riesenkämpferin)? Welch ein Volk von Helden muß es gewesen sein, das ein weibliches Wesen Gerlinde (Speerschlange) oder Hadwig (Schlachtgewühl) oder Hildgund (Kriegskampf) nannten! Daneben freilich erschienen auch Namen, die auf ein zartes Gemütsleben hindeuten, wie Liebtrut (Freudenliebling) oder Winiperga (Freundeszuflucht); anmutig klingt Swanwit (Schwanenweiß), an das häusliche Walten erinnert Liutgart (Leutebeherbergende). Aber neben der Menge der kriegerischen und wilden verschwinden solche. Noch ausschließlicher ist natürlich das Heldenhafte in den Männernamen vertreten. Es sei nur erinnert an Bernhard (Bärenstark), Wolfgang (der auf der Wolfsspur, d. h. zum Schlachtfeld, wandelnde), Eberwin (Eberfreund), Hildebrand (Schlachtenbrand), Ludwig (berühmter Krieger) u. s. w. Doch fehlten auch tiefsinnigere, auf höheres als bloße Kraft und Kühnheit deutende, nicht, wie Siegfried (der durch Sieg den Frieden bringt), Theoderich (Volksmächtig), Hugbald (kluger Held), Ratmund (schützender Berater), Ewald (Gesetzeshüter), Friedrich (Friedensfürst) u. a.

Wenn das Kind zum erstenmal gebadet war, so wurde es in Tierfelle eingehüllt, oft auch schon in ältester Zeit mit Binden und Bändern umwickelt. Ob es besondere Wiegen gab, ist nicht sicher; der Schild des Vaters diente zuweilen als solche; oder man legte das Kind wohl auch in eine Holzmulde, die wie eine Hängematte an Stricken befestigt und geschwungen werden konnte. Zum Schutz gegen feindselige Geister und Zauberkünste wurden der Ruhestatt des Kindes Runenzeichen eingeritzt. Die Mutter war ursprünglich, wie Tacitus den Römerinnen gegenüber rühmt, die alleinige Nährerin des Kindes; doch änderte sich dies in der Folgezeit, wo schwächere und namentlich reichere Mütter den Säugling zuweilen einer Amme übergaben. War die Mutter krank oder tot, so mußte das Kind, wenn nicht eine Amme vorhanden war, mit Kuhmilch aufgezogen werden.

Nach dem Säuglingsalter folgte die Zeit, wo das Kind, das nun stehen, laufen und reden konnte, unter der Obhut der Mutter sich sorglos und ungezwungen auf Hof und Feld, in Haus und Wald tummelte.

Doch verwendete man es auch, soweit seine kleinen Kräfte dies gestatteten, zu leichten Dienstleistungen. Ein Unterschied zwischen den Kindern von Freien und Knechten ward, nach dem Zeugnis des Tacitus, wie schon bemerkt, im allgemeinen nicht gemacht. „Nackt und" — fügt der Römer hinzu — „schmutzig wachsen die Kinder in jeder Hofstätte zusammen auf zu dem Gliederbau und der Riesengestalt, die wir staunend betrachten .... Herren- und Sklavenkinder unterscheidet keine feinere Pflege. Zwischen demselben Vieh, auf dem gleichen Boden kriechen sie herum, bis das Alter die Freigeborenen absondert und der innere Adel ihnen den Stempel aufdrückt." Mit dem Schmutz wird es indes nicht so schlimm gewesen sein; wir wissen durch Cäsar und durch Tacitus selbst, daß die Germanen von Jugend auf fleißig badeten, und zwar warm und kalt; wir wissen auch, daß sie den Gebrauch der Seife kannten. Aber freilich mögen die frischen Wildfänge, sobald sie der Hand der Mutter entschlüpft waren, die Spuren der Reinigung bald wieder vertilgt haben, wenn sie — durch keine Rücksicht auf saubere Kleidung behindert — nach fröhlicher Kinder Art mit Vorliebe in Pfützen patschten und an allen Ecken und Enden des Hofes, auf der Dorfflur und im Walde herumtollten.

Solch wilde Zwanglosigkeit entsprach durchaus dem Ziel aller Knabenerziehung: Abhärtung, Ausbildung des Selbständigkeitssinnes, Vorbereitung auf das kriegerische Mannesalter. Während die Mädchen sicher schon damals mit freilich sehr kunstlosen Puppen — einfachen, roh zugeschnitzten Holzfiguren — spielten, mehr dem Beispiel der Mutter folgten und ihrem künftigen Hauptwirkungskreise, dem Walten im Haus, nahetraten, ohne sich doch dem munteren Herumtummeln fern zu halten, betrieben die Knaben das als Spiel — je älter sie wurden, mit desto größerem Ernst —, was ihnen später unentbehrlich ward. Waffenübung und Reitkunst, Wettspiele im Schwimmen und Laufen, im Springen und Werfen, Ringen und Heben. Schon früh prüfte der Vater die Kraft und Gewandtheit seiner blauäugigen Buben und lohnte dem Stärksten, Flinksten und Klügsten damit, daß er ihn mit in den Wald zur fröhlichen Jagd nahm, oder ihm eine Gabe schenkte, etwa ein Hündchen, einen zahmen Vogel, ein Tierfellchen zur Winterbekleidung, ein paar Würfel, ein irdenes oder hölzernes Schüsselchen zum Wasserschöpfen, einen kleinen Wurfspeer oder sonstige Ausrüstung zum „Kriegspielen". Erwachsene Brüder oder Vettern mögen die Kleinen in mannhaften Künsten unterrichtet haben. In mancher Hofstatt mag auch ein Mann gelebt haben, dem die Ausbildung der Jungen zu besonderer Freude gereichte; etwa ein Alter, der nicht mehr selbst in den Kampf ziehen konnte, oder ein bevorzugter Knecht von redlichen Sitten und bewährter Treue, oder ein Lahmer oder sonstwie Gebrechlicher, der durch die Folge schwerer Verwundung am Heeresdienste verhindert war.

Einen freigeborenen oder gar adeligen Knaben, wenn er den ersten Kinderjahren entwachsen war, zur Strafe zu schlagen, war zwar dem Vater, vielleicht auch der Mutter und den nächsten männlichen Ehrenverwandten unbenommen, als besondere pädagogische Weisheit galt es aber nicht. Aus welchem Grunde, darüber giebt eine um ein halbes Jahrtausend jüngere kleine Begebenheit noch Auskunft. Die Gotenkönigin Amalaswintha, des großen Theoderich Tochter, wollte ihren Sohn Atalarich nach römischer Weise erziehen. Sie ließ ihn zur Schule gehen und gab ihm würdige Greise zu Lehrern. Als sie nun einst dem Knaben wegen einer Unart einen Backenstreich versetzt hatte und er weinend in den Männersaal gelaufen kam, zürnten die edlen Goten, die da saßen, traten vor die Königin und sprachen: „Schulmeister können keinen Gotenprinzen ziehen, und wer sich vor Schlägen fürchtet, wird kein tapferer Krieger werden. Laß den Atalarich mit seinen Altersgenossen aufwachsen; dann wird er ein König nach unserer Art werden." Und Amalaswintha that dem Volke den Willen.

Ungefähr vom siebenten Jahre an wurde der Knabe der ausschließlichen Aufsicht der Mutter entzogen und kam allmählich unter die unmittelbare Zucht des Vaters. Zu Anfang dieses Lebensabschnittes aber that man ihn gern auf einige Zeit aus dem Hause*), und zwar in der Regel zu den Verwandten der Mutter, die überhaupt für die nächsten galten, besonders gern zum Mutterbruder, — Oheim und Neffe traten dadurch oft in ein sehr inniges Verhältnis —, und wiederum mehrere Jahre nach der Rückkehr ins Vaterhaus, wenn der nun zum Jüngling erwachsene Sohn nach des Vaters Ansicht reif war, alle Obliegenheiten eines Heermannes zu erfüllen, erfolgte seine Wehrhaftmachung, die, wie schon bemerkt worden ist, gewöhnlich vor dem Landesthing, zuweilen vielleicht auch vor der Gauversammlung, in Gegenwart der Blutsfreunde dadurch vollzogen ward, daß der Vater (oder Vormund oder Fürst) dem Jüngling mit Genehmigung der Gemeinde die ersten Waffen, Schild und Speer oder Schild und Schwert, überreichte. Dadurch wurde dieser mündig, d. h. fähig, Schutz und Gewalt über sich selbst und über andere auszuüben.

Er hieß zunächst Hagestalt (jetzt zu Hagestolz verderbt), d. h. Waldbewohner, weil er gleichsam von Rechts wegen vor die Schwelle des Vaterhauses gesetzt, in den wilden Wald hinausgestoßen war. Dies fand aber

*) So wurde ein Übergang von der Stellung, die er als Kind eingenommen, zu der wesentlich veränderten, die ihm als Jüngling namentlich der Mutter, den Knechten und den Knechtssöhnen gegenüber zukam, vermittelt. Auch mancherlei Erfahrung ward vom Knaben gesammelt und der Selbständigkeitssinn gefördert; die Bande der Blutsfreundschaft wurden gefestigt.



nicht wirklich statt. Vielmehr gewährte der Vater auch dem wehrhaften Sohne solange Obdach und Unterhalt, bis dieser im stande war, sich selber fortzuhelfen. Manche gründeten — mit Bewilligung der Gemeinde — einen eignen Herd. In diesem Falle sahen sie sich nach einem Weibe um, was aber aller Wahrscheinlichkeit nach nicht vor dem einundzwanzigsten Jahre erlaubt war. Andre blieben noch ledig und begaben sich freiwillig in den Dienst eines Fürsten, wo sie als dessen Gefolgsmannen lebten. Daß in einzelnen Fällen der Sohn weder das eine noch das andere that, sondern im Hofe seines Vaters blieb, auch in solch abhängiger Stellung sich beweibte, ist nicht unmöglich; doch war dies gewiß eine Ausnahme von der Regel.

21. Ehe und Stellung der Frauen.

Wir haben im vorstehenden fast nur vom heranwachsenden männlichen Geschlecht geredet, die öffentliche Thätigkeit des Mannes in Krieg und Frieden ist früher behandelt worden, sein häusliches und geselliges Leben wollen wir später betrachten. Jetzt bedarf zunächst die Stellung des Weibes, namentlich der Ehefrau, einer eingehenden Erörterung; denn ohne diese würde bei der hohen und vielseitigen Bedeutung, welche die Frau im germanischen Altertum hatte, die Schilderung altdeutschen Lebens unvollständig sein.

Der natürliche Gegensatz der Geschlechter war bei den Germanen rein und ungetrübt: die Frau als der körperlich schwächere Teil war in erster Reihe auf das Walten in Haus und Hof beschränkt, der Mann fühlte sich schon durch seine Leibeskraft aus den engen Grenzen des friedlichen Alltagslebens hinausgedrängt, aber er schützte auch das Haus nach außen und war der Herr im Hause. Denn ursprünglich war das Weib trotz aller ihr gezollten Verehrung ohne persönliche Rechte, wie es denn auch im Staate nicht mitzählte; durch Sitte und Gesetz hing es gänzlich vom Manne ab. Während der Sohn ungefähr im Alter von einundzwanzig Jahren dem Zustand der Kindschaft und Unfreiheit völlig entstieg, blieb die Tochter, auch wenn sie als Braut, als Weib in ein anderes Haus überging, immer eine Unfreie, sie tauschte nur den Dienst der Tochter mit dem der Gattin. Trat die Jungfrau in den Ehestand, so mußte sie, zum Zeichen, daß im Haus des Mannes ein engeres Abhängigkeitsverhältnis als das bisherige im Elternhause für sie begann, das seither in offenen Locken herabwallende Haar, wenn sie sich öffentlich sehen ließ, in der Regel mit dem Schleier oder Kopftuch bedecken, während umgekehrt der Jüngling es frei über die Schulter wallen ließ, nachdem es ihm in der Kindheit verschnitten worden war.

Wenige, Männer wie Jungfrauen, alterten unvermählt, und wohl nur

dann, wenn sie ihr Leben ganz der Gottheit zu weihen beschlossen hatten: die Männer banden sich dem Kriegsgotte, — daher der eiserne Ring der chattischen Hagestalte, der das sichtbare Zeichen ihrer Hingabe war; ihr ganzes Leben saßen sie an fremdem Herd, ohne Sorge um Weib und Gut, und doch hochgeehrt als harte Kampfgenossen. Auch Mädchen gab es, die sich der Gottheit gelobten. In ewigem Jungfrauenstande lebend genossen auch sie der höchsten Verehrung. Sie waren es, die als „weise Frauen“ oder „Walen“ die Heere begleiteten, die Wunden der Krieger verbanden und besprachen, in die Zukunft schauten und die günstige Zeit zum Kampfe erforschten. „Ja“, sagt Tacitus, „etwas Heiliges und Prophetisches, glauben sie, wohne den Frauen inne, und sie verschmähen nicht ihren Rat, noch überhören sie ihre Aussprüche.“ So wird von den Kimbern berichtet, daß ihnen greise Weiber in weißen Gewändern und mit grauen Locken aus dem Blut der getöteten Kriegsgefangenen geweissagt haben; auch im Heere des Ariovist waren Frauen, welche die Zeit, wo ein Sieg zu hoffen sei, bestimmten, und Tacitus selbst nennt zwei Jungfrauen, die von den Germanen als gottbegnadete Wesen verehrt wurden, die Albruna, von der nichts weiter bekannt ist, und die Véleda, die zur Zeit des Kaisers Vespasian unter den Brukterern lebte und in dem Aufstand der Bataver unter Claudius Civilis eine bedeutsame Rolle spielte. Sie wohnte in einem Turme und zeigte sich den Abgesandten, die häufig von den umwohnenden Stämmen zu ihr geschickt wurden, nicht selbst. Einer ihrer Verwandten vermittelte Frage und Antwort. Man ehrte sie durch allerlei Geschenke, wie kostbare Beutestücke und vornehme Gefangene. Selbst die Römer verschmähten nicht, sich an sie zu wenden mit der Aufforderung, ihren Einfluß zur Herbeiführung des Friedens geltend zu machen. Unter Domitian stand bei den Semnonen die Seherin Ganna in hohem Ansehn, und in der Wandersage der Langobarden erscheint die weise Gambara als Beraterin des Volkes. Wenn bei den römischen Schriftstellern deutsche Priesterinnen erwähnt werden, sind immer solche „Walen“ gemeint. Übrigens vermochte die Wala nach dem alten Glauben noch mehr als die Geschicke der Menschen vorauszusagen und Wunden zu heilen; ihr Blick reichte bis in die himmlischen Gaue. Sie kündete dem lauschenden Volke, wie die Welt entstanden sei, wie die Götter lebten, wie Welt und Götter zugrunde gehen würden. Trotz alledem aber mag doch die Germanin nur selten und ungern unvermählt geblieben sein. Trotz dem Zustande dauernder Unfreiheit, in den sie mit der Vermählung trat, fühlte sie sich doch als „frouwe“, Herrin, nicht nur des Gesindes, sondern des ganzen Hausstandes, wenn sie durch die Gewalt ihrer Persönlichkeit, durch Milde und Güte, sanfte Klugheit, hohen Sinn und freundliches Wesen die Herzen des rauhen Mannes wie der trotzigen Knaben sich zu unterwerfen verstand.

„Spät lernen die Jünglinge die Liebe kennen“, sagt Tacitus, „und deshalb ist ihre Manneskraft unerschöpflich. Auch mit der Vermählung der Jungfrauen eilt man nicht, und darum bleiben sie jugendlich wie jene und auch an schlankem Wuchs ihnen ähnlich. Ebenbürtig an Kraft verbinden sie sich dem Manne, und der Eltern Stärke vererbt sich auf die Kinder.“ Und an einer anderen Stelle stimmt der Römer folgendes schöne Lob unserer Vorfahren an: „Streng und heilig sind dort die Ehen, und in keiner Beziehung möchten die deutschen Sitten höheren Preis verdienen. Denn fast allein von allen Barbaren begnügen sie sich mit einer Gattin, sehr wenige Vornehme ausgenommen, die nicht aus Sinnlichkeit, sondern aus politischen Gründen mehrere Ehen eingehen. Mitgift bringt nicht die Frau dem Manne, sondern der Mann der Frau zu. Zugegen sind die Eltern und Verwandten der Braut und prüfen die Geschenke, Gaben, welche nicht den kleinen weiblichen Neigungen entsprechend gewählt, noch zum Schmuck der jungen Gattin bestimmt sind, sondern Rinder, ein gezäumtes Pferd und ein Schild nebst Speer und Schwert. Auf diese Geschenke hin wird das Mädchen vom Bräutigam in Empfang genommen. . . . . . Damit das Weib nicht glaubt, sie dürfe mannhaften Gedanken und den Wechselfällen des Krieges fern bleiben, wird sie, wenn sie eben die geweihte Schwelle des Ehestandes betritt, daran erinnert, daß sie komme, um in Mühsal und Gefahr des Mannes Genossin zu sein; daß sie gleiches mit ihm im Frieden, gleiches im Krieg zu dulden und zu wagen habe: dies deutet das Joch Rinder, dies das aufgezäumte Roß, dies die Waffengabe an. Ihr Leben und Sterben solle so sein, daß sie, was sie empfange, in unversehrter Würde ihren Söhnen übergebe, damit es weiter auf die Enkel vererbe. So leben sie denn in unberührter Keuschheit der Sitten einfach hin. . . . . Äußerst selten kommt bei dem so zahlreichen Volke der Ehebruch vor, dessen sofortige Bestrafung den Ehemännern anheimgestellt ist. Mit geschorenem Haar und der Kleider beraubt wird die Schuldige im Beisein der Verwandten vom Gatten aus dem Hause gestoßen und unter Schlägen durch das ganze Dorf getrieben. Auch für verlorene Unschuld giebt es keine Verzeihung. Nicht Schönheit, noch Jugend, noch Reichtum vermöchte einer Bescholtenen einen Mann zuzuführen. Denn niemand lacht dort über Laster, und nicht (wie in Rom) wird ein leichtsinniger Lebenswandel dort zum guten Ton gerechnet. Strenger noch halten es die Stämme, bei denen nur Jungfrauen heiraten und mit den Hoffnungen und Wünschen, die sich an den Namen „Gattin“ knüpfen, ein für allemal abgerechnet wird. Sie empfangen nur einen Mann, wie sie nur einen Leib und ein Leben haben, damit kein Gedanke sich weiter hinaus wage, kein Wunsch und keine Begierde sich weiter rege.“

Soweit Tacitus. Seine ganze Schilderung trägt unleugbar das

Gepräge der Wahrhaftigkeit, und doch hat der edle Römer in der Auffassung ihm so fremdartiger Verhältnisse insofern geirrt, als er das Wesen der germanischen Eheschließung als eines Kaufvertrags nicht erkannte. Denn allerdings war die Ehe im Grunde weiter nichts als ein Tauschhandel, der vor genügenden Zeugen vorgenommen wurde. Der Freier entrichtete dem, in dessen Gewalt sich die Erkorene befand, also in der Regel dem Vater der Braut, einen Preis, den Mahlschatz, streng genommen nicht für die Frau, sondern für das „Mundium" (Gewalt- und Schutzrecht) über sie, das vom Vater auf den Gatten überging (daher auch Mundschatz genannt). Dafür wurde dem Bräutigam die Braut angelobt und überliefert: dies sind die irrtümlich als „Geschenke" bezeichneten Gegenstände, „auf welche hin die Frau in Empfang genommen wird," und deshalb sind natürlich die Eltern und Verwandten der Braut zugegen — nämlich beim Abschluß des Handels — und „prüfen die Geschenke", richtiger die meist in Vieh und Waffen gezahlte Kaufsumme, die also nicht für die Frau, sondern für deren Eltern oder Verwandte bestimmt sind und deshalb auch nicht in weiblichem Putz und Tand bestehen, sondern in viel wertvolleren Dingen.

Also ein Kaufvertrag war im rein rechtlichen Verstand die altdeutsche Ehe. Und doch hat kein Volk das Wesen der Ehe höher aufgefaßt, als das deutsche. „Recht, alte, heilige Ordnung" bedeutet das Wort êwa; und das schon beweist, daß damit kein „Handel" im gemeinen Alltagssinn, wie etwa der Kauf einer Sklavin oder eines Pferdes, gemeint sein kann. Die Ehe war allerdings ein Vertrag, aber ein Vertrag, durch den nicht nur der „Mundwalt" des Mädchens gegen Zahlung des Mundschatzes sein Mundium an den Gatten abtrat, es war zugleich ein Vertrag, durch den Mann und Weib sich fürs ganze Leben zu innigster Gemeinschaft aneinander fesselten, um sich zu lieben von ganzem Herzen und mit einer Treue, die den Tod noch überdauerte. So hat der Germane ein an und für sich nüchternes Verhältnis thatsächlich mit der höchsten Lebenspoesie umkleidet und erfüllt, und damit schwindet das Verletzende, das jene bloß rechtliche Auffassung der germanischen Ehe hat.

Verlöbnis und Eheschließung fielen in der ältesten Zeit zusammen. Hatte der Freier, gewöhnlich mit Unterstützung eines Verwandten als Fürsprechers, seine Werbung angebracht und diese eine günstige Aufnahme bei dem Mundwalt der Braut gefunden, so ging der Brautkauf vor sich, natürlich vor Zeugen, wie die ganze Handlung. Die Höhe des Mahlschatzes oder der Brautmiete, in ältester Zeit stets in beweglicher Habe gezahlt, war dem Übereinkommen beider Teile überlassen. Hierauf folgte die Übergabe der Braut in den Besitz des Bräutigams. Fast immer erhielt dabei die Braut von ihren Eltern (oder Verwandten) eine Aussteuer oder

Mitgift (auch Heimsteuer genannt), die für sie zugleich eine Erbabfindung bedeutete und deren Betrag vom guten Willen der Eltern abhing. Ganz ohne Ausstattung die Tochter zu entlassen, war schimpflich; adelige und reiche Familien suchten eine Ehre darin, die Mitgift stattlich herzurichten, namentlich beteiligte sich die Mutter daran, die von ihrer eigenen Mitgift spendete. Waren die Eltern tot, so übernahmen die Brüder die Verpflichtung, die Schwester auszustatten. Diese Mitgift blieb stets das eigene Vermögen der Frau, über das der Mann kein Verfügungsrecht hatte; denn sie war eine persönliche Unterstützung der Ihrigen, aber keine rechtlich geforderte Leistung an den Bräutigam. Bei der Verlobung oder Vermählung (Eheberedung) trat das junge Paar in einen „Ring" d. h. in den Kreis der gegenwärtigen Verwandten, und die Braut wurde von ihrem Vater (als Mundwalt) gefragt, ob sie den Freier zum Mann haben wolle. Darauf antwortete sie, auf Rat des Vaters, mit Ja, und die Verlobten legten ihre Hände ineinander. Sobald dies geschehen war, durfte der geschlossene Bund nicht mehr gebrochen werden. Es ward endlich noch die Zeit verabredet, wo die Heimführung der Braut (nach unserm Sprachgebrauch also die Hochzeit) erfolgen sollte.

Die gewöhnliche Zeit der Heimführung oder des „Brautlaufs" war der Herbst, da dann die Scheunen und Keller mit dem Erntesegen gefüllt und eine Ruhezeit für den Bauer, den Krieger und den Seefahrer gekommen ist. War der verabredete Tag erschienen, so holte der Bräutigam die Braut aus dem väterlichen Hause ab. Unter dem Raunen eines Reisesegens, den die Brauteltern sprachen, nahm sie Abschied von den Ihrigen. Dann bestieg sie den Wagen, auf dem auch ihre Aussteuer Platz fand, umgeben von Brautjungfern; der Bräutigam mit seinen Gesellen ging oder ritt zur Seite. Unter den Klängen des Brautgesanges (Brautleich genannt) bewegte sich der festliche Zug, von der schaulustigen Menge umdrängt, nach der Hofstätte des Bräutigams. Hier ward die junge Frau feierlich über die Schwelle geleitet oder gehoben und zum Herde geführt, den sie dreimal umwandelte. Ein Gastmahl beschloß den Tag. Am Morgen nach der Hochzeit empfing die Neuvermählte nach altem Brauch von ihrem Manne eine „Morgengabe", ein freies Geschenk der Liebe, das aber mit der Zeit bei einigen Stämmen zu einer vorher bedungenen Pflichtleistung ward, welche bleibendes Eigentum der Frau wurde und zu ihrer Sicherung als Witwe bestimmt war.

Das deutsche Weib gehörte zum Gatten in einem viel gewaltigeren Sinne als bei irgend einem andern heidnischen Volke, selbst als die treue Penelope zu ihrem Odysseus. Die Germanin war nicht bloß Lager- und Hausgenossin des Mannes, die verständig waltende Herrin des Hauses, die Mutter der Kinder; sie war auch in der Sorge um Hab und Gut im

weitesten Sinne, ja in Kampf und Todesnot seine unzertrennliche Genossin. Eine Wiedervermählung der Witwe verbot die älteste Sitte. Das Geschick des geliebten Mannes war also auch das ihre; das war ihr Stolz, ihre Lust und ihr herbes Leid. Als Brünnhilde, nach der ursprünglichen Gestalt der Siegfriedsage, dem ewig Geliebten den Tod geraten hat, weil er, von Zauber umstrickt, unwissentlich ihr den Treuschwur brach, da besteigt sie als sein rechtmäßiges Weib den Scheiterhaufen, dessen Flammen den toten Gatten und sie verzehren; im Tode ist sie ihm vereint, dem sie im Leben nicht angehören konnte, obwohl er ihr gehörte; die Treue ist mächtiger als Zauber und Tod. Und so hat im grauen Altertum manche Germanin es verschmäht, den Gatten zu überleben, wie der Gefolgsmann den Tod suchte, wenn sein Herr gefallen war. Durch solche freiwillige Hingabe über den Tod hinaus blieb das Weib nach dem Glauben der Ahnen auch im Leben nach dem Tode noch die Genossin des Mannes.

Ein ergreifendes Bild deutscher Frauentreue bietet die nordische Sage von Helge und Siegrun. Helge, Siegruns geliebter Gemahl, ist gestorben; ein Hügel wölbt sich über des gewaltigen Helden Gebeinen. Siegrun aber weint um den Toten Tag und Nacht. Eines Abends geht Siegruns Magd hinaus zum Hügel; da sieht sie Helges Geist mit großem Gefolge durch die Luft an das Grab reiten. Er gebietet ihr, die Herrin zu rufen. Als Siegrun hinauseilt, siehe, da ist das Grab offen, und Helge steht davor. Lachend und weinend sinkt sie ihm an die Brust und ruft: „Selig bin ich dich wiederzuhaben. Laß mich dich küssen, trauter Mann! Doch sprich, du Lieber, warum sind deine Lippen so kalt? So feucht wie Nachttau sind deine Locken, und dein Leib — warum ist er so ganz mit Blut benetzt?“ Da sagt er ihr, sie selbst trage die Schuld daran; jede ihrer Thränen falle heiß auf seine kalte Brust, störe die Ruhe des Leichnams und die Seligkeit der Seele bei Wotan. Und er bittet sie: „Sonnenstrahlende, Goldgeschmückte, weine nicht länger um meinen Tod!“ Siegrun spricht: „Keine Thräne will ich fürder vergießen, darf ich dir noch einmal am Herzen ruhen.“ Da umschlingt er, ergriffen von solcher Liebe, das treue Weib, und selig schlummernd ruht Siegrun die ganze Nacht bei dem toten Mann, im schaurigen Grab. Am Morgen scheiden die Gatten voneinander; er reitet den rot schimmernden Pfad gen Walhall; sie aber kehrt zurück in ihr einsames Haus und weint nicht mehr. Der Thränen Labsal dem Gatten zuliebe sich versagend, trauert sie schweigend, bis der Tod sie erlöst und auf ewig ihrem Geliebten vereint.

Doch die Frau folgte dem Gatten nicht nur in Schlacht und Tod, sie nahm nicht nur an der Pflicht der Blutrache teil und mußte sie üben, wenn die Not es erheischte; sie ward zuweilen auch zur Versöhnerin zwischen feindlichen Geschlechtern, wenn die Liebe zum Gatten sie trieb. Alte Sage

— wie alle echte Sage ein Spiegel der Wirklichkeit — berichtet, wie ein Markgraf in eines fränkischen Königs Hand fällt. Sein Weib sitzt trauernd daheim; sie weiß nicht, wohin ihr Trauter gekommen ist. Aber dem Markgrafen gelingt es, ihr Kunde zu entbieten, daß er in Frankenland gefangen sitze; sie möge mit den besten Kleinoden kommen, um sie dem Könige für seine Befreiung zu bieten. Da wird die Markgräfin froh, belädt einen Wagen mit Schätzen und zieht unverzagt durch große Wälder dahin, unter mancherlei Mühsal. Glücklich gelangt sie nach Frankenland und bittet den lieben Mann frei. Und es wird eine Sühne und völliger Friede geschlossen zwischen König und Markgraf, um der Treue des Weibes willen.

Und nun noch ein geschichtlich wohl verbürgtes Beispiel der Gattentreue, welches zugleich beweist, daß leidenschaftliche Liebe auch damals schon zuweilen die Schranken des Herkommens übersprang. Der große Armin liebte die edle und schöne Thusnelda (Thursinhilda) und freit um sie. Aber der Vater verweigert sie. Da raubt der Held die Geliebte aus der Gewalt des unbilligen Vaters und führt sie heim als sein eheliches Gemahl. Fehde entbrennt aus dieser Verletzung des Rechtes, und beide, Mann und Weib, müssen dafür büßen. Durch ein widriges Geschick fällt Thusnelda in die Hände der Römer und wird mit einem ungebornen Söhnlein ihrem lieben Hauswirt auf immer entwendet. Da ergreift den starken Mann unbändiger Schmerz; zu wahnsinniger Wut reizt ihn der schreckliche Gedanke, daß seiner Gattin Leib die Sklaverei tragen solle. Hin und her fliegt er durch die Gaue der Cherusker und schürt zum Kampfe gegen das „glorreiche“ Volk, das mit seinen unzähligen Armen ein einzelnes schwaches Weib fortschleppte. Es gelingt ihm nicht, die Geliebte wieder zu erlangen. Sie aber, der bei ihrer Gefangennahme keine Thräne, kein bittendes Wort sich entrungen, die, die Hände über der Brust gefaltet, stumm das namenlose Leid ertragen hat, sie vertrauert in der Gefangenschaft ihre Tage, fern vom Gemahl ihrer Jugend, durch die Hoheit, mit der sie das Ungeheure trägt, selbst die Herzen der kalten Römer rührend.

Ähnliches mögen viele Germanenfrauen erduldet haben, von denen keine Überlieferung meldet; wenige sicherlich haben im Elend dem Gatten die Treue gebrochen. Das älteste deutsche Wort für Liebe, **minnja, minne,** ist eines der köstlichsten Kleinode unsrer Sprache; denn es bedeutet: „treues Gedenken“ und bezeugt so herrlich das reine, geistige, seelische Wesen der echten deutschen Liebe.

Aus dem Gesagten wird man entnehmen können, was für ein würdiges Verhältnis das deutsche Gemüt vermöge seiner tief sittlichen Anlage aus einem „Handel, Kauf oder Geschäft“, was die Eheschließung vom Rechtsstandpunkt betrachtet nur war, thatsächlich geschaffen hat. Schon der Umstand, daß Vielweiberei, bei barbarischen Völkern sonst etwas Selbstverständliches, bei

den Germanen, wenn auch nicht unbekannt, so doch durchaus ungebräuchlich war, lehrt, welche hohe Stellung das „rechtlose“ Weib im wirklichen Leben einnahm. Allerdings darf nicht verschwiegen werden, daß der Begriff eheliche Treue, wie bei allen vorchristlichen Völkern, ein einseitiger war, insofern von einer gesetzlichen Verpflichtung des Mannes, sie zu halten, nirgend die Rede ist und der Mann im Grunde nur eine fremde, nicht seine eigene Ehe brechen konnte. Aber die Auffassung von Heiligkeit der Ehe, wie sie Christus und nach ihm Paulus gelehrt hat, war dem Heidentum überhaupt fremd, und es ist trotz zahlreicher späterer Ausnahmen doch sicher auch bei unsern heidnischen Vorfahren die Regel gewesen, daß auch der Mann dem Weib die eheliche Liebe und Treue bewahrt hat, wenn schon das Weib kein Recht hatte sie zu fordern. Wir wissen, daß selbst im kalten Norden, der soviel Wildes und so wenig Mildes gezeitigt hat, starke Männer nach dem Tode der Gattin einem dumpfen verzweiflungsvollen Schmerz sich hingegeben haben. Die Sage erklärt solche Treue gern durch Zauberei: so sitzt König Harald Schönhaar drei Jahre lang verzaubert bei der Leiche seines Weibes, und Karl der Große wird auf geheimnisvolle Weise an den Sarg seiner Fastrada gefesselt. „Allein es gab,“ wie K. Weinhold bemerkt, „auch der unbezauberten Treue und herzlichen Zuneigung im germanischen Volke genug, die sich auf die rechte und tüchtige Auffassung der Ehe als einer Genossenschaft zum gemeinsamen Leben erbaute. Daß es vielfach auch anders war und daß träge Selbstsucht oder Roheit der Männer die Ehe herunterdrückte, wollen wir nicht verschweigen.“ Jene Glücklichen, welche die Liebe zu bewahren wissen und dadurch den Ehestand zu einem beständigen Segensbund gestalten, waren unter den einfach empfindenden, unverdorbenen, von sündhaften Reizungen fern lebenden Bewohnern des deutschen Waldes und Dorfes ohne Zweifel weit zahlreicher als unter der verbildeten, überreizten Gesellschaft unsrer großen Städte, trotzdem es dem Manne frei stand, die Frau zur Strafe für ein Vergehen zu schlagen, für schwere Verschuldung sogar zu verkaufen, ja zu töten. Da das ganze Ansehen, in dem eine Frau stand, lediglich auf ihrer Persönlichkeit, auf ihrer sittlichen und wirtschaftlichen Tüchtigkeit beruhte, so mußte sie um ihres eigenen Lebensglückes willen danach trachten, die Neigung des Mannes sich zu erhalten.

Hätten die Germanen ihren hochsinnigen Weibern nicht eine echte Ehrfurcht gezollt, sie würden nicht ihre sämtlichen weiblichen Gottheiten zu Urbildern milder Hoheit, erhabner Schönheit, sinniger Klugheit und mütterlicher Güte gestaltet haben; es würde bei ihnen nicht für ein Zeichen rohester Gemütsverwilderung gegolten haben, ein Weib ohne Grund zu verletzen oder zu kränken; sie würden nicht selbst im Kriege feindlichen Frauen mit achtungsvoller Scheu entgegengekommen sein. Während in dem Kriege

zwischen den Ostgoten und den Truppen des oströmischen Kaisers die kaiserlichen Soldaten den eignen Landsleuten und Freunden gegenüber schamlos jede Frechheit sich erlaubten, ließ der gotische König Totila einen seiner Leibwächter, welcher eine römische Jungfrau mißhandelt hatte, hinrichten und gab das Vermögen des Schuldigen dem gekränkten Mädchen, obwohl jener ein tapferer, erprobter Kriegsmann gewesen war; und die Gotenfürsten billigten einmütig ihres Königs Thun. So berichtet ein römischer Gewährsmann.

Wenn es wahr ist, daß es keinen sichreren Maßstab für die sittliche Höhe eines Volkes giebt als die Auffassung, die es von der Würde des Weibes hat, so haben wir allen Grund, zu unsern heidnischen Altvätern mit Verehrung emporzublicken.

Zum Schlusse wollen wir noch hervorheben, daß jene sittliche Scheu und Verehrung zum Teil in dem Gefühl der Dankbarkeit begründet war. Denn da die Germanen, wie andre Naturvölker, alle Krankheiten für die Wirkung böser übermenschlicher Wesen oder erzürnter Götter hielten, welche versöhnt werden müßten, und da die Heilkunst somit besonders in der Anwendung von Segensformeln, Beschwörungssprüchen und sinnbildlichen Handlungen und in dem Gebrauche gottgeweihter Kräuter bestand, so kann es nicht wunder nehmen, daß fast nur Weiber die ärztliche Hilfe leisteten, denen man etwas Heiliges, Geheimniskundiges, Priesterliches zuschrieb. Daß nur die Behandlung der Wunden durch reichliche Erfahrung sich zu einer sozusagen wissenschaftlichen Kunst entwickeln konnte, liegt auf der Hand. Allein man denke auch von der Thätigkeit der Frauen, die den Siechen und Kranken zugute kam, nicht zu gering. Die Kenntnis des innern Körperbaus freilich war mangelhaft, und Mißgriffe mußten deshalb häufig vorkommen; was aber glückliche Hand, natürlicher Scharfblick, redliche Sorgfalt, weibliche Geduld und langjährige Übung vermögen — und das ist wahrlich nicht wenig! —, das leistete die germanische Frau, und die Verehrung, deren sie genoß, mag nicht zum kleinsten Teil auf den innigen Dank zurückzuführen sein, den sie sich als Krankenpflegerin erwarb.

22. Alter, Tod und Bestattung.

Der edle Armin war ein vierunddreißigjähriger Mann, als er seinen römisch gesinnten Bruder in beweglichen Worten anflehte, er möge doch nicht Heimat, Freiheit und Götter verleugnen, nicht die Bitten der lieben Mutter unerhört verhallen lassen. Ein Beweis nicht nur für das tiefe Gemüt des großen Mannes, sondern zugleich für die Verehrung, in der die ergrauten Eltern standen, obgleich sie rechtlich ebenso von dem Sohne abhingen, in dessen Hause sie das „Gnadenbrot“ aßen, wie das unmündige Kind vom Vater, das Weib vom Manne, der Knecht vom

Herrn. Denn wenn der Vater körperlich nicht mehr fähig war, die Waffen zu tragen oder gar geistig kindisch ward, so trat er mit der Mutter unter die Vormundschaft des Sohnes, und ebenso die Mutter allein, wenn der Vater gestorben war. Da mag denn wohl mitunter der lieblose Sohn oder Enkel den Greisen vergolten haben, was diese vielleicht selbst in kräftigen Jahren an Milde und Liebe fehlen ließen. Es mag auch Ruchlose gegeben haben, die das Einwohnen der Alten als eine widrige Last empfanden. Doch war das gewiß ein seltener Fall; ein altes Kindermärchen bezeugt, wie tief das Urteil und Gefühl des Volkes solch herzloses Thun verabscheute.

„Es war ein steinalter Mann, dem waren die Augen trüb geworden, die Ohren taub, und die Knie zitterten ihm. Wenn er nun bei Tische saß und den Löffel kaum halten konnte, schüttete er Suppe auf das Tischtuch, und es floß ihm auch etwas wieder aus dem Mund. Sein Sohn und dessen Frau ekelten sich davor, und deswegen mußte sich der alte Großvater endlich hinter den Ofen in die Ecke setzen, und sie gaben ihm sein Essen in ein irdenes Schüsselchen und noch dazu nicht einmal satt. Da sah er betrübt nach dem Tisch, und die Augen wurden ihm naß. Einmal auch konnten seine zitternden Hände das Schüsselchen nicht festhalten, es fiel zur Erde und zerbrach. Die junge Frau schalt, er aber sagte nichts und seufzte nur. Da kauften sie ihm ein hölzernes Schüsselchen für ein paar Heller, daraus mußte er nun essen. Wie sie da so sitzen, trägt der kleine Enkel von vier Jahren auf der Erde kleine Brettlein zusammen. „Was machst du da?" fragte der Vater. „Ich mache ein Tröglein," antwortete das Kind, „daraus sollen Vater und Mutter essen, wenn ich groß bin." Da sahen sich Mann und Frau eine Weile an, fingen endlich an zu weinen, holten alsofort den alten Großvater an den Tisch und ließen ihn von nun an immer mit essen, sagten auch nichts, wenn er ein wenig verschüttete." —

Mit der Verrichtung leichterer Feld- und Hofarbeit suchte der Greis sich nützlich zu machen; er flickte und bestelte wohl auch am Hause, erneuerte hier die Verschlagslatten im Innern, dort den bunten Anstrich der Außenwand, schnitzte Gerätschaften und verfertigte hölzerne Waffen; er und die Alte, die Ahne, welche spann und nähte, beschäftigten sich, wie Großeltern thun, gern mit der jüngeren Enkelschar, bei der sie gewiß schon damals besondere Liebe genossen. Fehlte es also auch ohne Zweifel dem Greisenalter nicht an bescheidenen Freuden, so war es doch wenigstens Männern verhaßt.

Wer den schönen Tod auf dem Schlachtfeld fand, der zog in Walhall zu Wotan und den seligen Helden ein; nicht so der, welcher auf dem Siechbette starb. Darum töteten sich bei den Skandinaviern sieche Greise noch in späteren Jahrhunderten nicht selten selbst oder ritzten sich wenigstens die

Haut mit dem Schwerte, um mit einer Wunde vor den Götterkönig treten zu können, ja sie hatten auch das Recht, den Liebesdienst der Tötung vom Sohne zu verlangen, und aller Wahrscheinlichkeit nach hat diese wilde grausige Sitte auch bei den übrigen Germanen ursprünglich bestanden. Wem aber irgend Gelegenheit ward, auf der Walstatt ruhmvoll kämpfend zu fallen, der brachte dem Kriegsgotte mit Freuden dies Opfer; viele Greise mögen nur in dieser Absicht in den letzten Kampf gezogen sein, und die Überlebenden priesen den Tod der auf solche Weise Gestorbenen. Alte Sage erzählt, der greise Held Siegmund habe so gewaltig gefochten, daß kein Feind vor ihm stand hielt. Und doch konnte er nach der Zahl der Jahre, die einem Menschen zu leben beschieden ist, nicht länger leben. So wäre ihm schließlich der „Strohtod“ zuteil geworden, oder er wäre durch eigne Hand gefallen — denn er hatte keinen lebenden Sohn —; aber Wotan, sein göttlicher Ahnherr, hat seinem Liebling ein ruhmvolleres Ende beschlossen. In Gestalt eines hohen Greises tritt er ihm selbst in der Schlacht entgegen und hält ihm den Speer vor, an dem Siegmunds Schwert zersplittert. Da weiß der König, wer ihm die Waffe zerschlagen, den Wehrlosen trifft ein feindlicher Speerwurf. Er sinkt und stirbt und geht zu Walhalls Freuden ein. So schreiten — nach einem schönen Wort Uhlands — die Menschen im germanischen Altertum über die Erde hin wie ein Heereszug, und die Blüte des Lebens ist ein Todeskampf.

Das letzte Ende der irdischen Laufbahn ist die **Bestattung**, die, wenn ein Fürst, ein Edeling, ein Hausvater gestorben war, mit besondrer Feierlichkeit begangen, aber auch bei anderen Toten niemals versäumt wurde; denn sie war unerläßlich notwendig für die Ruhe der Dahingeschiedenen. Selbst erschlagene Feinde*) pflegte das großherzige Volk nicht unbestattet liegen zu lassen, und wo dies doch geschah, da war es ein Zeichen des allergrimmigsten, unversöhnlichsten Hasses. So ließen die erbitterten Sieger im Teutoburger Walde die Leichen der gefallenen Römer auf Volksbeschluß unbegraben vermodern.

Drei Arten der Bestattung waren bekannt. Diejenigen Stämme, welche der Seeküste nicht fern wohnten, legten den Leichnam eines vornehmen Toten oft in ein Schiff, das mit vollen Segeln und ohne Steuer unmittelbar aufs Meer gestoßen oder den Wellen eines mächtig dahinströmenden Flusses anvertraut ward. Bisweilen zündete man das Fahrzeug an, stets gab man dem Toten volle Bewaffnung mit. Jenseit des Meeres nämlich wähnte man den Eingang des Totenreichs. So bestatteten die kühnen Wikinger ihre Seekönige; so bestattete die Gudrun (Kriemhild) der nordischen Nibe-

*) Sogar den Friedlosen sollte der Rächer begraben; es ehrte ihn, wenn er die Rache am Mörder des Blutsfreundes vollzog, aber er wäre verachtet gewesen, hätte er ihn den Raben und Wölfen zum Fraß unbedeckt liegen lassen.



lungensage den Atli (Attila, Etzel). Den Leichnam des Völkerfürsten gebietet sie den Mädchen zu waschen, hüllt ihn in Linnen, das sie mit duftendem Wachse bestrichen hat, und legt ihn in die buntbemalte Totenlade. Darauf läßt sie diese auf ein schmuckes Schiff stellen, besteigt selber das Fahrzeug und heißt die Knechte die Uferstricke durchschneiden. Allein mit der Leiche des ungeliebten Mannes fährt das hochherzige Weib hinaus in die wilde See, bis die Wogen über dem steuerlosen Schiffe zusammenschlagen und die Pforte des Totenreiches sich öffnet.

Großen Helden besorgt bisweilen Wotan selber die Überfahrt. Des geliebten Sohnes Leiche in den Armen wandelt Siegmund gramvoll durch den Wald und kommt an eine Meeresbucht. Da erblickt er auf dem Wasser einen greisen Mann in einem kleinen Nachen. „Willst du übergefahren sein?" fragt der Alte. „Ja," sagt Siegmund. Wie er aber die Leiche ins Boot gelegt hat, da ist kein Raum mehr übrig für ihn selbst. „Ich will," spricht der Fährmann, „zuerst den Toten hinüberfahren. Du warte inzwischen am Ufer hier." Damit stößt er vom Ufer ab und verschwindet alsbald mit Schifflein und Leiche. Und Siegmund merkt, daß Wotan es war, der den toten Helden zu sich genommen, um ihn in seinen Himmelssaal zu führen.

Die älteste Art der Bestattung war das Verbrennen. Wie man überhaupt dem — stets sauber gewaschenen, gekämmten und wohlbekleideten — Toten*) gern mitgab, was ihm im Leben besonders lieb gewesen war: dem Kinde sein Spielzeug, dem Weib seinen Schmuck, dem Mann seine Waffen, so wurden auch auf dem geweihten Holzstoß neben der Leiche des Hausherrn seine liebsten Waffen, mitunter sein Leibroß, in der ältesten Zeit auch nicht selten einige auserwählte Diener verbrannt; und diese furchtbare Sitte enthielt im Sinne der Zeit durchaus keine Grausamkeit oder Strafe, sondern den höchsten Lohn für bewährte Treue; denn allein im Geleite seines Herrn ging auch der Knecht zu Wotan ein. Daß die Gattin des Verstorbenen zuweilen den Tod in den Flammen, die ihren Hausherrn verzehrten, suchte, ist bereits erwähnt worden. Dem Vornehmen warfen umstehende Freunde die letzten Geschenke — Waffen und Schmuck — nach; je höher der Rauch der Flammen emporstieg, desto ehrenvollerer Empfang harrte des Helden in Walhall. Das Roß ritt er auf dem Luftritt dahin, Gattin und Diener waren seine Begleiter, die Waffen führte er bei den festlichen Kämpfen mit Wotans Helden. Dem weniger Begüterten, der kein Roß besessen hatte, zog man doch schöne, feste Schuhe an, damit er ohne Beschwerde den Weg nach

*) Auch die Nägel wurden den Toten vor der Bestattung beschnitten. Überhaupt galt die sorgfältige, liebevolle Pflege des Leichnams für eine heilige Pflicht; Verletzung derselben wurde dem Brudermorde gleich geachtet. Leichenmißhandlung war ein Greuel, der den Untergang der Welt als nahe bevorstehend verkündete.



Walhall wandle. Die Asche sammelte man, wenn die Flammen erloschen waren, in eine Urne und setzte sie in einem Hügel bei. Je berühmter und geehrter der Tote bei Lebzeiten gewesen war, desto höher schichtete man seinen Hügel. Die Urne mit der Asche ward auf den Boden des Hügels gestellt; oft wölbte man um sie eine steinerne oder hölzerne Grabkammer.

Neben dem Verbrennen war schon sehr früh, wie zahlreiche Gräberfunde beweisen, das Begraben der Leichen üblich. Man legte oder setzte den Toten, gewöhnlich mit dem Antlitz nach Sonnenaufgang, entweder in die bloße Erde oder in eine Steinkammer oder in einen steinernen oder seltner hölzernen Sarg. Die einfachste Art des letzteren ist der „Totenbaum“ d. h. ein der Länge nach gespaltener, ausgehöhlter Baumstamm; auch einfache längliche Kisten und Särge, die nach dem Fußende hin schmaler und niedriger werden, hat man in Gräbern gefunden. Schmuck und Waffen fehlten auch hier nicht. Auch über solchen Gräbern wölbten sich Hügel, die man gern auf Anhöhen oder — wenn das Meer nicht fern war — auf Landzungen errichtete, damit sie weit sichtbar wären. Der Bau dieser einfachen und doch großartigen Grabstätten, denen man durch darein gemischte Steinblöcke einen festeren Halt zu geben suchte, nahm gewöhnlich mehrere Tage in Anspruch. War der Hügel vollendet, so umwandelte oder umritt ihn der Zug der Blutsfreunde und Dienstmannen unter Gesängen, die den Dahingeschiedenen priesen und seinen Tod beklagten, wie wir in jener Schilderung aus dem Beowulf gehört haben. Und solche Feierlichkeiten wiederholten sich bis zum siebenten, ja bis zum dreißigsten Tage. Zum Schlusse ward ein Gastmahl gehalten, bei dem es ruhig und ernst herging und man die „Minne“ d. h. das Gedächtnis des Verstorbenen trank.

Dann erst kehrten die Hinterlassenen, wenn der Geschiedene der Vater des Hauses gewesen war, aus dem verwaisten, ungeregelten Zustand ohne ein Oberhaupt gleichsam wieder zum Alltagsleben zurück. Um ein neues Haupt sammelte sich die Familie.

Der Nachfolger oder Erbe des Hausherrn konnte nur ein Blutsverwandter sein, zunächst der Sohn. Unmittelbar nach dem Minnetrunk setzte der Sohn sich auf den verlassenen Ehrensitz des Vaters. Frau und Töchter hatten kein Anrecht auf Erbschaft. Waren mehrere Söhne da, so ward das Erbe unter sie gleichmäßig geteilt. Der älteste genoß nur insofern ein Vorrecht vor den übrigen, als er für die unmündigen Brüder die Vormundschaft führte und als Zeichen dieser Würde das Schwert oder den Speer seines Vaters erhielt. Erst im Mittelalter wurde dem Erstgeborenen der Hauptanteil und den weiblichen Hinterbliebenen überhaupt ein Teil der Verlassenschaft des Vaters eingeräumt. Die Witwe erhielt jedoch

schon in ältester Zeit ihre Mitgift, die sie in die Ehe gebracht hatte, und die Morgengabe, die ihr nach der Hochzeitsnacht vom Gatten überreicht worden war, zurück. Die verheirateten Töchter hatten ihre Aussteuer als Erbabfindung bereits bekommen; waren sie noch ledig, so waren sie auf freiwillige Spende der Mutter und der Brüder (die Gerade) angewiesen. Überlebte kein Sohn den Hausvater, so hatte der nächste Blutsfreund vom Mannesstamm das Recht auf Erbschaft. In diesem Fall erhielten wohl auch die etwa vorhandenen Töchter des Erblassers einen größeren Anteil am Nachlaß. Waren die nächsten Erben noch nicht waffenfähig, so konnte man ihnen deshalb das Vermögen nicht entziehen; allein es mußte einstweilen der Schutz des nächsten waffenfähigen Schwertmagen eintreten, dem dafür das Heergerät (Waffen und Rüstung) oder doch das Schwert des Verstorbenen zufiel.

„Klagen und Thränen um die Dahingeschiedenen stillen sie bald," sagt Tacitus, „doch lange hegen sie Schmerz und Gram. Trauer geziemt den Frauen, den Männern treue Erinnerung." Die Bemerkung ist so treffend wie schön. Das Stillen der Thränen nämlich hatte seine tiefe Bedeutung: uralter Volksglaube war es, daß die Ruhe der Verstorbenen durch allzu lange fließende Thränen gestört werde. In der oben angeführten Stelle der Helgesage kommt dieser Glaube zu erschütterndem Ausdruck. Nicht minder altertümlich und in seiner rührenden Einfachheit fast noch ergreifender ist das bekannte Märchen vom Thränenkrüglein, das noch jetzt in verschiedenen Gegenden Deutschlands erzählt wird. Die Fassung, wie es im thüringischen Orlagau fortlebt, möge den Schluß dieses Abschnittes bilden:

Einer jungen Mutter war ihr einziges Kind gestorben. Sie weinte über alle Maßen und konnte sich über ihren Verlust nicht zufrieden geben. In jeder Nacht lief sie hinaus auf den Friedhof und jammerte auf dem Grabe, daß es Steine hätte erbarmen mögen, als solle und müsse ihr die Erde das Kindlein wieder herausgeben. So wehklagend weilte sie dort auch in der Nacht, als die Göttin Berchtha, welche die Seelen der verstorbenen Kinder behütet, mit ihrem Gefolge von Seelchen nicht weit von ihr vorüberzog. Da gewahrte die Weinende zuletzt im Zuge, den andern Kindern hinterdrein, ein Kleines, mit einem ganz durchnäßten Hemdchen angethan; es trug in der Hand einen Krug mit Wasser und konnte, matt geworden, kaum den übrigen folgen. Ängstlich blieb es eben vor einer hohen Umzäunung stehen, über welche die Göttin hinweggeschwebt und ihre kleinen Unterthanen geklettert waren. „Ach," dachte die jammernde Mutter, „sieht doch das Kleine gerade aus wie mein verlorenes Kind." Und sie lief hinzu und hob es in die Höhe. Während sie es nun in ihren Armen hielt, sprach das Kind: „Mutterarm, ach, wie warm!" Dann aber bat es: „O liebe Mutter, weine nicht so sehr um mich! Sieh, hier im Kruge sind deine Thränen; und wenn du noch länger weinst, wird er gar zu schwer

und voll. Da sieh! Ich habe mir mein Hemdlein schon ganz damit beschüttet." Nach diesen Worten zog es weiter. Die Mutter aber ging heim, trug hinfort still ihr Leid und weinte nicht mehr.

23. Tageslauf und geselliges Leben.

Spät erst am Morgen erhob sich in Friedenszeit der Hausherr, wie jeder freie Germane, vom Lager, um zunächst ein warmes Bad zu nehmen. Über die dazu erforderlichen Einrichtungen sind wir nicht unterrichtet; jedenfalls aber hat man sie sich höchst einfach zu denken. Eine Wanne oder ein großer Holzzuber, der in die Nähe des Herdes gestellt und von diesem aus mit dem nötigen Wasser versorgt wurde, bildete wahrscheinlich die ganze Badezurüstung. Besondere Badestuben oder -häuser gab es erst etwa seit dem sechsten Jahrhundert. Die römischen Bäder wurden von den deutschen Eroberern freudig benutzt, und schon von den Teutonen und Ambronen wird uns berichtet, daß sie mit ausgelassenem Jubel in den warmen Quellen von Aquä Sextiä (Aix de Provence) sich gütlich thaten und darüber sogar den günstigen Augenblick zum Kampfe versäumten.

Neben den warmen Bädern aber waren die kalten Bäder in den Flüssen ebenso beliebt, und zwar tummelten sich dabei Kinder und Erwachsene, Männer und Weiber fröhlich durcheinander, ohne daß jemand daran einen Anstoß nahm. Die Markomannen und die Quaden (in Mähren), welche Kaiser Mark Aurel in geschlossene Städte verpflanzt hatte, beschwerten sich darüber, weil sie nicht ungehindert Ackerbau und Viehzucht treiben konnten und in diesen engen Orten auch auf das Baden verzichten müßten. Die Schwimmkunst wurde, wie früher bemerkt worden ist, mit großem Eifer betrieben; die altnordischen und angelsächsischen Sagen wissen von ihren Helden Wunder von Schwimmmeisterstücken und Wetten zu erzählen, und Tacitus wie andre Schriftsteller des Altertums bestätigen die außerordentliche Ausdauer und Gewandtheit, welche die Deutschen als Schwimmer entwickelten. Trotz dieser Vorliebe für kaltes Baden ist an der Angabe des Tacitus über das warme Bad, das der Germane alltäglich nahm, nicht zu zweifeln. Letzteres war das ganze Mittelalter hindurch üblich, gehörte zur Leibesnotdurft und wurde deshalb auch jedem Fremden, der als Gast das Haus betrat, als erste Wohlthat angeboten.

Nach dem Frühbade nahm man einen Imbiß ein, meist aus Haferbrei bestehend, um die Nüchternheit zu vertreiben. Hierbei, wie bei der Hauptmahlzeit, hatte jeder seinen besonderen Sitz und Tisch, während bei festlichen Schmausereien an großen Tafeln gespeist und getrunken ward. War der Imbiß beendet, so ergriff der freie Mann, nachdem er sich angekleidet und Haupthaar und Bart sorgfältig geordnet hatte, Speer und

Schild und ging mit Muße seinen Geschäften nach. Vielleicht war seine Gegenwart beim Gauthing nötig, oder eine Gemeindeangelegenheit sollte beim Dorfältesten beraten werden. Wenn nicht, so gab es wohl am Haus oder Hofzaun zu bessern, wobei der Herr selbst allerdings nur selten zugriff, vielmehr die Knechte anwies, lobte oder zum Fleiße trieb. Oder er ging hinaus aufs Feld, den Stand der Saaten zu prüfen, oder auf die Viehweide, um sich am Anblick seiner Pferde, Rinder oder Schafe zu freuen; oder er zog mit den Hunden und Knechten in den grünen Wald, dem edlen Weidwerk obzuliegen, den Bären zu fällen, der neulich ein Kalb geraubt, den Ur zu erlegen, der lüstern nach leckrer Gerste den Acker verwüstet hatte. Man unterschied die Jagd auf Vierfüßler (Tierweide) und die auf Vögel (Vogelweide), und beide Arten wurden von jeher mit Leidenschaft gepflegt. An den Jagden Vornehmer, zu denen ein größeres Gefolge mitzog, beteiligten sich schon in früher Zeit nicht selten die edlen Frauen als Zuschauerinnen und Wirtinnen, die im Waldesschatten den ermüdeten, hungrigen Jägern ein fröhliches Mahl bereiteten. Manche mag wohl auch selbst verstanden haben, Bogen und Jagdspeer zu führen. Bei schlechtem Wetter, namentlich im Winter, kam es öfter vor, daß der Hausherr nach dem Imbiß sich verdrossen wieder aufs Lager streckte und so auf der Bärenhaut liegen blieb, bis die Zeit der Hauptmahlzeit herankam, die etwa um die Mitte des Nachmittags, nicht allzu lange vor Sonnenuntergang, gehalten wurde.

Wir haben schon früher von der Geselligkeit und Gastlichkeit der Germanen gesprochen. Ein altnordisches Sprichwort sagt: „Es freuen sich die Hunde, und das Haus öffnet sich von selbst, wenn ein Gast kommt," und bezeichnet damit schön und bündig die Herzlichkeit, mit der der Gast willkommen geheißen ward. Solche Gastfreiheit ersetzte sogar hinreichend den Mangel einer rechtlichen Stellung des Fremden. Der Fremde hatte kein Recht, keinen Besitz im Lande und bedurfte daher des Schutzes; und diesen gewährte ihm sein Wirt; er stand unter dem „mundium" des Wirtes, welcher ihn nach außen hin wie ein Kind zu vertreten, ja selbst für eine Thorheit, die der Gast etwa beging, einzustehen hatte. So großartig, ja ausschweifend wurde das Gastrecht geübt, daß sich die spätere Zeit sogar genötigt sah, es einigermaßen rechtlich zu beschränken. Das Gesetz bestimmte, daß ein Fremder nicht berechtigt sei, das Gastrecht in einem Hause länger als drei Tage und zwei Nächte in Anspruch zu nehmen. Der Scheidende durfte eine Ehrengabe zum Abschied fordern, und es war Sitte, die Gabe mit einer Gegengabe zu vergelten; aber verpflichtet war der Gast dazu nicht. Beim Scheiden wurde noch ein Trunk, „des Abschieds Minne", dargereicht.

Der germanische Hausherr beherbergte also sehr häufig Gäste unter

seinem Dache, und außer denen, die bei ihm nächtigten, kamen noch häufiger solche, die geladen oder ungeladen an der Mahlzeit teilnahmen. In solchen Fällen schloß sich an das Mahl gewöhnlich ein scharfes Trinken, stets, wenn der Wirt ein Gastgebot erlassen hatte, und dieser bekanntlich sehr beliebte Brauch hielt die Tischgenossen oft bis tief in die Nacht hinein zusammen. Hier lösten sich die Zungen, auch der Mißgestimmte vergaß der übeln Laune, wenn die Hausfrau sich erhob und das Trinkhorn in den Reihen der Gäste herumreichte. Die wichtigsten Fragen der Sippe, der Gemeinde, des Volkes wurden beim Becher besprochen; aber dem ernsten Gespräch folgte das heitere; fröhliche Reden, oft derber Art, flogen hin und her, Scherz- und Neckgespräche, die öfter zu Handgreiflichkeiten führten, wurden laut oder — eine jedes Mannes würdige Lustbarkeit — Rätsel aufgegeben. Sie gaben Gelegenheit, nicht nur Witz und schnellen Verstand zu zeigen, sondern auch genaue Kunde der alten Sagen und Lieder von Göttern und Helden und Kenntnis von allerlei Merkwürdigem zu bewähren. Die angelsächsische und nordische Poesie hat viele Blüten der alten Rätseldichtung aufbewahrt. Wir teilen ein paar Stellen aus dem berühmten altdeutschen „Tragemundslied" mit, das einen ungefähren Begriff von der Art der germanischen Rätsel geben kann, obwohl es in der erhaltenen Fassung erst dem zwölften Jahrhundert angehört. Der Fragende leitet seine Rede stets mit der formelhaften Wendung ein: „Nun sage mir, Meister Tragemund, zweiundsiebzig Länder sind dir ja kund." Und der Antwortende beginnt immer mit der Formel: „Das hast du gefragt einen Mann, der es dir in Treue wohl sagen kann." Einige Fragen lauten: „Welcher Baum trägt ohne Blüte? Welcher Vogel säugt seine Jungen? Welcher Vogel ist ohne Zunge? Welcher Vogel hat keinen Magen?" Antwort: „Der Wacholder trägt ohne Blüte, die Fledermaus säugt ihre Jungen, der Storch ist ohne Zunge, der Schwimmtaucher ist ohne Magen." Oder: „Was ist weißer denn der Schnee? Was ist schneller denn das Reh? Was ist höher als der Berg? Was ist schwärzer als der Schwerk (das dunkle Gewölk)? Antwort: „Die Sonne ist weißer denn der Schnee, der Wind ist schneller als das Reh, der Baum ist höher als der Berg (nämlich worauf er steht), der Ruß ist schwärzer als der Schwerk" u. s. w. Uralt ist auch das Rätsel vom Schnee und der Sonne: „Es flog ein Vogel federlos auf einen Baum blätterlos; da kam die Frau mundlos und fraß den Vogel federlos." Die Form dieser Rätselreden kann zwar nicht die ursprüngliche sein, denn sie zeigen den Endreim, der erst im neunten Jahrhundert aus der romanischen in die germanische Poesie eindrang, während vorher der Stabreim die herrschende Form war, aber dem Inhalte nach reichen sie in das germanische Altertum zurück. Die Rätselgespräche oder -gesänge, denn die rhythmische Form weist auf ursprüngliches Singen

hin, wurde oft so lange fortgesetzt, bis der eine von beiden Teilnehmern sich für überwunden erklärte oder von den Tischgenossen erklärt ward. Es folgte dann eine scherzhafte Strafe, die in einer Bußzahlung oder einem Straftrunk bestehen mochte.

Solche Rätselpoesie war nicht die einzige Kunstgattung, die bei den Gelagen und Festen der Germanen laut wurde. Es gab auch hochgeehrte Sänger, die zum Klang der Harfe von den Geschicken der Götter, namentlich den Fahrten des Donnergottes, wie von den Thaten der Väter herzbewegend zu singen vermochten. Einen bestimmten Stand aber haben Sänger oder Dichter der Germanen nie gebildet; die angeblich deutschen Barden gehörten den Kelten an; in Deutschland sang jeder, dem Gesang gegeben war und der Hörer fand. Man hatte auch gesellige Lieder, die im Chor- oder Wechselgesang vorgetragen wurden, wobei dem Saitenspiel sich, wie an allen öffentlichen Festen, der fröhliche Klang der Schwegelpfeife gesellen mochte. Tacitus berichtet wiederholt, daß die Germanen sogar die Nächte vor Schlachttagen bei frohem Gelage mit schallendem Gesang zubrachten, der in Berg und Wald schaurig wiederhallte, so daß die lauschenden Römer ein Grausen ankam. Daß auch bei Opfern und Siegesfesten, sowie bei Familienfeierlichkeiten, namentlich dem Brautlauf, bei Bestattungen und zum Beginn der Schlacht gesungen wurde, ist erwähnt worden. Wir stellen hier noch die wichtigen Zeugnisse des Tacitus über altdeutsche Dichtung zusammen. In der „Germania" heißt es einmal: „Die Germanen feiern in alten Liedern, was bei ihnen die einzige Art der Überlieferung und Geschichte ist, den Tuisto, den erdgebornen Gott, und seinen Sohn Mannus als Urväter und Ahnherren ihres Volkes," und ein andermal: „Sie erzählen, daß auch Herkules*) bei ihnen gewesen sei, und singen von ihm als dem ersten aller Helden, wenn sie in die Schlacht gehen. Auch haben sie solche Lieder, durch deren Vortrag — Barditus genannt — sie den Mut entflammen und deren Klang für den Ausgang der Schlacht als Vorbedeutung gilt. Denn je nachdem der Gesang wiedertönt, erfüllt er ihre Herzen mit grimmiger Wut oder mit Bangen, und es scheint jenes Singen nicht sowohl eine menschliche Kunstübung als vielmehr der unwillkürliche Ausdruck kriegerischer Lust zu sein. Rauheit des Klanges und dumpfbrausender Wiederhall wird vorzüglich erstrebt, und deshalb halten sie die Schilde vor den Mund, damit die

*) Damit kann nur der Donnergott Donar gemeint sein, der auch Schlachtengott und, wie Herkules, ein Wohlthäter der Menschen durch Erlegung von Riesen und Ungeheuern und daher der Held zahlloser abenteuerlicher, zum Teil humoristisch gefärbter Lieder war. Er glich auch darin dem Herkules, daß er mit einem langen Barte und als ein Urbild derb strotzender Kraft gedacht wurde, und einen Hammer, wie jener die Keule, führte.



Stimme durch den Rückprall voller und kräftiger anschwelle." Und an einer Stelle seiner „Annalen" (Jahrbücher) berichtet der Römer, daß Armin achtzig Jahre nach seinem Tode — drei Menschenalter nach der Teutoburger Schlacht — noch bei den Germanen in Liedern gefeiert werde. Erhalten ist uns von allen diesen Gesängen nicht eine Zeile; und das müssen wir lebhaft beklagen, denn aus den ältesten Resten unsrer Sprache — der gotischen Bibelübersetzung des Wulfila (Ulfilas, gest. 381) — erkennen wir die wunderbare Klangschönheit, Kraft und Anmut, die dem Altgermanischen eigen war und die in der Poesie gewiß noch weit mehr als in der Prosa zur Geltung kam; und aus den spärlichen Spuren unsres ältesten Götterglaubens wie aus den Heldendichtungen der Zeit kurz nach der Völkerwanderung können wir dichterische Gestaltungskraft und Tiefe der Anschauung, die in jenen verlorenen Gesängen sich bekundete, wenigstens erraten. In Bezug auf den Inhalt ersehen wir aus den Worten des Tacitus, daß nicht nur Lieder auf Götter und mythische Helden im Schwange waren, sondern daß auch die großen Männer der Geschichte in solchen gefeiert wurden.

Eine aufgeschriebene Litteratur gab es nicht; Poesie wie Geschichte pflanzte sich nur mündlich in Liedern fort. Wenn in den ersten Jahrhunderten nach Christus Briefe oder Ähnliches in der deutschen Geschichte vorkommen, sind die Schreiber römisch Gebildete, die Sprache ist lateinisch. Wulfila kennt noch kein deutsches Wort für „lesen", das entsprechende griechische übersetzt er durch „singen". Noch der geistig so hochstehende Ostgote Theoderich konnte nicht schreiben, selbst Karl der Große bewältigte die schwere Kunst nie ganz. Wulfila, der Erfinder der gotischen Schrift, entlehnte die meisten Schriftzeichen dem griechischen und römischen Alphabet, einige entnahm er der sogenannten Runenschrift. Also war doch eine germanische Schrift vorhanden? In sehr beschränktem und besonderem Sinne, ja. Die R u n e n (runa = das Geheimnis) waren zwar auch keine nationale Erfindung, sondern durch Vermittlung der Kelten den Römern entlehnt. Die Germanen machten nur die lateinischen (großen) Buchstaben zu ihren Zwecken geradliniger; denn ihr Schreiben war eigentlich ein „Ritzen" (daher wrîtan die älteste Bezeichnung für „schreiben", letzteres entlehnt vom lat. scribere; noch jetzt Grundriß, Umriß, Reißbrett u. s. f.) in Holz oder andres harte Material. Zum zusammenhängenden Schreiben wurden die Runen nicht benutzt, sondern nur zur Einritzung der einzelnen (ursprünglich 24) Runenzeichen zum Zwecke des Losens (Wahrsagens, Loswerfens). Es wurde nämlich jedes derselben auf ein Holzstäbchen (gewöhnlich von Buchenrinde, daher „Buchstab") geritzt. Die so bezeichneten Stäbchen schüttelte man durcheinander und warf sie dann auf ein ausgebreitetes Tuch (daher „entwerfen"). Der Priester, Fürst oder Hausvater, der die „Losung"

vornahm, um den göttlichen Willen oder die Zukunft zu erforschen, griff nun mit abgewandtem Antlitz, unter dem „Raunen“ von Beschwörungsformeln (natürlich in stabreimender Form), eins oder mehrere (in der Regel drei) der Buchstäbchen auf, „las“ sie zusammen. Da jede Rune zugleich die Bedeutung einer Sache oder eines Begriffs hatte, z. B. Sieg, Mann, Not, Obergott, Aurochs, Geld, Kriegsgott, Jahr u. s. w., so war es nicht schwierig, aus den aufgelesenen Stäbchen eine Weissagung zusammenzusetzen.*) Eine Anwendung der Runen zur Schrift in unserm Sinne ist nicht vor dem 4. Jahrhundert nachweisbar und beschränkt sich auf ganz kurze Aufzeichnungen etwa von Sagen, Zauberformeln und Inschriften von wenigen Worten. Als die Germanen (abgesehen von den Goten) wirklich zu schreiben begannen, bedienten sie sich bald allgemein der römischen Buchstaben, nur wenige Runenzeichen für ausschließlich deutsche Laute wurden beibehalten.

Die meisten Dichtungen der Urzeit, mit Ausnahme der Rätsel-, Zauber- und Segensprüche, werden wir uns wohl als Chorgesänge zu denken haben. Das alte Wort für einen von mehreren vorgetragenen Gesang lautet „Leich“ und bedeutet zugleich Spiel und Tanz. Daraus ergiebt sich, daß der Leich stets von Tanz und Spiel begleitet war, während das „Lied“, nur von einem gesungen, dieser Begleitung zwar nicht immer entbehrte, doch entbehren konnte. Auch der Vortrag eines Leiches kann übrigens mit Einzelgesang verbunden gewesen sein, ja es war dies wohl sogar die Regel. Mit Recht hat man auf das (freilich viel spätere) Ludwigslied (881) verwiesen, wo es vom Könige und seinem Heere heißt: „Kühn ritt der König, er sang das Lied vor ihnen, und alle sangen zusammen Kyrie Eleison. Der Sang war gesungen, der Kampf war begonnen.“ Wie hier der König selbst gleichsam den Vorsänger macht, der den Leich anstimmt, worauf das Heer als Chor einfällt, so ist es auch sicher in der Urzeit dergestalt gehalten worden, daß ein Vorsänger — bei religiösen Festen, also auch vor der Schlacht, der Priesterfürst — den Gesang begann und die Menge den Chor bildete.

Beim Schlachtgesange ersetzte die rhythmische Marschbewegung des

*) Weil der „Stabreim“ von den Buchstäben seinen Namen hat und den gleichen Anlaut von zwei oder drei Worten innerhalb eines Verses bezeichnet, so stellen sich manche die Runendeutung so vor, als ob dazu der Losende alle Worte, die gleichen Anlaut mit den gezogenen Runenworten hatten, habe benutzen können, was aber wenig wahrscheinlich ist, zumal auch die mit verschiedenen Vokalen anlautenden Worte beim Stabreim alle als „reimend“ gelten, z. B. die Wörter Adler — Unsieg — Erde einen Stabreim bilden; wäre demnach bei der Losung auch nur ein vokalisch anlautendes Runenwort gezogen worden, so würde der Ausleger unter sämtlichen mit Vokalen beginnenden Hauptwörtern der damaligen Sprache die Wahl gehabt haben!



Heeres, die natürlich im Einklange mit dem Rhythmus in Poesie und Musik bestand, den Tanz. Bei friedlichen Festen gestaltete sich letzterer selbstverständlich in reicherer, kunstvollerer Weise, und die beliebteste, wenn auch gewiß nicht einzige, so doch prächtigste und festlichste Art eines solchen Tanzes, nämlich den Schwertertanz, erwähnt Tacitus ausdrücklich, leider nur in kurzen Worten. Er sagt: „Von Schaustellungen ist ihnen nur eine bekannt, die sich bei jeder Versammlung wiederholt. Jünglinge, denen dieses Spiel Freude macht, tanzen nackt zwischen Schwertern und drohenden Frameen herum. Übung hat Kunstfertigkeit erzeugt, Kunstfertigkeit Anmut. Doch nicht um Erwerbes willen oder für Lohn üben sie diese Kunst, der einzige Preis des kühnen Spieles ist die Freude und der Beifall der Zuschauer.“ Dieser Schwertertanz, der vor der versammelten Landsgemeinde von freien, oft adligen Jünglingen ausgeführt und natürlich von Gesang und Spiel begleitet ward, war unzweifelhaft ursprünglich eine religiöse Feierlichkeit, ebenso wie der Zug in die Schlacht. Er stellte einen Kampf dar, war im Grunde nichts andres als ein ideales Abbild der Schlacht. In welcher Weise die erwähnten Schwerter und Kurzspeere benutzt wurden, sagt Tacitus nicht; doch wurden sie aller Wahrscheinlichkeit nach von den gleichmäßig bewaffneten Tänzern selbst kunstvoll im Takte geschwungen; auch der Schild wird nicht gefehlt haben. Den Gesang und das Harfen-, Flöten- und Hörnerspiel, das ohne Zweifel das Schauspiel begleitete, führten wohl Umstehende, die den musikalischen Teil der Feier eingeübt hatten, aus. Merkwürdig lange haben diese uralten Waffentänze sich bei einzelnen deutschen Stämmen erhalten; das ganze Mittelalter hindurch wurden sie vielfach geübt, bei den Hessen begegnen sie noch im 17., bei den siebenbürgischen Sachsen gar noch im 18. Jahrhundert.

Es fehlte, wie aus dem Gesagten hervorgeht, auch den geselligen Vergnügungen der Germanen nicht an der Weihe der beiden Künste, die das Leben aller edel angelegten Völker von Anfang an verschönt haben, der Poesie und der Musik. Daneben ward freilich, abgesehen vom Trinken, auch weit weniger erhabenen Freuden gehuldigt, namentlich, wie früher bemerkt worden ist, dem Würfelspiel, das man mit großem Ernste trieb, übrigens nicht immer aus Spielsucht oder um Gewinnes willen, sondern auch oft um mit Hilfe der Würfel die Zukunft zu erforschen. Vergebens suchte die spätere Gesetzgebung der Spielwut der Germanen zu steuern; das Spiel blieb eine Lieblingsbelustigung aller Volksklassen, und wie hoch es in Ansehn stand, beweist der Glaube, daß Wotan selbst die Würfel erfunden habe zur Kurzweil der Götter und Göttinnen in Walhall.

Das Trinken selbst wurde mit Gründlichkeit und einer gewissen Feierlichkeit betrieben, die — freilich zum Teil ins Läppische verzerrt — in einigen Bräuchen unsrer Studenten noch nachhallt. Es gab eine Art

8*

Zechrecht, man wechselte Trinkgrüße, lässigen Zechern wurden Straftrünke auferlegt. Ein tieferer, echterer Ernst ging durch die Versammlung, wenn man die Minne (das Andenken) eines teuren Toten oder eines verehrten Abwesenden, ihm zu liebender Ehrerweisung, trank. Auch die Minne der Götter ward durch Leeren der Becher gefeiert, ein Brauch, der im Mittelalter auf christliche Zustände übertragen ward, so daß man nun die St. Marien, Johannis, Gertruden, ja sogar Christi Minne trank, wie früher die der Gottheiten Wotan, Freya, Donar u. s. w., und die Kirche hieß solchen Brauch gut.

Die Frauen blieben den Zechereien der Männer nicht immer fern. Zu Anfang des Gelages erheischte es sogar die Sitte, daß die Hausfrau, die den Männern den Met und das Bier bereitet hatte, ihnen den ersten Trunk auch selber darreichte. Wie nach dem Volksglauben in Walhall die schönen Wunschmaide oder Walküren unter den seligen Helden mit dem Trinkhorn umhergingen, so thaten auf Erden die Frauen unter den Gästen. Auch die Töchter scheinen schon von altersher an diesem Schenkenamt beteiligt gewesen zu sein. So schildert das altertümliche angelsächsische Epos Beowulf, wie der Dänenkönig Hrodgar in seiner Halle sitzt, neben ihm sein Weib, vor ihm auf langen Bänken die Mannen. Von Zeit zu Zeit erhebt sich die Königin und reicht zuerst dem Gemahl den Metbecher, dann geht sie von Mann zu Mann und bietet jedem mit freundlichen Worten den Trank. An einem andern Tage übt die Königstochter dieses Geschäft.

Getrunken und geschmaust wurde bei allen Festen der Germanen, auch bei den größeren, die sie begingen, dem Wintersonnwendfest, wo der Sieg des Tages über die Nacht, der guten Götter über die bösen Geister der Finsternis gefeiert wurde, und der Sommersonnenwende, wo der Tod des Lichtgottes beklagt und seine Wiederkunft erfleht ward; aber man würde sehr irren und unsern Vorfahren schnödes Unrecht thun, wenn man glaubte, daß dieses Volk in rohem Materialismus seine Götter nicht schöner und edler zu feiern gewußt hätte als mit Essen und Trinken. Unendlich reich waren die religiösen Gebräuche der Germanen, und viel Zartes und Sinniges kommt darin zum Ausdruck. Unser Bild vom Leben der Vorfahren wäre unvollständig und also entstellend, wenn wir nicht wenigstens die Hauptzüge ihres Verhältnisses zu den Gottheiten, die sich ihr Gemüt geschaffen hatte, hineinzuzeichnen versuchten.

24. Götterglaube und Götterdienst.

Das Auf- und Niedergehen von Sonne, Mond und Sternen, das Zucken des Blitzstrahls und das Rollen des Donners, die wundersam

wechselnden Gestalten der Wolken, das Niederrauschen des Regens und das Heulen des Sturms, der Wechsel zwischen Licht und Finsternis, Wärme und Kälte, Leben und Tod, — alle diese Erscheinungen, die wir als Äußerungen gewisser Naturkräfte zu erklären gewöhnt sind, waren für den naiven Menschen ebenso viele Rätsel, die ihm immer und immer wieder die Fragen aufdrängten: Wie ist dies alles entstanden? wer hat es geschaffen? wer erhält es? wer gebietet der Sonne zu leuchten? dem Donner zu krachen? dem Leben zu werden und zu vergehen? Der Verstand blieb die Antwort schuldig, aber das Gemüt und die Einbildungskraft gab sie. Vernehmlich sprach es im Menschenherzen: Das müssen geheimnisvolle Mächte sein, Wesen, größer und gewaltiger als wir Menschen, Wesen, die wir nicht selber sehen, deren Walten allein wir in der Natur erkennen. Der Wechsel von Tag und Nacht, von Sommer und Winter erschien als ein ewiger Kampf zwischen hellen und finstern, guten und bösen Mächten, zwischen Göttern und Dämonen. Im Donner vernahm der Mensch die Stimme des zürnenden, im Säuseln des Windes den leisen Schritt des segnenden Gottes; die Wolken bildeten seine Phantasie zu gespenstigen riesigen Gestalten, zum verhüllenden Mantel oder zum fliegenden Rosse der Gottheit.

So hat sich aller Götterglaube aus der kindlich unwissenden Naturbetrachtung entwickelt, die sich von einem rein sinnlichen Schauen zu einem scheuen Ahnen und frommen Wähnen, allmählich zu einem tiefen, herzlichen Empfinden erhob. Schon durch die Vorstellung vom Gegensatz zwischen guten und bösen Gottheiten drang ein höheres, geistiges und sittliches Element in den Glauben, und dieser geistige, sittliche Inhalt wurde je mehr und mehr zur Hauptsache, je höher ein Volk geistig und sittlich begabt war. Aus der noch vielfach rohen Vorstellung gütiger und feindlicher Mächte ging ein edlerer Glaube hervor an persönliche Götter, die zugleich die Verkörperung der geistigen und sittlichen Begriffe wurden, welche ein Volk zu fassen vermochte. Daher ist der Glaube eines Volkes der klarste Spiegel von dessen geistigem und sittlichem Wesen; denn das Wort des Dichters: „Wie einer ist, so ist sein Gott!“ gilt nicht nur vom Einzelnen, sondern auch von ganzen Nationen. Und wer wird da unsern Ahnen die Anerkennung versagen, daß auch ihr Götterglaube das im ganzen so vorteilhafte Bild bestätigt, das wir nach andern Zeugnissen uns von ihrem Wesen und Leben gestalten durften? So weit der germanische Heidenglaube — wie jeder andre — von der unvergleichlichen Erhabenheit und Reinheit des Christentums entfernt ist, so viel Wirres, Wildes, Unheimliches darin gärt und braust, so ist doch unter allen Heidenvölkern keines zu einer so großartigen, sinnvollen, ernsten und würdigen Auffassung von Götter- und Menschenschicksal, über Tod und Leben und das letzte Ende aller Dinge gelangt

wie das germanische. Den Gedanken wenigstens hat kein anderes auszudenken vermocht, daß die allmählich hereinbrechende Verfinsterung sittlicher Begriffe, der Verlust der ursprünglichen Unschuld und Reine auch der heimischen Götterwelt den Untergang bringen und aus den Trümmern der alten verdorbenen Welt eine neue entstehen werde, in welcher Sünde und Tod keine Stätte mehr finden. Die germanischen Götter sind nicht ewig wie die griechischen, die trotz aller Unvollkommenheit und einer Last von Freveln doch ohne Ende „selig“ fortschwelgen, unbekümmert um Welt und Menschen.

Leider sind unsre Quellen über die deutsche Religion teils spärlich, teils jung und deshalb vielfach getrübt. Die Nachrichten der alten Schriftsteller, selbst die des Cäsar und Tacitus, bestehen in wenigen, dunklen Andeutungen. Haben uns hier die offenbar sehr mangelhaften Kenntnisse unsrer Gewährsmänner geschädigt, so hat später der gutgemeinte Feuereifer der christlichen Geistlichen Aufzeichnungen über das alte Heidentum verhindert, die vorhandenen vernichtet. Nur ein paar uralte Zaubersprüche sind zufällig erhalten, sonst sehen wir uns auf einige Götternamen angewiesen, die in christlichen Synodenbeschlüssen gegen das Heidentum vorkommen. Alle anderen Quellen stammen aus weit jüngerer Zeit. Zum Teil sehr wertvoll wegen des vielen Altertümlichen, das in ihnen fortlebt, sind die Volkssagen und volkstümlichen Gebräuche, die meistens erst in diesem Jahrhundert nach dem Vorgange der Brüder Grimm in den verschiedensten Gegenden unsres Vaterlandes, und wo sonst sich alte deutsche Sitte und Sage erhalten hatte, sorgfältig gesammelt und aufgezeichnet worden sind. Auch unsre Kindermärchen und die deutschen Heldengedichte des Mittelalters enthalten einzelne heidnische Züge. Über Einiges wird Licht verbreitet durch die verwandten Mythen andrer indogermanischer Völker. Indes sind der letzteren nur wenige. Denn obgleich einige Grundzüge des Glaubens, wie die Dreiheit der größten Götter (vergl. S. 6), und Einzelheiten des Götterdienstes übereinstimmen, so hat sich doch die germanische Religion so selbständig ausgebildet, daß von näherer Verwandtschaft mit nichtgermanischen keine Rede sein kann. Zu behutsamer Vergleichung und Ergänzung aber stehen noch zwei reichlich fließende Quellen offen, die über die Religion der Nordgermanen, wie sie sich nach der Trennung von den Südgermanen in Skandinavien und Island ausgebildet hat, genauste Auskunft geben: die beiden altnordischen Edden. Die sogenannte ältere Edda (besser „Lieder-Edda“) ist eine Sammlung von Helden- und Götterliedern, die früher fälschlich dem Sämund († 1133) zugeschrieben wurde; in der vorliegenden Gestalt reicht allerdings kein Eddalied bis vor das neunte Jahrhundert zurück, die meisten haben ihre überlieferte Form erst im 10. und 11. Jahrhundert und zwar auf Island erhalten, aber einzelne Strophen und Sagen stammen aus viel älterer Zeit. Die jüngere Edda (richtiger

„Prosa-Edda“), dem Geschichtschreiber Snorre († 1241) zugeschrieben, ist in Prosa verfaßt und enthält eine Art Poetik für den Gebrauch der nordischen Kunstdichter; da letztere eine Menge Umschreibungen gebrauchten, die Anspielungen auf heidnische Mythen und Sagen sind, so werden in der „Snorra-Edda“ diese Mythen und Sagen erzählt. Bei der Benützung beider Edden ist niemals außer acht zu lassen, daß nord- und südgermanische Mythenbildung schon sehr früh ihre eigenen Wege gegangen sind und daß der nordischen Mythologie ein halbes Jahrtausend mehr als der südgermanischen zu einer selbständigen, ungestörten Entwicklung vergönnt war, ferner daß schon bei dem abweichenden Stammescharakter und der so sehr verschiedenen Naturumgebung beider Völkerhälften — man vergleiche nur Skandinaviens und Islands Naturwelt mit der Mitteldeutschlands! — durchaus nicht alle mythologischen Vorstellungen der Nordländer bei den eigentlichen Deutschen (Ost- und Westgermanen) vorausgesetzt werden können. Weniger erheblich ist der Umstand, daß die Edden, was bei der späten Aufzeichnung nicht zu verwundern ist, hie und da — doch sicher nicht in der neuerdings behaupteten Ausdehnung — auch christlichen Einfluß zeigen, da in dieser Weise beeinflußte Stellen unschwer erkannt werden. Soviel steht fest: die religiösen Grundanschauungen und — mit gewissen Ausnahmen — die bedeutendsten Göttergestalten sind bei allen germanischen Stämmen dieselben gewesen. Und deshalb durfte der große Meister Jakob Grimm es wagen, auf Grund jener teils so spärlichen teils von soviel jüngerem Rankwerk umwucherten Bruchstücke mit vorsichtiger Vergleichung der nordischen Quellen das Wundergebäude seiner „Deutschen Mythologie“ zu errichten, in der er ein in den wesentlichen Zügen treues Bild des alten deutschen Volksglaubens entwarf, wenn auch bisweilen das begeisterte Auge des ebenso phantasievollen und dichterisch empfindenden als gelehrten und scharfsinnigen Mannes eine Gestalt oder Situation in bestimmten Umrissen geschaut haben mag, wo sich dem nüchternen Blicke vielleicht nur ein verschwommener Schein zeigt.

Über dem Leben der Germanen in den mitteleuropäischen Urwäldern und am nebeligen Strand der Nord- und Ostsee wölbte sich nicht der ewig blaue Himmel, lachte nicht die mildwärmende Sonne, die das Leben der Griechen beschien am reizenden Gestade des Archipelagus. Daher der Farbenunterschied der griechischen*) und deutschen Mythologie: dort

*) Wir reden selbstverständlich von der Gestalt der griechischen Mythologie, die sie durch Homer und besonders nach ihm angenommen hat; denn der nicht homerischen Göttersage fehlt es nicht an grausigen und rohen Zügen. Aber auch hier liegt das Furchtbare, der Verzweiflungskampf mit Titanen und Giganten, in einer glücklich überwundenen Vorzeit, während die deutschen Götter mitten im Kampfe mit Riesen und andern Dämonen stehen.



behagliches Ruhen, heiteres Genießen — hier hartes Ringen, schmerzvolles Grübeln; dort Sonnenschein, lachende Gefilde und leichtgekräuselter Meeresspiegel — hier Gewitter, Sturm, dunkler Wald und wütend brandendes Meer. Leicht werden dort anmutige Gestalten, in rosigem Lichte wandelnd, sichtbar; hier vermag erst genaueres Zusehen in der wildschönen, oft düstern Umgebung erhabene und liebliche Bilder zu unterscheiden. Kampf war das Leben der Germanen, und in beständigem Kampfe — nicht in griechischer Ruhe — sehen wir die deutschen Götter. Aber mag der schöne Körper in der Ruhe auch am schönsten erscheinen, so spricht doch aus dem schweren, unverdrossenen Streite gegen die bösen Mächte der Finsternis ein tüchtigeres, sittliches Wesen und ein tiefinniges, leidenschaftliches Gemütsleben. Es ist kein Zufall, daß das Element der sinnlichen Liebe, das in der griechischen Götterlehre eine so bedeutende Rolle spielt, in der deutschen fast ganz zurücktritt.

Die drei Hauptgötter der Germanen, Wotan, Donar und Ziu haben alle, was nach dem Gesagten nicht wunderbar erscheinen kann, eine Beziehung zu Schlacht und Sieg, sind alle zu Kriegsgöttern geworden. Jedem ist eine Waffe geheiligt, dem Wotan der Speer, dem Donar der Streithammer (wohl auch die Keule), dem Ziu das Schwert. Der letztgenannte war ursprünglich der alleinige Kriegsgott, aber dem kriegerischen Geist der Germanen genügte dieser eine nicht. Die Kampfbegeisterung, die den Kampf selbst zu einer gottesdienstlichen Handlung erhebt, verlangte eine allgemeinere Beteiligung der Götter am Kriege; sie konnte sich keinen Gott denken, der nicht zugleich nebenbei Kriegsgott gewesen wäre.

Wie die Götter ein Ende haben, so sind sie auch nicht von Ewigkeit her. Die Schöpfung geht wenigstens zur Hälfte ohne Götter vor sich, diese selbst sind Geschöpfe. Von der germanischen Schöpfungssage sind uns einzig die nordischen Vorstellungen in dem eddischen Bericht überliefert; doch verrät mehr als eine Spur, daß diese in ihren Grundzügen unter allen germanischen Stämmen galten, weshalb wir sie hier mitteilen. Vor Erschaffung des Himmels und der Erde war der gähnende Abgrund, die Kluft der Klüfte,*) und an dem äußersten Ende der Öde standen sich gegen-

*) Die ersten Verse des „Wessobrunner Gebetes“ (gefunden im bayrischen Kloster Wessobrunn), im 8. Jahrh. aufgeschrieben, aber ihrem Ursprung nach viel älter, schildern die anfängliche Öde des Weltraums in ganz heidnischer Weise folgendermaßen:

Dat gafrégin ih mit firahím | firiwízzo meistá,
Dat éro ni wás noh ûfhímil;
ni suígli stérro nóhhein | noh súnná ni liúhtá,
noh māno nóh der māreo sēu. (Nach Müllenhoffs Herstellung.)

das heißt: „das erfuhr ich unter den Menschen (als) der Wunder größtes, daß (einst) Erde nicht war noch Überhimmel; (daß) heller Stern nicht, noch Sonne leuchtete, noch der Mond noch die herrliche See.“ Die Verse können zugleich als Beispiel

über im Norden Nibelheim (Heimat des Nebels), im Süden Muspelheim (Heimat des Feuers). In der Mitte zwischen beiden aber lag ein Brunnen (nordisch Hvergelmir genannt d. h. Rauschekessel), dem entströmten zwölf Ströme. Diese erstarrten, als sie eine große Strecke von ihrem Ursprung entfernt waren, zu Eis, welches die nördliche Seite der Kluft füllte. Aber nun wehten von Muspelheim her warme Lüfte, so daß das Eis an seinem Südende zu schmelzen und zu tropfen begann. Und aus den Tropfen wuchs ein bösartiger, häßlicher Riese hervor, den der Norden Ymir (der Tosende?) nannte. Der Riese sank in Schlaf, und siehe, aus seinem Schweiß wuchs ein Mann und ein Weib und aus seinem einen Fuß ein sechshäuptiger Sohn. So entsprangen die Geschlechter der Riesen. Das Eis troff aber fort, und es entstand daraus eine Kuh, aus deren Euter vier Milchströme flossen. Von ihnen nährte sich Ymir. Die Kuh beleckte die salzigen Eisblöcke, und wo sie leckte, da kam am ersten Abend eines Mannes Haupthaar, am zweiten das Haupt, am dritten der ganze Mann hervor, der war groß und stark und viel schöner als Ymirs Kinder. Der Mann, im Norden Buri (der Geborene, Erstgeborne) genannt, nahm eines Riesen Tochter zur Frau und zeugte mit ihr drei Söhne von unendlicher Schönheit, Stärke und Weisheit: Wotan (nordisch Odhin), Willo (d. Wille nord. Vili) und Wiho (d. h. Heilig, nord. Ve). Diese erschlugen den Urriesen Ymir, und aus seinen Wunden lief eine solche Menge Blut, daß darin alle andern Riesen ertranken, einer ausgenommen, der sich mit seinem Weibe in einer Mulde rettete und das Geschlecht der Riesen später fortpflanzte. Die drei Brüder warfen den ungeheuren Leib des Erschlagenen mitten in die Kluft der Klüfte und schufen aus seinem Blute die See, aus dem Fleisch die Erde, aus den Knochen die Berge, aus den Zähnen und den zersplitterten kleineren Knochen die Felsen und Klippen und aus den Haaren die Bäume. Aus dem ungeheuren Schädel aber schufen sie den Himmel und befestigten daran die von Muspelheim her irrend umherfliegenden Feuerfunken, daß alles davon erleuchtet wurde. Ymirs Hirn warfen sie in die Luft, und es entstanden daraus die Wolken. Um den runden Erdkreis floß das Meer, jenseit desselben wiesen die drei Brüder den Riesen Wohnsitze an. In der Mitte bauten sie sich zum Schutz gegen die Riesen eine Burg, und zwar aus den Augenbrauen Ymirs. — Noch fehlte der Mensch. Als nun die drei Brüder am Meeresstrand wandelten, fanden sie zwei Bäume. Die nahmen sie und schufen aus ihnen Menschen:

---

für die älteste Form der germanischen Poesie (den Stabreim) gelten. Die „Stäbe“ sind fett gedruckt, die Hebungen (je vier auf die Kurzzeile) durch Accente bezeichnet. Die metrische Form ist durchaus regelrecht und in der altnordischen Dichtkunst unter dem Namen Liodhahattr bekannt.



einen Mann und ein Weib, und nannten den Mann Ask d. h. Esche und das Weib Emila (nord. Embla) d. h. die Geschäftige. Wotan verlieh ihnen Seele und Leben, Willo Verstand und Bewegung, Wiho Sprache, Gehör und Gesicht. Zuletzt erschufen die Brüder die Zwerge; denn da sie sahen, daß in Ymirs Fleische Würmer lebendig geworden waren und darin herumkrochen, gaben sie ihnen Verstand und Gestalt wie den Menschen und bestimmten, daß sie im Innern der Erde wohnen blieben. Nun war die Schöpfung vollendet.

Den vollendeten Weltbau dachten sich die Germanen in folgende Räume gegliedert. Die Mitte des Weltraums nimmt die runde Erdscheibe ein, die Heimat der Menschen, deshalb Mannaheim genannt, oder, weil sie vom Meer umflossen ist, Merigarto, oder, weil sie in der Mitte liegt, Mittgart, Mittelgart. Außerhalb der bewohnbaren Erde, an den äußersten Marken des Meeres hausen die Riesen (auch Thursen und Joten genannt) in Jotunheim. Jenseit der See im eisigen Norden liegt Nibelheim, d. h. Nebelheim, ein schauriges kaltes Schattenland, von finstern Wäldern umgürtet, bedeckt von düsteren Nebeln. Hier ist der Sitz der Totengöttin Hella. Am entgegengesetzten Ende der Welt glüht am Südende noch immer Muspelheim, die Welt der Flammen, gehütet von dem Rauchriesen, der der „Schwarze“ (nord. Surtr) heißt und ein leuchtendes Schwert in der Hand trägt. Von hier aus erhebt sich einst der furchtbare Brand, der der ganzen Welt den Untergang bringt. Unter der Erdscheibe glaubt man hie und da weit ausgebreitete liebliche Auen gelegen und verlegt dahin wohl auch die Wohnungen einzelner Götter. Die meisten Götter aber und die vornehmsten wohnen hoch oben über der Erde in der Mitte des gewölbten Himmels, die deshalb Götterheim genannt wird, gewöhnlich aber Asenheim oder Asgart, weil die große Mehrzahl der Götter dem Geschlecht des Wotan, den Asen (Ansen) d. h. den Großen, angehört. Regenbogen und Milchstraße sind die Wege, die dahin führen. Hier haben alle Hauptgötter ihre besonderen Hallen oder Paläste. Die herrlichste von allen ist die Halle Wotans Walhall (Halle der Schlachttoten), wohin die in der Schlacht Gefallenen oder an Wunden Gestorbenen durch die Walküren (Totenwählerinnen) getragen werden. Die Halle ist von ungeheurer Ausdehnung und glänzt über und über von Golde; hier erfreuen sich die seligen Helden (nordisch Einherier d. h. auserwählte Kämpfer) an Wotans Tischen, auf langen Bänken sitzend, des Mahls.

Überblicken wir nun zunächst den Kreis der Hauptgottheiten, die in Asgart wohnen. Der oben ausgesprochene Satz, daß die Germanen sich keinen Gott denken konnten, der nicht irgendwie am Kriege beteiligt wäre, gilt natürlich auch von dem höchsten, obersten Gott Wotan (althochd. Wuotan, nordisch Odhin), dem „Allvater“ und „allherrschenden Gott.“

Sein Name hängt mit wuot ‚stürmische Bewegung‘ und mit den Zeitwörtern watan ‚wehend durchdringen‘ (mit veränderter oder beschränkter Bedeutung in ‚waten‘ erhalten) und waejen ‚wehen‘ zusammen und bezeichnet ihn zunächst als den Beherrscher der alles durchdringenden Luft, und zwar besonders der stürmenden, brausenden Luft, des wütenden Sturmes. Darum ist Wotan der Führer des wütenden Heeres oder der wilden Jagd. In heiligen Nächten fährt er, auf weißem Rosse sitzend, mit seinem Gefolge über die Wipfel der vom Sturmwind geschüttelten Bäume hinweg. Dann hört man Waffenlärm und Rossewiehern, Hufschlag und Hundegebell. Noch heute heißt in Mecklenburg der wilde Jäger „der Wode.“ Aber die Luft ist dem naiven Menschen auch das Bild des Geistes, und darum erscheint Wotan zugleich als der alles durchdringende Weltgeist. Er heißt der grübelnde, sinnende Ase, der Zauberkundige, der Erfinder der Runen d. h. der Weissagung, wie der Dichtkunst und der sehnenden, geistigen Liebe. Unermüdlich sucht er die Zukunft der Welt zu erforschen, ja er hat um den Preis des Wissens sogar das eine seiner Augen hergegeben*) und hat damit doch nichts erworben als die düstre Kunde vom schließlichen Untergang. Der Gott des Geistes hat aber seinen Lieblingen auch die siegbringende Schlachtordnung, den „Eberkopf“ oder Keil, gelehrt und ihnen die kriegerische Begeisterung eingehaucht, durch welche sie die Welt erobern. Nicht persönlich mitkämpfend zwar greift er in die Schlacht ein wie Ziu, aber er bestimmt durch seinen bloßen Willen den Ausgang des Kampfes. Deshalb heißt er Heervater und Siegvater. Auch Walvater — Vater der Gefallenen — wird er genannt, denn in seinem Auftrag „küren“ die schönen Walküren den „Wal“ d. h. die auf der Walstatt gefallenen und tragen sie nach Walhall empor, wo sie an Wotans Tischen mit ihm Met trinken, den die holden Wunschmädchen (das sind eben die Walküren) ihnen im goldenen Horn darreichen, und vom Fleisch eines immer wieder sich ergänzenden und lebengewinnenden Ebers essen, während Wotan keine Speise zu sich nimmt; sie ziehen mit Wotan auch zu fröhlichem Kampfe, der sich täglich erneut, auf ein himmlisches Feld und sind des „wilden Jägers“ Gefolge. Die Tiere des Schlachtfeldes, Wolf und Rabe, sind dem Wotan geheiligt, ebenso das dem Krieger teuerste Tier, das Roß, und die unentbehrlichste Waffe, der Speer, wie der Baum, von dessen Holz er gefertigt ist, die Esche. Auf den Schultern des Gottes sitzen zwei weiße Raben, die ihm alles ins Ohr raunen, was sie auf ihrem täglichen Flug durch die Welt gesehen und gehört haben. Der Hochsitz, auf dem Wotan als

*) So hat die Sage des nachdenklichen Volkes einen einfachen Naturmythus vergeistigt, denn ursprünglich erklärt sich die Einäugigkeit des höchsten Himmelsgottes dadurch, daß der Himmel nur ein Auge hat — die Sonne. Auch der blaue Mantel Wotans zeigt deutlich auf den alten Naturmythus hin.



Hausvater von Walhall sitzt, ist von leuchtendem Golde wie die ganze Halle; von hier aus überschaut er die ganze Erde und die Wohnungen der Menschen. Oft aber steigt er aus herzlichem Mitgefühl hinab zur Erde und erscheint als „Wanderer" gütig und freundlich in der Sterblichen Mitte, um ihre Tugend, namentlich ihre Gastfreundschaft, zu prüfen. Dann trägt er nicht die strahlende Schlachtrüstung, sondern einen weiten blauen Mantel und einen breitkrämpigen Hut, der über das eine — verlorne — Auge herabhängt. Gern erlaubt er dann denen, die er als gut erprobte, sich etwas zu wünschen. Denn alles Wünschenswerte stammt von Wotan; die Berührung seines Speeres erfüllt jeden Wunsch, woran die Erinnerung noch im späten Volksglauben von der Wünschelrute fortlebt. Wie er Wissen, Wahrsagen, Dichtkunst, Kriegführung, überhaupt alles Geistige den Menschen geschenkt hat, so verleiht er dem Schiffer günstigen Wind, dem Würdigen Reichtum, dem Spieler glücklichen Wurf, dem Hofherrn fröhliches Gedeihen des Viehes, so giebt er vor allem der Feldsaat fruchtbares Wetter und völlige Reife, daher war es noch bis in die jüngste Zeit in Mecklenburg und in anderen Gegenden Sitte, bei der Ernte ein Ährenbüschel im Fruchtfelde ungeschnitten stehen zu lassen, den sogenannten Wodensanteil, um den die Schnitter herumtanzten und sangen: „Wode, Wode, hol dinem Rosse Voder" (Wotan, Wotan, hol deinem Rosse Futter). Auch in einigen Bergnamen (Godesberg bei Bonn, Gudensberg bei Geismar beide noch im 13. Jahrh. Wodansberg), in der niederländischen Bezeichnung des großen Bärengestirnes: Woenswagen (d. i. Wodanswagen) und dem Namen des ihm geheiligten Wochentags (des Mittwochs) im Niederländischen (Woensdag) und Englischen (Wednesday) lebt das Andenken an den höchsten Gott noch fort.

Der zweite Gott ist der Sohn Wotans und der Erde, Donar (nordisch in Thor zusammengezogen), wie sein Name sagt, der Donnergott. Er ist seines Vaters ältester, kraftvollster und erhabenster Sproß, an den jener sogar die Attribute, die dem höchsten Gott sonst in allen Mythologien zukommen, Blitz und Donner, abgegeben hat. Stets ist Donar bereit Göttern und Menschen mit seiner Macht zu helfen, und die letzteren liebt er vor allen. Von ihm kommen ja die segnenden, fruchtbringenden Gewitter; die verderblichen Blitze gelten nicht den Sterblichen, sondern denen, die er eifrig verfolgt, den Riesen, den Feinden der Götter und Menschen. Dann fährt er auf dem rollenden Wagen, von Böcken (die wie der Blitz im Zickzack laufen) gezogen, daher, in der Rechten die Keule oder nach dem verbreitetsten Glauben den „Malmer" d. h. den zerschmetternden Hammer, die Angst der Riesen, der nach jedem Wurfe von selbst in seine Hand zurückkehrt. Ehrfurchtsvoll läßt auch der Mensch Arbeit und Mahlzeit stehen und bebt vor dem gütigen Gott, solange er blitzt und donnert. Dann

aber, wenn der milde Regen niederströmt, der die Luft reinigt und die Saat zum Wachstum treibt, der Menschen und Tiere erquickt, dann eilt der Mensch fröhlich hinaus, um seinem Wohlthäter zu danken. So war er ein Gott des Ackerbaus und der Leute, welche die Arbeit des Feldes bestellen, der Knechte. Aber auch jede neue Ansiedelung wird ihm anvertraut und die Grenze, die ein Hammerwurf feierlich bestimmt, seinem Schutze befohlen; ja jede sittliche, rechtliche, staatliche Ordnung beruht auf Donar: die Ehe, das Eigentum, die Gemeinde, die Wege und Brücken. Von den Bäumen war ihm die Eiche heilig; eine der berühmtesten stand bei Geismar in Hessen, der heilige Bonifatius hat sie später gefällt; auch viele Berge weihte man ihm, so den Donnersberg in der nördlichen Rheinpfalz; von den Tieren galt ihm als geheiligt das Eichhörnchen, weil es blitzartig springt und rotes Haar hat, wie der lange Bart des Donnerers. Von keinem Gotte wußte der Sänger soviele Thaten zu berichten wie von ihm; die beiden Edden haben uns herrliche Reste dieser zum guten Teil unzweifelhaft allgemeingermanischen Donnergottsagen aufbewahrt. Ob der von den Herminonen und in ganz Niederdeutschland als Kriegsgott verehrte Irmin oder Hermin (d. h. der Große), dem man hohe hölzerne Bildsäulen, die „Irminsulen“, errichtete, derselbe ist wie Donar oder wie Wotan oder endlich wie der nun zu nennende Gott Ziu, wird sich kaum entscheiden lassen, da auch Donar als tapferer und ungeheuer starker Bekämpfer aller schädlichen Mächte, besonders der Riesen und Ungeheuer, unbeschadet seiner friedlichen Seite selbstverständlich für einen kriegerischen Gott wie Wotan galt. Der dem Donar geweihte Wochentag führt noch heute seinen alten Namen „Donnerstag.“

Der eigentliche Kriegsgott aber und ausschließlich ein solcher war der zweite Sohn Wotans, Ziu (nordisch Tyr), bei einigen Stämmen Cheru, Eru oder Er (Schwertgott, vgl. S. 40) genannt, bei den Sachsen Sachsnot d. h. Schwertgenoß. Er ist die ausführende Hand Wotans, wo es sich um Kampf handelt; denn während Wotan von seinem Wolkensitze aus die Geschicke lenkt, stürzt Ziu sich selbst ins wildeste Schlachtgewühl. Man dachte ihn sich einhändig, entweder weil das Schwert nur mit einer Hand geführt wird, oder weil der Gott nur einem Teile der Kämpfenden den Sieg zuwenden kann. Diesem grimmigen Gott ward auch der Thingfriede und der Heerfriede geheiligt, deren Verletzung als Gottesfrevel bestraft wurde. An seinen verbreitetsten Namen erinnert außer mehreren Ortsnamen (Duisburg, Dinslaken bei Wesel, der Dinsberg bei Wetzlar) noch der Dienstag (aus Ziuwestag entstellt, schwäbisch noch Ziestag, Zischtig), an „Eru“ die bayrische Bezeichnung dieses Tages „Ertag“ und der alte Erisberg (jetzt Mersberg) in Westfalen. Der Name „Sachsnot“ ist überliefert in einer Stelle der christlichen Abschwörungs-

formel, welche die große heidnische Götterdreiheit zusammen nennt und in einer altsächsischen Aufzeichnung des 9. Jahrhunderts so lautet: Ec forsacho Thunaer ende Wodan ende Saxnote ende allum them unholdum, the hiro genotas sint d. h. Ich entsage dem Donar und Wotan und Sachsnot und allen den Unholden, die deren Genossen sind.

Von allen Göttern der schönste, mildeste und gerechteste war Balder (‚der Herr, der Fürst‘, althochd. Paltar, nord. Baldr), auch ein Sohn Wotans, den ihm seine Gattin Fricka geboren hat. Er wohnte in einer weitschimmernden, goldstrahlenden Wohnung; denn er war derjenige Sohn Wotans, an den dieser seine Eigenschaft als Herr des Lichtes abgegeben hat, der den Asen angehörige Sonnengott. Sein Weib hieß nach nordischer Überlieferung Nanna (althochd. Nanda „die Kühne“), ihr beider Sohn Prant „der Leuchtende“. Tief sinnvoll und rührend ist der in der Edda erzählte, gewiß auch den Südgermanen nicht unbekannte Mythus vom Tode Balders; denn diesen Gott dachte man sich merkwürdig genug als einen Gestorbenen. Friedlich lebte der von allen geliebte Balder in seinem lichten Palaste mit der treuen Nanna und ihrem holden Söhnchen, als ihm einst träumte, sein Leben sei in Gefahr. Er erzählte den Traum seiner göttlichen Mutter; tief erschrocken und voll Sorge um Balder nahm sie allen Wesen und Dingen der Welt Eide ab, daß sie ihm nicht schaden wollten, nur von einer kleinen Staude, der Mistel, nicht, die ihr zu jung und ungefährlich schien. Nun waren die Götter froh, ihren Balder sicher zu wissen, und in übermütiger Heiterkeit ergötzten sie sich damit, nach Balder zu schießen und zu werfen, denn kein Geschoß verletzte ihn oder that ihm weh. Das sah der Anstifter alles Bösen, Loke, der einzige Gott, dessen Sinn dem Guten abgewandt ist, und trachtete danach Balder zu verderben. Und leider erfuhr er von jener Mistelpflanze, riß sie aus und gab sie dem blinden Bruder Balders, dem Hadu (d. h. Hader, Streit, nordisch Hödr), daß er damit nach jenem werfe. Hadu nahm, ohne Loke zu erkennen, den Zweig und schoß nach der Gegend, die Loke ihm wies und wo Balder stand. Getroffen sank dieser zur Erde. Das war das größte Unglück, das Götter und Menschen treffen konnte. Hella empfing den ihr verfallenen Liebling der Welt und hielt ihn unerbittlich gefangen. Als die Götter den Leichnam verbrannten, zersprang seiner Gattin Nanna das Herz vor Jammer, sie starb und ward mit ihm verbrannt. So folge sie ihm nach Hellas Reich. Nun flehte Fricka, Balders Mutter, die Götter an, daß einer zu Hella reiten und sie bewegen möge, ihren Sohn herauszugeben. Herimut (nord. Hermodr) erbot sich zu der Fahrt, ritt ins Totenreich und brachte von dort den Bescheid Hellas: wenn Balder wirklich so geliebt sei, daß alle Wesen um ihn trauern wollten, so werde sie ihn freigeben. Die Götter sandten nun in der ganzen Welt herum, und

wirklich weinten alle um Balder, nur eine finstere Riesin, die in ihrer Höhle saß, und die niemand anders als der verwandelte Loke war, weigerte sich eine Thräne um Balder zu vergießen. So mußte dieser bei Hella bleiben. Und doch wird er einst wiederkehren, wenn die alte sündenvolle Welt in Flammen versunken ist und die bessere, verjüngte und ewige, aus den Trümmern emportaucht. In eigentümlicher Weise schwankte das Volk zwischen der Vorstellung vom toten und der vom lebenden Balder, was sich daraus erklärt, daß es den Tod des Licht-Gottes mit dem Erliegen des Lichtes selbst vor dem Dunkel verschmolz, das sich zur Sommersonnenwende, wo die Nächte zu, die Tage abnehmen, in der Natur alljährlich vollzieht. An diesem trauervollen Tage, der Ende Juni eintritt, und auf den die Kirche später das Fest des Täufers Johannes gelegt hat, „an diesem Tage wurde die Leiche des schönen Lichtgottes, der für ein halbes Jahr dem zunehmenden Dunkel erlegen, symbolisch auf dem Scheiterhaufen verbrannt; daher flammten damals, wie heute noch im Land der Alemannen und Bajuvaren, auf allen Höhen die mächtigen Feuer, welche durch zahlreiche Konzilienbeschlüsse seit dem 6. Jahrhundert immer wieder erfolglos verboten wurden.“ Vielfältige Gebräuche schlossen sich an die Feier dieses Festes. „Die heilige Flamme des Herdes, glaubte man, büße im Lauf des langen Jahres von ihrer geheimnisvollen Jungfräulichkeit ein; daher verlöschte man am Sonnwendtag alle Feuer im Dorf und entzündete den aus geweihtem Reisig und Gedörr getürmten Scheiterhaufen des Gottes nicht mit dem im Hausdienst geschwächten Lichte, sondern mit Funken, die aus harten, aneinandergeriebenen Hölzern gelockt wurden. Oder wenn der Blitz einen Baum entzündet hatte, nährte man die Flamme bis zum Sonnwendtage und verwendete sie als das rechte, von Donar gesandte „Wildfeuer“ für seines Bruders Scheiterhaufen. Von diesem trug dann jeder einen brennenden Span in sein Gehöft, um das Herdfeuer mit den heiligen Flammen anzuzünden. Die Glut selbst, welche des Lichtgottes reinen Leib verzehrt hatte, galt für so rein und heilig, daß sie kein Siechtum duldete; deshalb wurden Kranke durch die Flamme gehoben, Tiere getrieben, auf daß sie genasen, gesunde, auf daß sie im kommenden Jahre nicht erkrankten. Daher hießen die Feuer auch Notfeuer d. h. Feuer gegen die Not, nämlich das Siechtum. Noch andre Gebräuche wurden begangen: Liebende oder Verlobte sprangen über die Flamme; die Art, wie sie das ausführten, war vorbedeutend für Mut und Treue des Springenden, für Glück oder Mißgeschick ihres Bundes.“ (Nach F. Dahn.) Aber auch die nahende Wiederkehr des lichten Gottes ward gefeiert, und zwar zur Wintersonnenwende, dem zweiten Hauptfest des Jahres (oder vielmehr dem ersten, denn mit ihm begann das Jahr), das fröhliche „Jul“, wie es der Norden noch nennt, von den Christen später als Weihnacht gefeiert. Auch dann

wurden Scheiterhaufen geschichtet, und auf ihnen verbrannte man unter lustigen Gebräuchen den finstern, blinden Hadu, den Winter. Wie bei jedem Feste wurden Opfer dargebracht, fromme Gelübde gethan, schmausend saß man in weitem Kreis um die Opferstätte, ein heiteres Gelage begehend, zu dem jeder Hausvater des Dorfs oder Gaues etwas beitragen mußte: Festbrote von wunderlicher symbolischer Form, Federvieh, Ferkel, Mehl, Butter, Met oder Bier. An diesen Tagen, wo in einer Reihe von Festen die Wiederkunft Balders und überhaupt der freundlichen Götter, die mit dem zunehmenden Lichte sich nahen, begangen wurde, war eine ausgelassene Lustigkeit gestattet.

In Oberdeutschland scheint Balder auch Fol genannt worden zu sein. So in dem altheidnischen Zauberlied, das unter dem Namen des ersten Merseburger Zauberspruchs (mit einem zweiten von Jakob Grimm in Merseburg gefunden) bekannt ist:

> **F**ól ende Wôdàn | **f**úorún zi hólzá.
> dû wárt demo Báldéres **f**ólon | sîn **f**úoz birénkít.
> thû bigúolen **S**ínthgúnt, | **S**únna érâ suístér.
> thû bigúolen **F**rîja, | **F**ólla érâ suístér.
> thû bigúolen **W**ôdán, | sô hê **w**óla kóndá,
> sôse **b**ênrénkî, | sôse **b**lúotrénkî,
> sôse lídirénkî:
> **b**ên zi **b**êná, | blúot **z**i blúodá,
> **l**íd zí gelíden, | sôse ge**l**îmîda sîn.

Das heißt: Fol und Wotan fuhren zu Holze (ritten in den Wald). Da ward dem Balders Fohlen (Rosse) sein Fuß verrenkt. Da besang ihn (sang über ihn einen Zauber) Sintgunt (Göttin des Morgensterns?), Sunna (Sonne), deren Schwester; da besang ihn Frija (Fricka oder Freya), Folla (Fülle, unbekannt), deren Schwester. Da besang ihn (weil sie nichts ausrichteten) Wotan, wie er wohl verstand (mit dem richtigen Zauber), so die Beinrenkung, wie die Blutrenkung, wie die Gliedrenkung: Bein zu Beine (Knochen zu Knochen), Blut zu Blute, Glied zu Gliedern, als ob sie geleimt wären!*)

---

*) Nach dieser Übersetzung muß Fol und Balder derselbe Gott sein; deshalb bespricht er auch nicht den gebrochenen Fuß, weil das Pferd *ihm* gehört. Neuerdings hat man, um den Balder dem gemeingermanischen Mythus abzusprechen, behauptet, balderes sei zu übersetzen ‚des Herrn‘, nämlich ‚Wotans‘. Aber warum beteiligt sich dann Fol nicht an der Beschwörung? und wenn Wotan sein *eignes* Roß besprechen kann, warum thut er es nicht sogleich? — Man könnte fragen, inwiefern die Verse ein Zauberlied genannt werden dürfen? Die Antwort lautet (nach Müllenhoff): der Spruch erzählt einen Fall, wo unmittelbar durch Gottheiten die Wirkung hervorgerufen wurde, die der Beschwörende in *seinem* Falle sich wünscht.



Dunkle Kunde geht über eine Fehde, welche die Asen mit einem andern göttlichen Geschlecht, den Wanen geführt haben, die aber mit völliger Versöhnung und dauerndem Frieden beschlossen worden sei. Die beiden vornehmsten Wanen, Fro und seine Schwester Freya, wurden von den Asen als mitherrschende Götter anerkannt und in ihren Kreis aufgenommen. Fro (nordisch Freyr), der „Herr" wie sein Name sagt (vgl. Fron in zusammengesetzten Worten), war der wunderschöne, alles beseligende Gott, und daher hat sein Name noch eine zweite Bedeutung: „heiter, fröhlich" angenommen. Auch er erscheint als Sonnengott*) und darum auch als Gott der Fruchtbarkeit. Er lenkt das wärmende, befruchtende Licht auf die Saaten der Menschen. Unter seinem besondern Schutz steht die Blüte des Getreides. Nach einer schönen, weitverbreiteten Vorstellung reitet Fro während der Zeit der Getreideblüte auf seinem goldborstigen Eber (entweder ein Bild des goldigen reifen Ährenfeldes mit seinen ragenden Spitzen oder, wahrscheinlicher, der Sonne mit ihren goldenen Strahlen) im Abendwind über die wogenden Halme dahin, welche ihre Häupter ehrfürchtig vor ihm neigen. „Segen fließt aus den Fingern seiner ausgebreiteten Hand; so leise ist der Auftritt des Tieres, daß die Ähren unter ihm nur die Spitzen neigen." Von diesem Eber rührt es her, daß dem Fro auch die Schweine geweiht sind; aber auch das Pferd und der Stier, von den Pflanzen der Rosmarin ist ihm heilig. In besonders hohen Ehren stand der holde Gott bei Mädchen und Frauen, denn er segnete auch den Bund liebender Menschen und schenkte den schönsten Segen des Hauses, die Kinder. Von ihm wird, wie von so vielen Griechengöttern, erzählt, daß er, von Liebe zu einer wunderschönen Erdentochter erfaßt, die Sterbliche zu seiner Gattin erhoben habe. Zu ganz anderen Zwecken würdigte bisweilen Wotan ein irdisches Weib seiner Umarmung, nämlich um Helden zu zeugen, die seinen Saal füllen und ihm im letzten Entscheidungskampf gegen die Mächte der Finsternis beistehen sollen; nicht aus zärtlicher Liebe, sondern aus tiefernster Sorge um das Schicksal der Götter und der ganzen Welt. Ein zweites Fest noch ward dem Fro gefeiert. Wenn nämlich die Bittgänge und Umzüge, bei denen man den Segen der Feld- und Erntegötter anrief, glücklichen Erfolg gehabt hatte und das Getreide völlig eingebracht war,

---

Am Schlusse nimmt er dem Wotan gleichsam das wirksame Wort aus dem Munde, um es für sich anzuwenden und damit dieselbe Wirkung zu erreichen. Ebenso ist es in dem weiter unten angeführten zweiten Sprnch.

*) Als wanischer, wie Balder als asischer. Man erklärt diese auffällige doppelte Besetzung einer Rolle wie überhaupt den Gegensatz von Asen und Wanengötter dadurch, daß eine Vereinigung von Kulten verschiedener Stämme stattgefunden hat, und findet in dem Krieg und Friedensschluß der Götter ein Sinnbild der feindlichen und versöhnten Völker, vielleicht der West- und Ostgermanen.

dann zogen im Spätherbst die Gaugenossen mit Roß und Wagen hinaus aufs leere Feld, wo das Bild des Gottes oder ein ihm geweihter Baum stand, die Männer umritten das Heiligtum und schossen dabei, mitten im Ritt, mit Pfeilen und Speeren nach den Tierhäuten, die nach der Opferung der Tiere dort aufgehängt waren. Die kleinen Stücke, die man abzuschießen suchte, wurden von Roß und Reiter verschluckt und schützten angeblich vor Sturz und Krankheit. Für erkrankte Tiere, namentlich Pferde, brachte man Gelübde dar; nach der Genesung opferte man Wachsabbilder der erkrankt gewesenen Tiere.

Ein Sohn Balders Fosite oder Foseti (althochd. Forasizo d. h. der Vorsitzende) wurde als Vorsteher der Gerichte und Gott der Gerechtigkeit auch bei südgermanischen Stämmen verehrt. Die Insel Helgoland (d. h. heiliges Land) führte von ihm im Altertum und frühern Mittelalter den Namen Fositesland. Vom Leben des heiligen Willibrord (um 700) wird erzählt, dieser fromme Mann habe ein Heiligtum des genannten Gottes daselbst gefunden, das mit solcher Verehrung betrachtet wurde, „daß keiner der Heiden (es waren Friesen) von dem Vieh, welches dort weidete, oder von andern Dingen etwas zu berühren wagte, noch aus der Quelle, die dort sprudelte, das Wasser anders als schweigend zu schöpfen sich erlaubte.“ Auch daß der Glaube an den Meeresgott, welcher im Nordischen Ägir heißt, im eigentlichen Germanien bekannt war, ist unbestreitbar. Sein Name (der althochd. Agi, Aki lauten würde und als Gattungsname ‚Schrecken‘, ‚Angst‘ bedeutet) ist noch erhalten in dem Namen eines sagenhaften Schwertes Eckesachs, richtiger Egesachs d. h. Schreckensschwert, aus welchem die mittelalterliche Sage einen Riesen Ecke als dessen ersten Besitzer gefolgert hat. Der Meergott wohnte nach nordischer Anschauung in einer schimmernden Halle am Meeresgrunde und trug einen Schrecken verbreitenden leuchtenden Helm, den Akihelm (Ägishialmr), der auch als südgermanisch nachgewiesen ist. Ob aber auch Heimdall, der Wächter auf der Regenbogenbrücke nach Walhall (nordisch Bifröst d. h. bebende Rast genannt), eine allen deutschen Stämmen bekannte Gestalt war, muß dahingestellt bleiben.

Sicher ein germanischer Gott ist endlich der Gott des, zwar wohlthätigen, aber auch höchst verderblichen, immer tückischen, am Schluß des großen Weltdramas alles verzehrenden Feuers, welcher bei den Nordländern Loke oder Loki, bei den Südgermanen wahrscheinlich Loko oder Loho (d. h. Lohe, Feuer) lautete, dessen Name aber auch mit luc, lugi ‚Lüge‘ und dem nordischen lyk ‚enden, abschließen‘ zusammengebracht wird. Untrügliche Spuren dieses Gottes, der doch nicht gefehlt haben kann, da ohne ihn der Abschluß der Göttersage nicht denkbar ist, sind deshalb in Deutschland nicht erhalten, weil die von ihm einst bekannten Mythen ohne Zweifel auf den christlichen Teufel übertragen worden sind, wie die Legende Züge von

Wotan auf Christus, von Donar auf Petrus, von den weiblichen Gottheiten auf Maria übertrug u. s. w. Die nordische Überlieferung berichtet über Loke folgendes: Als der schöne, aber böse Gott nach Balders Tode, die Strafe und den Zorn der Götter fürchtend, aus Asgart floh, versteckte er sich, in einen Fisch verwandelt, ins Wasser. Aber Wotan erschaute ihn von seinem Hochsitz aus, und die Götter zogen aus, ihn zu fangen. Donar übernahm den Fischzug. Doch immer wieder mußte der Schlaue zu entschlüpfen, so oft Donar ihn zu haben glaubte. Endlich aber packte ihn der Gott dicht hinter dem Kopfe und hielt ihn fest, worauf Loke seine eigentliche Gestalt wieder annehmen mußte. Und nun banden ihn die Götter mit Fesseln und legten ihn so über die scharfen Spitzen dreier Felsen. Da liegt er nun, in unauflöslichen Banden, bis zum Weltende. Über seinem Haupte hängt eine giftige Schlange, die ihren Geifer ihm ins Gesicht träufelt. Aber — ein tief rührender Zug der großartigen Sage! — des Bösen ungleiches Weib, die edle Sigyn, wie sie im Norden hieß, steht treulich neben dem Gefesselten und hält eine Schale unter den Rachen der Schlange, um das Gift aufzufangen. Freilich, wenn die Schale gefüllt ist, muß sie sie ausgießen, und während dies geschieht, tropft der Geifer dem Loke ins Antlitz. Dann windet und schüttelt sich der Unglückliche vor Schmerz so ungestüm, daß die Erde erzittert, und dies nennen die Menschen ein Erdbeben. (Nach J. W. Wolf.)

Neben diesen Hauptgöttern steht eine Reihe von Göttinnen, die man sich alle als mütterlich gütige, segenspendende Frauen dachte, welche treu und liebevoll um die Menschen sorgen. Sie haben die Sterblichen gelehrt, dem Ackerboden die Feldfrucht abzugewinnen, aus dem Getreide wohlschmeckendes Brot zu backen, Flachs und Hanf zu feinen Fäden zu spinnen und diese in köstliche Leinwand zu verweben. Helfend, segnend, prüfend ziehen sie durch die Lande, sehen zum rechten in der Wirtschaft, wertvolle Lehre für Haushalt und alle weibliche Arbeit erteilend. So traten sie dem Menschen im friedlichen Alltagsleben näher als die hohen Götter, das Verhältnis zu ihnen gewann trotz aller Verehrung etwas Trauliches, Heimliches, und deshalb haftete ihr Andenken teilweise noch länger und fester im Volke als das einiger Götter. Von der Erdgöttin Nerthus, über deren Verehrung Tacitus berichtet und die früher erwähnt worden ist, und ebenso von andern Göttinnen wie Hludana, Tanfana, Nehalennia wissen wir freilich nicht viel mehr als die Namen. Auch Ostara, die schöne, goldschuhige Göttin des Frühlings, deren Andenken im Namen des Osterfestes und einigen Ortsbezeichnungen fortlebt, ist sonst so wenig bekannt, daß man in neuster Zeit sogar ihre Existenz ganz hat leugnen wollen. Um so deutlicher und heller stehen vor uns die hohen Gestalten der beiden vornehmsten Göttinnen Fricka und Freya, letztere

auch unter den Namen Holda und Perchtha verehrt. Erstere war die echte Gemahlin Wotans, die (im Norden Frigg genannt) die „Mutter der Asen“ hieß, und in dem Glauben der Germanen genau die Stellung der griechischen Hera und der römischen Juno einnahm. Neben Allvater sitzt sie als Allmutter auf dem Hochsitz, von dem herab die ganze Erde überschaut wird. Sie ist weise wie ihr Gatte und kennt das Schicksal der Sterblichen. Als Hausfrau des Göttervaters galt sie für das Vorbild aller irdischen Hausfrauen, sie schützte die Ehre des Herdes und wachte streng über der ehelichen Treue. Ihr Name bedeutet die „Freie“. Nicht zu verwundern ist bei der Ähnlichkeit der Benennungen, daß sie schon in sehr früher Zeit vielfach mit der Göttin Freya verwechselt wurde, daß sich selbst nicht mit Sicherheit entscheiden läßt, ob ihr oder letzterer der fünfte Wochentag, der Freitag, geheiligt war. Doch scheint für Freya der Umstand zu sprechen, daß die lateinische Benennung „dies Veneris“ (Tag der Venus) lautet; denn F r e y a (d. h. die Erfreuende) ist wie Venus und die griechische Aphrodite die Göttin der Liebe. Von allen Göttinnen war sie daher auch die geliebteste; hielt bei der hohen Gemahlin Wotans die Ehrfurcht der Liebe das Gleichgewicht, so war das Verhältnis zur schönen, heiteren Liebesgöttin traulicherer, herzlicherer Art. Wie schon oben bemerkt wurde, gehörte sie mit ihrem Bruder Fro dem Wanengeschlecht an. Ein schöner, im Nordischen überlieferter Mythus erzählt, sie sei vermählt gewesen, aber ihr Gatte habe sie verlassen. Da sei sie aufgebrochen ihn zu suchen, bei allen Völkern der Welt, immerfort weinend; denn sie fand den Treulosen nicht. Ihre Thränen aber wurden zu Gold; sie selbst wurde die Thränenschöne genannt. Das zierlichste Tier, die Katze, war ihr geheiligt; ein Katzenpaar zog ihren Wagen. Oft aber ritt sie auch, denn sie liebte auch den fröhlichen Kampf der Männer und erscheint als höchste der Walküren. In vielen deutschen Gegenden nannte man sie mit dem Kosenamen Holda, die Holde d. h. die freundliche, gnädige. Gern hauste sie in Seen und Brunnen; um Mitternacht im Mondschein sahen manche die wunderschöne Göttin aus der Flut tauchen und die weißen Glieder baden. Tief unten unter dem Wasser liegt ihr ein herrlicher Palast, in dem sie mit den Seelen der noch ungeborenen Kindlein scherzt; daher rührt der weitverbreitete Kinderglaube, daß der Storch, der heilige Vogel der Freya, die kleinen Erdenbürger aus Brunnen oder Teichen hole. Holda erscheint ferner als besondere Schützerin der weiblichen Künste des Spinnens und Webens; Fleißige werden von ihr belohnt, Faule bestraft. Das thut sie noch in dem Märchen von Frau Holle (d. i. Holde), wo die blühende Göttin der Schönheit freilich zum alten Mütterchen zusammengeschrumpft ist. „Der schönsten deutschen Göttin grünte und blühte der schönste deutsche Baum, die Linde.“ Die christliche Legende hat viele sagenhafte Züge von dieser

lieblichen Göttin auf die heilige Gestalt der Jungfrau Maria übertragen. Manche Gegenden verehrten die Freya unter den Namen Perchtha, Berchtha, Bertha d. h. die Leuchtende, Weiße, Glänzende. Ein schöner Mythus, der oben schon berührt worden ist, erteilt ihr die Aufsicht über die Seelen der junggestorbenen Menschenkinder (vgl. S. 108). Als eine hehre, große Frau fährt sie auf einem goldenen Wagen daher oder schwebt einer großen Schar von Kindern voran, welche einen goldenen Pflug mit sich führen; denn der Pflug ist Freyas heiliges Gerät.*)

Das finstre Gegenbild zu diesen lichten Göttinnen bildet die unerbittliche Göttin der Unterwelt Hella oder Hellia (nordisch Hel), in deren Behausung die Seelen der an Wunden Gestorbenen hinabfahren. Nach der Edda ist sie eine Tochter des bösen Loke, ihr Saal heißt Elend, ihre Schwelle Einsturz, ihr Bett drohendes Unheil; ihr Knecht heißt Träge, ihre Magd Langsam, ihre Schüssel Hunger und ihr Messer unersättliche Gier. Was sie einmal fest hält, läßt sie nicht mehr los, Barmherzigkeit kennt sie nicht. (Nach Wolf.) Ihr Name ging von ihrer Person auf ihre Wohnung über, und daher stammt die Bezeichnung der „Hölle" (richtiger Helle). Hella ist nicht die einzige Erbschaft, die der schlimme Loke der Welt vermacht hat; zu seinen Kindern gehören u. a. auch die riesige Mittgartsschlange, die auf dem Grunde des Meeres lauernd die ganze Erdscheibe umschlingt, und der gräßliche Fenriswolf, der wie jene von den Göttern mit Mühe in Banden gehalten wird. Aber nicht immer wird ihnen das gelingen. Denn wenn die Sünde der Welt auch auf die Götter sich erstreckt und auch sie reif sind zum Untergang, dann bricht die Götterdämmerung (nordisch ragnarök) an d. h. der Weltbrand (althochdeutsch muspilli). Dann reißen alle bösen Wesen, die Riesen und Lokes Brut, ihre Fesseln entzwei und ziehen zum Streit wider die Götter. Ein Wolf verschlingt die Sonne, ein andrer den Mond. Die Sterne fallen vom Himmel, die Erde erbebt, daß die Berge zusammenstürzen und alle Bäume entwurzelt werden. Der Fenriswolf bricht los, und die Mittgartsschlange sucht das Land, so daß das Meer die Erde überflutet. Mit klaffendem Rachen fährt jener umher, sein Oberkiefer berührt den Himmel, sein Unterkiefer die Erde, Feuer glüht ihm aus Augen und Nase. Ihm zur Seite windet sich die gräßliche Schlange, Gift speiend und Feuer schnaubend. Von dem Getöse, das sie erheben, birst der Himmel. Das hören die Söhne Muspels, die Feuerriesen. Surtr, der Schwarze, mit dem blitzenden Schwert, reitet ihnen voran. Wenn sie über die Regenbogenbrücke ziehen, bricht diese zusammen. Unterdes sind auch die Reif- oder

*) Andre erblicken in Holda und Berchtha einen zweiten Namen nicht für Freya, sondern für Fricka.



Frostriesen von Jotenheim gekommen, auch Loke ist seiner Bande entledigt, und mit ihm zieht Hellas ganzes Gefolge heran. Auf einer Ebene, hundert Rasten breit und eben so lang, kommt es zur Schlacht mit den Göttern. Denn Heimdall, der Wächter von Asgart, hat ins Horn gestoßen. Rasch hält Wotan mit den übrigen Göttern Rat, und gewappnet ziehen sie samt den Einheriern aus Walhalls Thoren zur Walstatt. Allen voran reitet Wotan mit dem Goldhelm, dem strahlenden Harnisch und dem heiligen Speer und beginnt den heißen Streit mit dem Fenriswolf, während Donar an seiner Seite gegen die Mittgartsschlange kämpft. Fro streitet wider Surtr in grimmigem Zweikampf, bis Fro erliegt. Ein greulicher Hund, Garm geheißen, stürzt jetzt auf Ziu los, nach langem Ringen töten sich beide gegenseitig. Dem Donar gelingt es die Mittgartsschlange zu erlegen; aber kaum ist er neun Schritte davongegangen, da fällt er zur Erde, getötet von dem Gift, das der Wurm auf ihn spie. Nun verschlingt der Fenriswolf den verzweifelt kämpfenden Wotan. Aber — so wird der ursprüngliche Mythus erzählt haben — indem Wotan verschlungen wird, zerreißt er dem Wolfe den Rachen; so sterben beide. Auch Loke und Heimdall töten einander. Nun haben die Flammen von Muspelheim die ganze Welt ergriffen, Himmel und Erde und alle Unholde verschlingt der ungeheure Brand. Aber aus den Wogen des Meeres, durch die der Brand schließlich erlischt, taucht eine neue Erde auf, grün und schön, und Korn wächst darauf ungesät. Und nun kehren die guten Götter wieder, gereinigt von aller Schuld. Auch Balder wohnt nun wieder unter ihnen, und sie sitzen vereint auf dem Idafelde, wo einst Asgart stand, und raunen zusammen von den schaurigen Dingen, die sich vordem ereignet. Und auf der Erde entsteht eine neue Menschheit, geistiger und besser als die alte; Morgentau ist ihr Trank. Am Himmel aber strahlt eine neue Sonne, eine Tochter der alten; nicht minder schön als jene, wandelt sie die Bahn der Mutter. Heiliger Friede und herzliche Freundschaft waltet unter allen lebenden Wesen; ihr seliges Dasein stört keine Sünde und kein Tod.

Unter den Göttern, aber über den Menschen standen nach dem alten Glauben drei Klassen von Wesen: Riesen, Elben und Helden. Von ungeheurer Körpergröße und Stärke sind die Riesen, Hünen oder Thursen (d. h. die Durstigen), aber an Verstand übertrifft sie der Mensch. Nicht alle Riesen sind so bösartig und selbst Göttern gefährlich wie die Reif- und Feuerriesen; manche vereinigen mit der Dummheit eine ebenso große Gutmütigkeit. Wenigstens so lange nichts ihre Ruhe stört, erscheinen sie oft harmlos, aber gereizt werden sie leicht von unbändiger Wut erfaßt und sind dann furchtbar in ihrer rohen Raserei. Ihr eifrigster Vertilger unter den Göttern ist Donar, unter den Helden Dietrich von Bern, nach einer Sage, die sich allerdings erst während der Völkerwanderung bildete.

Manchen Helden gelang es, wie den Göttern, Riesen zum Knechtsdienst zu zwingen und sich von ihnen gewaltige Bauten errichten zu lassen.

Weit unter dem menschlichen Wachstum bleiben die kleinen halbgöttlichen Wesen, die unter den Namen Wichte, Elben oder Zwerge zusammengefaßt werden, aber dafür sind sie mit geistigen Kräften begabt, die den Menschen in diesem Grade versagt sind. Ihre Gestalt ist gewöhnlich häßlich, alt und verschrumpft, aber es giebt auch Elben von überaus holder Gestalt; diese heißen wohl Lichtelben, jene Schwarzelben. Sie bilden ein eigenes Volk mit eigener Sprache. Zwergkönige regieren unter ihnen, so z. B. im Harz König Gübich, in Tirol Laurin, und vor allem — ursprünglich wohl der Herrscher aller Elben — Alberich, d. h. Albenkönig, Elbenfürst. Ungeheurer Schätze walten die Zwerge, die sie in unterirdischen Höhlen verborgen halten und aus denen sie köstlichen Schmuck, goldene Bauge und blinkende Waffen schmieden, wie sie denn der Schmiedekunst ganz besonders kundig erscheinen. Manche zeigen sich gutmütig und hilfreich gegen die Menschen und unterweisen sie in mancherlei nützlichen Dingen. Dabei behalten sie auch im traulichen Verkehr doch immer eine gewisse Scheu vor dem Menschen, der ihnen oft mit Undank ihre Freundschaft lohnt. Dann ziehen sie sich zürnend zurück, und bald merkt der Mensch ihren Zorn an dem mancherlei Mißgeschick, das seinen Haushalt trifft. Auch sonst üben die Zwerge zuweilen Tücke gegen die Menschen, sie stehlen ihnen nachts die Kinder aus den Wiegen und legen dafür ihre garstigen, verrunzelten „Wechselbälge“ hinein, sie rauben wohl auch schöne Menschentöchter und zwingen sie bei ihnen zu bleiben in den Bergen. Mit manchen Listen und Künsten sind sie begabt, die sie zu solchen Streichen zu nützen wissen; viele können sich unsichtbar machen oder ihre Gestalt verwandeln. Aber sie besitzen auch die Gabe der Weissagung und verkünden zuweilen nahendes Unheil, meist freilich werden ihre Warnungen von den thörichten Menschen verlacht; auch auf die geheimen Kräfte der heilenden und schadenden Pflanzen und Steine verstehen sie sich. Zu den Elben oder Wichten gehören die Schrate, zottige, wilde, halbtierische Waldgeister, aber auch die zierlichen Kobolde oder Hausgeister, die der Mensch mit manchen schmeichelnden Namen benennt als: Gutgesell, gutes Kind, lieber Nachbar, Heinzelmann u. s. w. Der Kobold zeigt sich im ganzen als gutartig und freundlich, namentlich ist er besorgt um das Hauswesen und neckt darum oft faule Mägde und Knechte in empfindlicher Weise. Hausherr und Hausfrau thun gut daran, dem Kobold mit Achtung zu begegnen; denn er ist sehr leicht gekränkt, und dann verläßt er das Haus auf Nimmerwiedersehen, und mit ihm der Segen, der bisher auf dem ganzen Haushalt, namentlich auf dem Viehstand, geruht hat.

Ins Reich der elbischen Wesen gehören endlich die Wassergeister oder

Wasserholden, gewöhnlich Nixe und Nixen genannt. Die männlichen Nixe dachte man sich meist unschön, mit grünen Zähnen, großen Füßen und behaartem Gesicht, die weiblichen Nixen dagegen von zauberisch verlockender Schönheit. Um die stille, schwüle Mittagszeit steigen sie zuweilen aus der Flut und wiegen sich auf den Wellen, mit goldenem Kamme ihre langen Haare strählend. Gern mischen sie sich unter die fröhliche Jugend der Sterblichen und nehmen am Tanz unter der Dorflinde am Abend teil, nur kenntlich an dem nassen Saum des Kleides. Um Mitternacht aber verschwinden sie. Versäumen sie einmal die Geisterfrist, so kehren sie niemals wieder; ein aufquellender Blutstrahl, der über die Wogen aufschießt, ist ein Zeichen, daß sie die Versäumnis mit ihrem Leben büßen mußten. Unter dem Wasser haben sie prächtige Wohnungen, in denen sie ganz nach Menschenart wirtschaften und wohin sie zuweilen Sterbliche verlocken. Auch gewaltsam holen sie sich ihre Opfer. Jedes Jahr heischt der Nix manches Gewässers ein Menschenleben, das er sich nimmt, da es ihm nicht freiwillig dargebracht wird; er ist überhaupt blutdürstig, kalt und grausam, während die weiblichen Nixen eine sehnsüchtige Liebe und geheime Neigung zu den Menschenkindern haben. Soll ein Mensch ertrinken, so zeigen sie es durch klagenden Ruf vorher an, wie sie überhaupt oft als kundig der Zukunft erscheinen.

Aus der Verbindung von Göttern mit Töchtern der Menschen erstehen die Helden, die neben der Menschennatur mancherlei zu eigen haben, was sie über dieselbe erhebt. Sie besitzen eine über das gewöhnliche Maß weit hinausragende Gestalt, aus ihren Augen leuchtet ein höherer, überirdischer Glanz. Manchen ist die Gabe zu fliegen, sich zu verwandeln, zu verschwinden oder sonst eine übernatürliche Kraft verliehen. Der göttliche Vater schenkt seinem Sproß bisweilen ein göttliches Roß oder göttliche Waffen. Manche sterben nicht, sondern werden auf geheimnisvolle Weise den Augen der Menschen entrückt; auch an ihre Geburt und erste Kindheit knüpfen sich nicht selten wunderbare Ereignisse. Im wilden Wald werden sie zuweilen von wilden Tieren gesäugt, welche die Götter senden; davon rührt denn die ungeheure Körperkraft her, die allen Helden eigen ist. Die Erinnerung an die urältesten Stammhelden Ingo, Isto und Irmin, von denen Tacitus berichtet, ist gänzlich verschollen; in voller Deutlichkeit aber stehen die späteren, in der deutschen Heldendichtung des Mittelalters noch besungenen Gestalten eines Siegfried, Dietrich, Wieland, Wittich und vieler anderer da, die zum großen Teil auf mythischen, lange vor der Völkerwanderung schon dagewesenen Sagen beruhen.

Neben den Helden stehen halbgöttliche Weiber, wie neben den menschlichen Männern die weisen Frauen. Vor allem die Nornen d. h. die Schicksalsfrauen: Wurt (Vergangenheit), Werdandi (Gegenwart) und Skult

(Zukunft); sie sitzen an einem heiligen Brunnen, die Schicksalsfäden der Menschen spinnend und webend. Näher treten den Sterblichen die Walküren (auch Idise*) genannt), von denen schon öfter die Rede war, die herrlichen Totenwählerinnen, Schildjungfrauen oder Schlachtmädchen, die Wunschmaide Wotans, der Helden Schutzgeister, die göttlichen Schenkinnen in Walhall. Prachtvoll ist das Bild, das die alte Dichtung von ihnen entwirft und das im Volksbewußtsein lebte, wie sie von unwiderstehlicher Sehnsucht nach dem Kampfe getrieben auf ihre Rosse sich schwingen und nach der Walstatt fliegen. „Golden leuchten ihre Helme, ihre Lanzen und Schilde; wenn sich ihre golden schimmernden Rosse schütteln, trieft von den Mähnen Tau in die Thäler. Über den Reihen der kämpfenden Helden sich tummelnd stehen sie ihren Freunden schützend zur Seite, bringen sie Entscheidung des Kampfes und geleiten die Gefallenen gen Himmel, wo sie ihnen beim Mahle den Met kredenzen." Nicht selten geschieht es, daß das Herz der Walküren von heißer Liebe zu einem irdischen Helden entbrennt; so liebte Siegrun den herrlichen Helge, Brünnhilde den gewaltigen Siegfried. Nicht immer trägt die Walküre Helm und Schild; im Frieden spinnt sie und webt wie ein echtes Weib; will sie sich irgendwohin begeben, so besteigt sie nicht das kriegerische Roß, sondern zieht das „Schwanenhemd" über die jungfräulichen Glieder. So findet der berühmte Schmied Wieland mit seinen beiden Brüdern am Meeresstrande drei wunderschöne Frauen, die Flachs spinnen, nachdem sie im Meere gebadet haben; neben ihnen aber liegen ihre Schwanenhemden. Die Brüder nehmen ihnen die Hemden und bringen dadurch die Jungfrauen in ihre Gewalt. So geschah es auch anderen Helden zuweilen. Verbergen sie das Schwanen-

---

*) So heißen sie in dem zweiten Merseburger Zauberspruche (vgl. S. 128), den wir, wie den ersten, und den Anfang des Wessobrunner Gebets als eine Probe der ältesten deutschen Poesie mitteilen, obgleich die Sprachformen erst dem 8. bis 9. Jahrhundert angehören.

Eíris sāzun I'disī, | sāzun héra dúodér.
súma hápt héptidún, | súma héri lézidún,
súma klūbō'dún | úmbi kúniowídi. (Dieser Halbzeile mangelt eine Hebung.)
insprínc háptbándún! | invár vīgándún!

das heißt: „Ehedem ließen sich Idise hieher nieder, einige hefteten (banden) Fesseln, einige hemmten das Heer, einige klaubten (nestelten) an den Ketten. Entspring den Haftbanden! Entfahr (entlauf) den Feinden!" Dieser Spruch „soll einem Gefangenen die Fesseln lösen. Er beschreibt die Thätigkeit der göttlichen Frauen, der Walküren in der Schlacht. Sie sind in drei Haufen geteilt: die einen fesseln die Gefangenen hinter dem befreundeten Heere; die andern werfen sich den feindlichen Scharen kämpfend entgegen; die dritte Gruppe erscheint hinter den feindlichen Reihen, wo die Gefangenen aus dem befreundeten Heere sich befinden, nestelt an deren Fesseln und singt dazu die lösende Formel: Entspring den Banden! entlauf den Feinden!" (Nach W. Scherer.)

gewand kläglich vor der Besitzerin, so geht alles gut. Als treues, liebevolles Weib beglückt sie dann den Mann; findet sie aber durch Zufall das Hemd, so erwacht die Walkürennatur, unwiderstehlich zieht sie der Drang zu ihrem alten Beruf, und sie entfliegt.

Die Zahl der göttlichen und halbgöttlichen Wesen, mit denen der dichterische Sinn der Germanen die ganze Schöpfung bevölkerte, die ihm die Natur traulich und schreckhaft belebten, ist durch obige Aufzählung noch nicht erschöpft. Aber im engen Rahmen unsres Buches müssen wir uns mit diesen Andeutungen über den altdeutschen Glauben genügen lassen. Über die Götterverehrung ist an verschiedenen Stellen Einzelnes erwähnt worden; einige zusammenfassende Bemerkungen mögen den vorliegenden Abschnitt beschließen.

In heiligen Hainen, nicht in Tempeln verehrten die Germanen zur Zeit des Tacitus ihre Götter. Tempel und Bildsäulen fehlten zwar vielleicht nicht gänzlich, im allgemeinen aber waren unsre Vorfahren damals noch zu unerfahren in bildender und bauender Kunst. Der Tempel, den sich die Gottheit selbst erbaut hatte, war der ernste Wald mit seinen himmelanstrebenden Bäumen. Von letzteren galten insbesondere für heilig die Eiche, der Baum des Donar, und die Linde, der Freya geweiht; aber auch Wotans Baum, die Esche, aus der der Mensch geschaffen worden war.*) Man diente den Göttern durch das von einer Gabe begleitete Gebet, entweder um ihnen zu danken für die Beweise der Güte, oder um ihren Zorn zu versöhnen. Dankopfer, welche selbstverständlich einen heiteren fröhlichen Charakter hatten und meist mit Gaben aus dem Pflanzenreich verbunden waren, wurden nicht nur zu bestimmten Zeiten öffentlich von den Gemeinde- oder Gauvorstehern als Priestern dargebracht, sondern auch im Hause vom Familienvater, ja von jedem, der Anlaß hatte zu danken. Beim Mahle gedachte man dankbar der spendenden Gottheit, ebenso bei der Ernte; das glücklich erlegte Wild, das Gedeihen und die Vermehrung des Viehes wie der Familie selbst ward als Beweis göttlicher Huld betrachtet und dankend empfangen. Der Betende richtete Augen und ausgebreitete Hände froh nach oben. Ernster, feierlicher, ja düster waren die Formen des Sühnopfers: Dürre, Mißwachs, Seuche und Krankheit unter Menschen und Vieh, Hungersnot, Mißgeschick im Kriege waren Zeichen, daß die Götter zürnten. Je größer der Unwille der Zürnenden schien, desto stärker mußte die Sühnung sein; dann genügten nicht jene harmlosen Spenden, dann mußte Blut fließen, Menschenblut. Denn „aller Opfer höchstes war das Menschenopfer, in ihm begegnen sich alle alten Völker.

*) Nach der Edda bildet das ganze Weltgebäude eine ungeheure Riesenesche; ob diese merkwürdige Anschauung gemeingermanisch ist, wird indes bezweifelt.

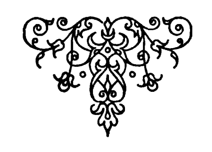


Menschen bluteten bei den Deutschen nur den erhabensten Göttern. Man nahm dazu fast durchgängig Männer und zwar Kriegsgefangene, Sklaven oder schwere Verbrecher. Wie man den Erstling des Viehs den Göttern schlachtete, so auch den Erstling der gefangenen Feinde, die gleichsam den Gewinn, die Ernte des Krieges ausmachen." Auch Tiere wurden zur Sühne, öfter aber noch zum Danke geopfert. Als Tieropfer wurden nur männliche Tiere dargebracht, und zwar stets eßbare, denn man durfte der Gottheit keine Speise bieten, die der Opfernde selbst verschmähte. Nicht das ganze Tier, sondern in der Regel nur ein Teil desselben, namentlich der Kopf, ward geopfert, das übrige beim Opferschmaus verzehrt. Das vornehmste Opfertier war das Pferd, demnächst das Rind, sodann der Eber und das Ferkel, der Widder und der Bock, von den Vögeln der Hahn. Das Tier, an dem kein Makel haften durfte, wurde bekränzt und geschmückt, im Kreise der Volksversammlung herumgeführt oder getragen und auf dem Opferstein geschlachtet. In einer Vertiefung des Steines oder auch in einem danebenstehenden Kessel ward das herabfließende Blut aufgefangen, mit dem der Priester die heiligen Geräte bestrich und die Opfergenossen besprengte. Auch geweissagt ward aus dem Blut wie aus den Eingeweiden. Das zum Mahle bestimmte Fleisch wurde in großen Kesseln gekocht, nie gebraten, und dann vom Priester unter die Teilnehmer des Opfers verteilt. Diese verzehrten es in der Regel gemeinsam und tranken dazu Met oder Bier; selten nahm man die Stücke mit nach Hause, um sie dort zu verzehren. Daß dabei Gebete vom Priester und vom ganzen Chor der Opfergenossen gesungen wurden, ist früher erwähnt worden. Das Fruchtopfer, bei dem natürlich das stets gesungene Gebet auch nicht fehlte, war doch stiller, bescheidener und ward nicht von einer ganzen Gemeine, dem Gau oder dem Volke dargebracht, sondern vom einzelnen Menschen oder Hausstand. „So ließ der Landmann nach gehaltener Ernte der Gottheit, welche den Acker gesegnet, eine Garbe stehen und schmückte sie mit Bändern. Die Altäre (oder Bilder) der Götter schmückte man mit Gewinden von Laub und Blumen, an ihren heiligen Bäumen hängte man Blumenkränze auf und warf Kränze und Sträuße in die heilige Flamme, wie in die geweihte Wasserflut. Auch der Minnetrunk, durch den man der Götter Gedächtnis trank, ist ein Opfer; wir haben oben seiner gedacht. Endlich sind noch die Opferkuchen zu erwähnen. Zu hohen Götterfesten buk man nämlich Backwerk, dem man die Gestalt eines Götterbildes oder eines göttlichen Symbols z. B. eines heiligen Tieres wie des Ebers, des Hahns, u. s. w. zu geben suchte. Sie mögen in Familien wohl ursprünglich das Tieropfer ersetzt haben, indem man von dem angefertigten Backwerk ein Stück oder mehrere Stücke der gefeierten Gottheit darbrachte. Daß es keine sozusagen zünftigen Priester gab, sondern daß der König, der Gau-

fürst, der Gemeindeälteste, der Hausvater den Gottesdienst im Volks- und Gauthing, in der Gemeindeversammlung und in der Familie leitete, ist schon gezeigt worden; auch von den „weisen Frauen“ (fälschlich oft Priesterinnen genannt) war die Rede; ebenso von dem Weissagen aus geworfenen Runen und aus dem Roffegewieher, wie von den religiösen Gebräuchen bei Geburt, Vermählung und Bestattung. Daß auch die feierlichen Bräuche bei der Schwertweihe oder Wehrhaftmachung gottesdienstlicher Art waren, unterliegt keinem Zweifel, wie denn das religiöse Moment bei keiner wichtigen Handlung, bei keinem bedeutsamen Augenblick des Menschenlebens gefehlt hat. Ging man zu einem Werke aus, etwa auf die Reise, Jagd oder Heerfahrt, so achtete man sogleich auf „guten oder bösen Angang“ d. h. auf die Tiere oder Menschen, die einem zuerst begegneten. Günstige Anzeichen waren mitschreitende oder mitfliegende Göttertiere wie Adler, Raben, Wölfe, Bären und Eber; entgegenschreitend oder -fliegend bedeuteten sie Schlimmes; üble Vorzeichen waren stets feige, falsche Tiere wie Hasen, Katzen und Füchse, und ebenso häßliche alte Weiber. Hier sei auch noch der häufigen feierlichen Umzüge gedacht. „Der Beginn der Rodung des Urwaldes, der Bau des Gehöftes, das Abstecken der Marken, sowohl des Sondereigens wie der Allmende und des Grenzwaldes mit feierlichem Umfahren, Umreiten, Umschreiten, ist an sakrale Formen geknüpft.“ Jene Umzüge mit dem Wagen der Erdgöttin und mit dem Schiffe einer unbekannten Gottheit, wovon Tacitus erzählt, gehören hieher.

Daß das Leben in und mit der Natur den Sinn des Volkes in ganz andrer Weise für das geheimnisvolle Walten und Weben der Natur wach erhalten mußte als das moderne Städteleben, versteht sich von selbst. Das eigne Wirtschaftsleben stand in den innigsten Beziehungen zum Naturleben; mit der lebhaftesten Teilnahme begleitete dieses Waldvolk alle Wandlungen, die der Tag und das Jahr mit sich bringen. Die Freude und Spannung, mit der man das Zunehmen des Tageslichts, die Vorboten der wärmeren Jahreszeit begrüßte, war nur allzu natürlich! Wie unbehaglich mochte im Winter das Leben sein, im luftigen, rauchigen, dunklen Holzhaus oder gar im dumpfigen unterirdischen Tung. Der Aufenthalt im Freien war das, wonach man sich sehnte; fast nur zum Schlaf und zum Gelage suchte man im Sommer das Haus auf. Kein Wunder, wenn man die Rückkehr der Sommervögel, die ersten Blumen, den ersten warmen Sonnenblick mit Jubel und mit innigem Dank gegen die guten, wieder ins Land ziehenden Götter und Göttinnen begrüßte. „Unsere durch das Städte- und sonstige Kulturleben verdorbenen oder doch abgestumpften Sinne,“ sagt F. Dahn, „vermögen gar nicht mehr nachzufühlen, in welch mächtiger, alldurchdringender Tiefe, Wärme und Feinheit unsre Ahnen den Zusammenhang ihres eigenen Lebens mit dem gesamten Naturleben ununterbrochen empfanden.“ Eine

zusammenhängende Betrachtung der schönen, teils fröhlichen, teils heiteren Feste, die das heidnische Jahr begleiteten, müssen wir uns versagen. Einiges ist bei den einzelnen Gottheiten erwähnt worden. Das Gesagte wird genügen, um erkennen zu lassen, daß, nach Dahns schönen Worten, das Leben unsrer heidnischen Ahnen nicht so freudlos, auch nicht so roh und nicht so blutig, nur auf Kampf gestellt war, wie die fast nur aus den Römerkriegen herstammenden Berichte anzunehmen verleiten, daß auch viel Sinniges, Zartes, Fein- und Tiefempfundenes lebte in jenen Menschen, daß in ihnen Geist und Gemüt unsrer heute noch lebenden Eigenart war, daß sie keine „Barbaren" waren, mit denen uns der innere Zusammenhang fehlte. „Ein Heldenvolk auf der Stufe einfachster Kultur" tritt uns entgegen, aber ausgestattet mit einem unerschöpflichen Schatz von Gaben des Geistes und Herzens und darum von der Gottheit ersehen zu hohen Dingen.



Zweites Buch.

Die Germanen im Kampfe mit den Römern vor der Völkerwanderung.

(Von 113 v. Chr. bis 372 n. Chr.)



1. Die Kimbern und Teutonen.

(Von 113 bis 101 v. Chr.)

Im Jahre 1887 waren zwei Jahrtausende vergangen, seit zum ersten Male Deutsche in der Geschichte der antiken Kulturvölker auftauchten. Ihr erstes Auftreten bezeichnet ein Sieg über die kriegsgeübteste, sieggewohnteste, mächtigste Nation des Altertums, über die Römer. Und diesem Siege folgte ein zweiter, dritter und vierter, jeder fast der Vernichtung eines römischen Heeres gleich, so daß die stolze Rom, vor der die Völker rings um das Mittelmeer sich unterwürfig neigten, in tödlichem Schrecken tief erbebte, tiefer denn damals, als der gewaltige Karthager nach der Schlacht bei Cannä vor den Thoren der Stadt erschien. Wahrlich ein großartiger Anfang der „deutschen Geschichte", um so großartiger, als jene siegreichen Völker, die Kimbern und Teutonen, sich noch nie mit einem kultivierten Gegner gemessen hatten und nun — selbst schlichte, ungebildete Söhne der Natur — gerade den denkbar stärksten Feind, einen Feind, der durch eine reife Kultur, eine jahrhundertealte, in zahllosen Kriegen erprobte Taktik, soldatische Bravour, strenge Zucht und vorzügliche Bewaffnung ihnen unendlich überlegen war, viermal aufs Haupt schlugen.

Eines so machtvollen Eintritts in die Weltgeschichte kann sich in der That kein Volk außer dem deutschen rühmen. Aber wie in seiner Größe, so ist auch in seinen tragischen Folgen dieser Eintritt vorbedeutend, sozusagen vorbildlich geworden für den Gang der deutschen Geschichte während vieler Jahrhunderte. Da nämlich der Kampf zwischen den ungleichen Gegnern zum Ringen auf Leben und Tod ward, so konnte es nicht anders kommen, als daß die „Barbaren", welche — ohne Zusammenhang mit andern deutschen Stämmen — ihre ganze Kraft einsetzten und erschöpften, den Römern, hinter denen die größte Kultur- und Waffenmacht der Erde stand, schließlich unterlagen. Die erschütternde Tragik dieses Untergangs aber beruht eben darin, daß der Unterliegende — in diesem Falle kein einzelnes Heer, sondern ein Volk mit Frauen und Kindern — durch die unglaubliche Kraft seines Heldentums unser Staunen, durch die hilflose Unschuld und Verblendung, mit der er ins Verderben rennt, unser Bedauern,

durch die sittliche Tüchtigkeit, die durch alle Rauheit und Roheit hindurchschimmert, unsre Achtung und Teilnahme erheischt; daß sein Untergang ein grausames, unverdientes Schicksal und dennoch notwendig, ja für die Menschheit ein Segen war. Und noch eines ist bezeichnend für diesen ersten Zusammenstoß wie für die lange Reihe der später folgenden: die Römer empfanden es, auch wenn sie einzelne Teile der germanischen Nation überwunden hatten, daß von ihr der Untergang über die alternde römische Welt heraufzog; es graute ihnen vor den Germanen im Grunde auch im Taumel der Siegesfreude; und dennoch sahen sie nicht eigentlich mit Haß oder Widerwillen auf diese unheimlichen Menschen. Furcht, aber auch Achtung, ja zuweilen eine offene Bewunderung und unwillkürliche Neigung für die gefährlichen Feinde spricht aus den von antiken Schriftstellern aufbewahrten Urteilen der Alten seit dem ersten furchtbaren Kampfe mit den Kimbern und Teutonen.

Auf der Halbinsel, welche die Nordsee von der Ostsee scheidet und jetzt Jütland heißt, wohnte ungefähr seit dem fünften vorchristlichen Jahrhundert der deutsche Volksstamm, der sich die Kimbern nannte d. h. die Kempen oder Kämpfer oder, wie ihre Feinde das Wort auffaßten, die Räuber. Das flache, einförmige Land hat größtenteils sandigen, nur am Westrande fruchtbareren Boden und vermag auch heutzutage nur eine spärliche Bevölkerung zu ernähren. Wieviel mehr muß letzteres in jener alten Zeit der Fall gewesen sein, wo bei der im vorigen Buch besprochenen urwüchsigen Art des Ackerbaus eine gewisse Volksmenge einen weit größeren Raum zu ihrer Ernährung bedurfte als in unseren Zeiten. Ein Weiterwandern nach Norden verwehrte das unbekannte Meer, und der südliche Weg nach dem Festlande war durch verwandte Stämme, die nachgerückt waren, versperrt. In dieser gezwungenen Seßhaftigkeit mochte sich schon öfter Sorge, Mangel, ja Hungersnot fühlbar gemacht haben; da kam endlich noch ein furchtbares Naturereignis hinzu: eine ungeheure Springflut riß große Stücke des flachen Landes an der Westküste hinweg, wie es sich später wiederholt noch ereignet hat. Der Boden, welcher der von Jahr zu Jahr rasch anwachsenden Volksmenge nur kümmerlich Nahrung geboten hatte, schien nun gar im Meeresschoß versinken zu sollen, und gerade den fruchtbarsten, also auch bevölkertsten Teil, das westliche Marschland, rafften die gierigen Wellen dahin. Unter den Leuten aber ging dunkle Kunde von schöneren Ländern im Süden, wo es sich wärmer und sicherer wohnte. Was Wunder, daß man den Entschluß faßte, den grimmigen Naturgewalten zu weichen, die unwirtliche Heimat zu verlassen?

So zogen denn — etwa ums Jahr 120 v. Chr., vielleicht auch etwas früher — Männer, Frauen und Kinder — der größte Teil des Stammes — mit ihren Herden und anderer beweglicher Habe in langem,

langsamem Zuge gen Süden, eine gewaltige Schar, die wir, auch wenn wir von den Angaben der Alten ein gutes Bruchteil als auf Übertreibung beruhend streichen, immerhin auf mindestens eine viertel Million Köpfe schätzen dürfen. Es war die Hauptmasse des ganzen Kimbernvolkes; nur ein kleiner Teil, jedenfalls der in den minder bedrohten Binnengegenden wohnende, wollte sich nicht vom heimischen Boden trennen und blieb als spärlicher Rest des einst so stattlichen Stammes im alten Vaterlande. Diese Zurückbleibenden haben noch zwei Jahrhunderte später dort gehaust, als ihre ausgewanderten Brüder schon längst in fremder Erde schliefen. Jetzt zogen die Wanderer freilich von besseren Hoffnungen erfüllt von dannen. Heerkönige oder Herzöge, jugendlich kräftige Helden, an Haupt und Schultern die übrigen noch überragend, walteten als Anführer des Zuges und ritten stolz an dessen Spitze. Auch noch andere Vornehme zogen auf Rossen dahin; die meisten Männer gingen zu Fuß, mit Speer und Schild bewaffnet. Die Frauen*) und Kinder folgten den Kriegern. Sie saßen teils auf großen Wagen mit Zeltdächern, von Rindern gezogen, teils wandelten sie wie die Knechte und Mägde als Hüter des Viehes rüstig einher. Andere bewaffnete Männer schlossen als Nachhut den schier endlosen Zug. So schritten sie hin, so lange das Tagesgestirn am Himmel stand, langsam und oftmals stockend, denn keine gebahnten Wege lagen vor ihnen. Des Abends wurden die Wagen zum Ringe zusammengeschoben; hinter der Wagenburg überließen sich die Müden ruhig dem Schlaf; denn treue Wächter und riesige Hunde beschützten ihren Schlummer. In der rauhen Jahreszeit wurde gar nicht gewandert, sondern Gastfreundschaft des Volkes, durch dessen Land man eben zog, erbeten oder erzwungen. Gegen Mühsale des Weges und Unbilden des Wetters aber, die uns vielleicht unerträglich erscheinen würden, waren diese Menschen von gesunder, ungebrochener Jugendkraft durch ihr bisheriges Leben schon gehärtet und wurden es im Laufe der Wanderung noch mehr. Es waren lauter kräftige, hochgewachsene Gestalten — auch die Frauen —, mit blitzenden und doch treuherzig dreinschauenden blauen Augen, mit reichem, rotblondem Haar, mit schönen, weiß und roten Gesichtern; ihre Sitten waren rauh, aber rein, ihre Sprache voll Kraft und Wohlklang, Fülle und Biegsamkeit.

Dem wandernden Volke schloß sich sogleich ein zweites an, die im heutigen Schleswig-Holstein wohnenden, wahrscheinlich von gleichem Lose getroffenen Teutonen, die südlichen Nachbarn der Kimbern. Ein dritter Name, der neben diesen beiden für Teile der unstäten Menge öfter genannt wird, der der Ambronen — an den vielleicht die Hallig Amrom noch

*) Von den weisen Frauen, die „grau vor Alter, in weißen Gewändern und unbeschuht" das Volk begleiteten und die Kriegsgefangenen schlachteten, ist oben (S. 96) die Rede gewesen.

erinnert — bezeichnet wohl keinen besonderen Stamm, sondern nur einen starken Gau der Kimbern. Durch den Zuzug der Teutonen stieg die Anzahl der Wandrer auf das Doppelte, also auf etwa eine halbe Million.

Welchen Weg diese gewaltige Völkerschar einschlug, läßt sich nicht mit Sicherheit sagen. Vorausbestimmt war er auf keinen Fall; denn man suchte ja kein bestimmtes Ziel. Land zu finden, wo es auch sei, wenn es nur zur Ernährung hinreichte: das war die allgemeine Sehnsucht. Aber dieses Sehnen war schwer zu stillen. Denn wo die wandernden Völker hinkamen, da fanden sie bereits bewohnte Gegenden. Sie baten dann um Gestattung des friedlichen Durchzugs oder — wenn der Winter vor der Thür stand — um Gewährung des Aufenthaltes. Und in der Regel mag die Bitte erhört worden sein; denn wenige Völker werden sich die Kraft zugetraut haben, Durchzug oder Winterrast mit Gewalt zu wehren. Fanden die Wanderer gütliches Entgegenkommen, so erwiesen sie sich auch dafür dankbar, indem sie das einzige boten, was sie zu bieten hatten, Waffenhilfe gegen alle Feinde des gastlichen Volkes; und wo diese erwünscht war und angenommen wurde, da mag sich wohl das Verweilen im Lande auf Jahresfrist und noch länger ausgedehnt haben, bis der Mangel an hinreichendem Lebensunterhalt wieder zum Wandern drängte.

So gelangten sie allmählich, indem sie aller Wahrscheinlichkeit nach am Ufer der Elbe aufwärts zogen, bis an die Gebirge, welche Böhmen im Norden begrenzen. Dieses Land, das damals noch von den keltischen Bojern bewohnt ward, wäre wohl geeignet gewesen, den Wanderern ein verlockendes Ziel ihres Suchens zu werden. Aber die tapferen, aller Gelegenheiten der Landschaft kundigen Bewohner wehrten den Andringenden und schlugen ihren Versuch, gewaltsam einzubrechen, siegreich zurück. Und jene, denen wenig an schwerem, blutigem Kampf gelegen war, zogen es vor nach Osten auszuweichen. Sie umgingen wahrscheinlich in weitem Bogen die Grenzgebirge der Lausitz und Schlesiens und drangen, indem sie die kleinen Karpathen links liegen ließen, wohl dem Laufe der March folgend durch Mähren weiter nach Süden. Sie erreichten endlich die Donau, die sie wohl bei dem alten Handels- und Überfahrtsort Carnuntum (Heimburg bei Preßburg) überschritten. Von hier südwestlich weiter ziehend, gerieten sie in das östliche Alpenland, welches von den keltischen Tauriskern bewohnt war und nach dem hervorragendsten Stamm derselben, den Norikern, später Noricum genannt wurde. Allem Anschein nach geschah anfangs wenigstens der Durchzug mit Einwilligung der südlich der Donau sitzenden Keltenvölker, ja vielleicht sogar auf deren Aufforderung hin. Denn die Kelten mochten in den biedern und starken Germanen willkommene Helfer gegen die von Süden her bedenklich sich nähernden römischen Legionen erblicken.

Es war im Jahre 113 v. Chr., als die ungeheure Völkerwoge sich den krainischen Alpenpässen näherte, die den Weg nach dem schönen Italien öffnen. Hier aber stand der römische Konsul Gnäus Papirius Carbo, der auf die Kunde vom Anrücken jener mit einem starken Heere herbeigeeilt war, um den Heimatlosen den Eintritt zu wehren. Er verbot ihnen sogar fürderhin im Gebiete der Taurisker zu verweilen, weil diese Gastfreunde der Römer seien. Obwohl ihn nun zu solchem Vorgehen das thatsächliche Verhältnis zu den Tauriskern keineswegs verpflichtete, — denn durch die Verleihung des Freundesnamens erkannte der Senat nur die Daseinsberechtigung eines auswärtigen Volkes an, ohne daß dieses einen Rechtsanspruch auf römische Hilfe erhielt, — so wird doch niemand dem Konsul daraus einen Vorwurf machen, daß er die gefährlichen Fremdlinge aus der Nähe der römischen Grenzmark fortzubringen suchte. Was er aber weiter that, war ein Schurkenstreich, durch den er seinen Namen auf ewige Zeiten entehrt hat. Die Deutschen nämlich griffen die Römer nicht an; der Ruf von der weitgefürchteten Macht des großen kriegerischen Bürgerstaates mochte auch ihnen zu Ohren gekommen sein und sie zu dem Entschlusse gebracht haben, den Zusammenstoß mit einer so außergewöhnlichen Macht womöglich zu meiden. Auch hielten sie die Vorwände des Konsuls in ihrem geraden Rechtsgefühl für bare Münze, meinten unwissentlich ein Unrecht begangen zu haben, fügten sich also dem Gebote, das betretene Land wieder zu verlassen, und entschuldigten sich durch Gesandte, sie hätten nicht gewußt, daß die Taurisker den Römern befreundet seien. Also kehrte die ganze Volksmasse um und war dem Konsul noch dankbar dafür, daß er Führer mitgab, die Wegunkundigen nach der Grenze des tauriskischen Gebietes zu geleiten.

Aber hinter der scheinbaren Freundlichkeit des Römers lauerte niederträchtiger Verrat. Denn Carbo hatte ihnen die Wegweiser nur zu dem Zwecke mitgegeben, daß sie die Arglosen auf einem weiten Umwege in einen Hinterhalt lockten, wo er selbst mit seinem ganzen Heere ihnen auflauerte. Bei Noreja im heutigen Kärnthen (in der Gegend von Klagenfurt) überfiel er die Deutschen, die sich keines Angriffs versahen. Aber wider Erwarten schnell ordneten diese sich zur Schlacht und kämpften nun mit einer gerechten Erbitterung, die den Verrätern zum Verderben ward. Ja, Carbo wäre mit seiner gesamten Heeresmacht vernichtet worden, hätte nicht ein heftiges Ungewitter die Streitenden getrennt; denn wenn die Himmlischen sprachen, dann ziemte es nach deutschem Glauben den Menschen, allen Kampf abzubrechen. Dies rettete das konsularische Heer vor gänzlichem Untergang. In schmachvoller Flucht suchten die Überlebenden in den umliegenden Wäldern Schutz und fanden sich erst nach etlichen Tagen allmählich wieder zusammen. So hatten die Germanen schon beim ersten

Zusammenstoß mit den Römern die römische Tücke und Treulosigkeit erfahren, die selbst den frechsten Bruch des Völkerrechts nicht scheute und die sie in der Folgezeit noch unzählige Male an sich erfahren sollten.

Die zersprengten Trümmer der geschlagenen Armee hätten der gewaltigen Heersäule der Kimbern und Teutonen unmöglich den Weg nach Italien verlegen können. Die Alpenpässe lagen unbeschützt und offen vor den Siegern. Wären diese jetzt rasch in das Herz des römischen Reiches vorgedrungen, hätten sie hier die gänzlich unvorbereiteten Feinde angegriffen, vielleicht wäre es ihnen gelungen, in einem Ansturm das ganze großartige Staatsgebäude zu zertrümmern. Aber es kam anders, und wir dürfen nicht sagen: leider; denn mit dem römischen Staate wäre auch die gesamte römische und überhaupt antike Kultur zusammengestürzt, ehe ein Erbe da war, reif, dieses kostbare Vermächtnis zu übernehmen. Es kam, wie gesagt, nicht so. Die Germanen nämlich, „diese wunderlichen Leute“ dachten weder an Rache noch Eroberung, sondern wandten sich weg von der italienischen Mark und zogen nach Norden und Westen weiter. Durch gütliche Verträge gewannen sie ungehinderten Durchzug durch das Land der Helvetier, das damals von der Schweiz über das heutige Schwaben bis zum Maine reichte, und verweilten wohl mehrere Jahre in Frieden bei diesen. Denn erst vier Jahre nach der Niederlage des Carbo tauchen sie wieder unfern der Grenze römischen Gebietes, in Gallien, auf.

Mit den Helvetiern, die als friedliebende Leute gerühmt werden, scheinen die Heimatlosen ein freundliches Verhältnis angeknüpft zu haben; zwei Gaue von jenen, gelockt von der Aussicht auf reiche Beute, schlossen sich sogar den Wanderern als Waffengenossen an, die Tiguriner und die Tügener. Als die Völker den Rhein, etwa in der Gegend von Basel, überschritten, ließen sie einen großen Teil ihres Gepäcks, d. h. der Wagen, Tiere, Waffen und Geräte, dort zurück und übergaben alles dem Schutze von 6000 Mann.*) Diese wurden nach dem Untergange der Hauptmacht von den sie umgebenden Galliern allmählich immer weiter nach Norden gedrängt und kamen, unter heldenmütigen Kämpfen, wie ein gehetztes Wild von der bellenden Meute umkläfft, in die belgischen Niederlande zwischen Sambre und Maas, wo sie sich neben den Eburonen, in der Gegend von Tongern, ansiedelten und wo Cäsar ein halbes Jahrhundert später sie unter dem Namen Aduatuker, sehr von keltischen Elementen durchsetzt, aber noch immer stolz auf ihre germanische Abkunft, antraf.

Die große Völkerschar aber wandte sich nach Südwesten; die Sequaner,

*) So nach der gewöhnlichen Annahme; andre setzen diesen Vorgang erst ins Jahr 103, als die Kimbern und Teutonen, von Norden her kommend, ihren letzten Zug nach Italien unternehmen wollten.

durch deren Gaue ihr Weg sie führte, wagten gegen so furchterweckende Eindringlinge keinen Widerstand auf offenem Felde, sondern zogen sich in ihre festen Städte zurück, an deren Mauern die Angriffe der Germanen (wenn anders sie solche versuchten) natürlich scheiterten. Die Wandrer rückten bis an die Grenze des Allóbrogerlandes, das zwischen dem Mittellauf des Rhoneflusses und den penninischen Alpen, von der Isère bis nördlich zum Genfersee (Lacus Lemanus) sich erstreckte. Hier aber traten ihnen zum zweiten Male Römer entgegen. Die Allobroger nämlich waren, wie die Taurisker, „Bundesgenossen und Schutzfreunde“ der Römer und, was schwerer ins Gewicht fiel, wenn ihr Land den Germanen in die Hände geriet, so stand letzteren der Weg in die römische Provinz Gallia Narbonensis (die heutige Provence nebst Languedoc und Dauphiné) offen. Der Konsul Marcus Junius Silanus führte, um das gefährdete Gebiet zu decken, im Jahre 109 v. Chr. ein Heer an die Grenze. Auch diesmal bewiesen die Heimatlosen, daß es ihnen nicht um Eroberungskrieg zu thun war. Sie schickten Boten zum Konsul und baten, ihnen Ackerboden anzuweisen, wo sie sich als friedliche Landleute niederlassen könnten; zum Dank dafür wollten sie den Römern Kriegsdienste leisten. Silanus aber griff die Deutschen „statt aller Antwort“ ohne weiteres an und — ward vollständig geschlagen. Sein Heer wurde niedergehauen, das Lager erobert, er selbst rettete nur durch schmähliche Flucht sein Leben.

Zum zweitenmal seit vier Jahren stand der Zugang nach Italien den Germanen frei; zum zweitenmal ließen die redlichen Leute die Gelegenheit unbenutzt. Verwirrung und Entsetzen herrschte in Rom; man glaubte, die schrecklichen Feinde ständen schon auf italischem Boden. Die aber warteten ruhig, bis ihre Gesandten zurückkehren würden, die sie nach Rom zum Senate geschickt hatten, wieder mit dem alten Gesuch: das Volk des Mars möchte über ihre Streitkräfte und Waffen verfügen und als Entgelt dafür ihnen eine zu ihrem Unterhalt hinreichende Strecke Landes geben. Das war gewiß eine bescheidene Forderung, wenn man bedenkt, daß der Sieger sie stellte. Aber so maßvoll sie war und so hoch sie die Deutschen ehrt, so war sie doch unerfüllbar; denn die Römer hatten in der That kein überflüssiges, herrenloses Land anzuweisen; ihre sogenannten öffentlichen Ländereien waren Gegenstand eines heftigen Parteikampfes im Innern des Staates geworden. Es war das erste Mal, daß germanische Gesandte in Rom weilten, und es erregt eine gewisse Rührung, wenn wir bei dieser Gelegenheit auch das erste Kunsturteil eines Deutschen über ein antikes Bildwerk vernehmen. Auf dem Marktplatz stand eine Bildsäule, jedenfalls ein köstliches Werk der griechischen Kunst; die stellte einen alten Hirten mit seinem Stabe dar. Man fragte nun einen der Gesandten, denen man das Bild wies, wie hoch er es wohl schätze. Da antwortete der biedere Teu-

tone: „Einen solchen Kerl möcht' ich nicht geschenkt nehmen, selbst wenn er lebendig wäre." So fordert zuweilen der Humor sein Recht mitten unter den ernstesten Ereignissen.

Die Antwort des Senates auf die Bitte der Deutschen konnte nicht anders als „Nein!" lauten, wenn sich auch die „Väter" sagen mußten, daß es ein verzweifeltes Wagestück war, so zu antworten. Denn trotz der mit krampfhaftem Eifer betriebenen Aushebungen lag doch die Grenze des Reichs schutzlos vor den drohenden Feinden. Aber diese unbegreiflichen Menschen achteten, auch als sie sich abgewiesen sahen, noch das Eigentum des großen Volkes; sie wandten der römischen Mark den Rücken und maßen die Waffen mit keltischen Gegnern. Über die einzelnen Kämpfe sind wir nicht unterrichtet.

Zwei Jahre später erschienen die Tiguriner und Tugener ohne die Germanen, von denen sie sich inzwischen wieder getrennt hatten, unter der Führung des tapferen Divico im Gebiete der Nitióbroger (um Agen an der Garonne). Der römische Konsul Lucius Cassius Longinus ließ sich mit seinem Heere in einen Hinterhalt locken und erlitt eine schimpfliche Niederlage (107 v. Chr.), bei der er selbst samt dem größten Teil seiner Truppen niedergehauen ward. Die Reste des Heeres schlossen einen schmachvollen Vergleich, sie mußten Geiseln stellen und die Hälfte ihrer Habe den Helvetiern ausliefern. Und obgleich auch die Helvetier ihren Vorteil ebenso wenig auszunutzen verstanden wie die Kimbern und Teutonen, so zeigten sich doch bald mißliche Folgen dieser Niederlage für die Römer. Der Aufstand regte sich in der Provinz; die wichtige Stadt Tolosa (Toulouse) warf die römische Besatzung in Ketten und erklärte offen ihren Abfall. Allein weder die Germanen noch die Helvetier benutzten die Verlegenheit der Römer, und so gelang es dem Konsul Quintus Servilius Cäpio sich durch Verrat der abgefallenen Stadt wieder zu bemächtigen und das altberühmte Heiligtum des keltischen Apollo (Belenus) seiner seit Jahrhunderten aufgehäuften Schätze zu berauben. Doch an dem Golde schien ein Fluch zu haften. Auf dem Wege nach Massilia, wohin der Konsul die Hauptmasse des Schatzes sandte, ward die Bedeckung überfallen und ermordet, das Gold geraubt; man behauptete allgemein, Cäpio und sein Helfer hätten den Überfall ins Werk gesetzt. Aber auch sie sollten des Raubes nicht genießen; die Überlieferung meldet, daß alle, die sich damit bereichert hatten, ein klägliches Ende fanden. Daher entstand das römische Sprichwort „Der hat Gold von Tolosa", das man brauchte, wenn ein Mensch von verdientem Unglück verfolgt ward. Wir werden sogleich hören, wie den Cäpio der Fluch des Goldes ereilte.

Die Römer hüteten sich vorsichtig, aus der ruhig abwartenden Verteidigung der Reichsgrenze herauszugehen. Drei starke Heere waren auf-

gebracht und an der Rhone, an der gefährdetsten Stelle der Provinz aufgestellt worden. Diese harrten, ob es den Germanen gefallen werde, wiederzukommen. Und sie kamen, wenn auch für diesmal nur die Kimbern. Sie standen jetzt unter dem Oberbefehl eines jungen heldenhaften Königs, den die alten Schriftsteller mit einer halbkeltischen Namensform Bójorix nennen; Jacob Grimm vermutete ein deutsches: Bogorich (Baugareiks d. h. der an Baugen, Armringen, reiche). Vier Jahre nach der Niederlage des Silanus traten sie am linken Ufer der Rhone plötzlich wieder aus ihrer Unsichtbarkeit hervor. Eiligst ging der Konsular Marcus Aurelius Scaurus, der als Legat des Konsuls Gnäus Mallius Maximus ein besonderes Heer anführte, über den Strom den Kimbern entgegen. Aber die gehofften Lorbeeren pflückte er nicht, vielmehr ward er völlig geschlagen (105 v. Chr.) und selbst gefangen genommen. Als er im feindlichen Lager vor den König Bojorix geführt ward, ließ er sich von seinem Nationalstolz zu der Äußerung hinreißen, die Römer könnten nicht besiegt werden, und fügte die Warnung hinzu, die Feinde sollten sich ja nicht nach Italien wagen. Nach den bisherigen Mißerfolgen der Römer mußte dem Könige dieses Wort als eine freche Prahlerei erscheinen, erzürnt riß er sein Schwert aus der Scheide und stieß den übermütigen Schwätzer nieder.

Zwischen den beiden Anführern der Hauptheere, dem hochfahrenden Prokonsul Cäpio und dem beschränkten, ungebildeten Konsul Mallius, herrschte ein grimmiges Zerwürfnis, das dem römischen Staate schweres Unheil bringen sollte. Mallius befahl dem stolzen Cäpio, der ihm von Rechts wegen untergeordnet war, vom rechten Rhoneufer zu ihm auf das linke herüberzukommen, und wirklich fügte sich, obwohl mit Widerwillen, Cäpio dem Geheiß und stieß in der Nähe von Arausio (jetzt Orange) zum Heere des Konsuls. Man hat vermutet, die große Streitmacht, die da vor den Kimbern sich zeigte, habe diesen den Gedanken an friedliche Entscheidung, der ihnen ja ohnehin nicht fremd war, nahe gelegt; richtiger faßt wohl F. Dahn die Sachlage auf, wenn er sagt, es habe den heimatlosen Germanen nicht das Gefühl der Unsicherheit ihrer rings bedrohten Lage gefehlt und nicht, trotz ihrer glänzenden Waffenerfolge, die Erkenntnis der Überlegenheit Roms. Wie dem auch sei, kurz die Sieger sandten zum drittenmal Friedensboten, und zwar an Cäpio, mit der Bitte um Land und Saatkorn. Allein der hochmütige Römer wies ihr Gesuch nicht nur zurück, sondern behandelte auch die Gesandten selbst so ungebührlich, daß sie kaum mit dem Leben entrannen. Er sollte seine Roheit bald zu bereuen Ursache haben; denn die Erbitterung der Kimbern stieg infolge der erfahrenen Schmach so, daß sie „nach heimischem Brauch ihr schweres Schlachtengelübde thaten, alles im feindlichen Heere den Göttern zu senden, wenn diese den Sieg verliehen."

Cäpio war nicht dazu zu bewegen gewesen, ein gemeinschaftliches Lager mit Mallius zu beziehen und mit ihm ein gemeinsames Vorgehen gegen die Feinde zu beraten. Boten des römischen Senates suchten vergeblich eine Aussöhnung zwischen den Feldherren zu erzielen. Die ernstesten Vorstellungen von seiten der Offiziere führten zwar zu einer persönlichen Zusammenkunft der beiden Widersacher; aber bei dieser Gelegenheit brach der Hochmut des Cäpio nur noch verletzender hervor, und die Feldherren trennten sich in heftigstem Zorn. Als nun Cäpio erfuhr, daß die Kimbern mit Mallius Unterhandlungen anknüpften, fürchtete er, dieser wolle den Ruhm der Unterwerfung des Feindes für sich allein gewinnen; von Eifersucht verblendet eröffnete er sofort mit seinem Heere allein den Kampf und warf sich auf die Kimbern. Der Erfolg war schrecklich. Der 6. Oktober des Jahres 105, an dem die Schlacht geschlagen ward, ist einer der größten Unglückstage, von denen die römische Geschichte erzählt. Das ganze Heer des Prokonsuls ward niedergehauen, sein Lager von den Kimbern erstürmt. Und als der Konsul Mallius herbeieilte, um zu helfen, wurde auch er völlig geschlagen. Zwei Söhne von ihm fielen im Kampfgewühl, auch sein Lager ward erobert, auch sein Heer fast bis auf den letzten Mann von den ergrimmten Germanen, unter denen die Ambronen an diesem Tage einen ganz besonderen Heldenmut bewiesen, niedergemetzelt. Achtzigtausend Römer und Bundesgenossen und vierzigtausend Knechte und Troßbuben sollen das Leben verloren haben, nur zehn Mann von zwei stattlichen Heeren entkommen sein.*)

„Es war eine Katastrophe," sagt der große Geschichtschreiber Mommsen, „die materiell und moralisch den Tag von Cannä weit überbot. Die Niederlagen des Carbo, des Silanus, des Cassius Longinus waren an den Italikern ohne nachhaltigen Eindruck vorübergegangen. Man war schon gewohnt, jeden Krieg mit Unfällen zu eröffnen; die Unüberwindlichkeit der römischen Waffen stand so unerschütterlich fest, daß es überflüssig schien, die ziemlich zahlreichen Ausnahmen zu beachten. Die Schlacht von Arausio aber, die erschreckende Nähe, in der das siegreiche Kimbernheer von den unverteidigten Alpenpässen stand, die sowohl in der römischen Landschaft jenseit der Alpen, als auch bei den Lusitaniern (im heutigen Portugal) aufs neue und verstärkt ausbrechende Empörung, der wehrlose Zustand Italiens rüttelte furchtbar auf aus diesen Träumen. Man gedachte wieder der nie ganz vergessenen Keltenstürme des vierten Jahrhunderts, des Tages an der Allia und des Brandes von Rom; mit der doppelten Gewalt zu-

*) Cäpio wurde später durch Volksbeschluß seiner Würden entsetzt, aus dem Senate gestoßen, des Hochverrats angeklagt, seiner Güter (des tolosanischen Goldes!) beraubt und in die Verbannung gejagt. Auch Mallius ward wegen Landesverrats verurteilt.

gleich ältester Erinnerung und frischester Angst kam der Gallierschreck (man unterschied noch nicht zwischen Kelten und Germanen!) über Italien; im ganzen Occident schien man es inne zu werden, daß die Römerherrschaft anfange zu wanken. Wie nach der cannensischen Schlacht wurde durch Senatsbeschluß die Trauerzeit (für die Angehörigen der Gefallenen) abgekürzt. Die neuen Werbungen stellten den drückendsten Menschenmangel heraus. Alle waffenfähigen Italiker mußten schwören, Italien nicht zu verlassen .... Es ist nicht zu sagen, was hätte kommen mögen, wenn die Kimbern sogleich nach ihrem Doppelsieg durch die Alpenpforten in Italien eingerückt wären."

Der kimbrische Schrecken ward zum Sprichwort. Man vernahm jetzt auch genauere Kunde über das Volk, das ein so allgemeines Entsetzen hervorgerufen hatte, und was man hörte, diente nur dazu, die Furcht zu erhöhen. Ein fremder, unheimlicher, unfaßbarer Geist lebte in diesen „Barbaren". Jauchzend, als ging' es zu Fest und Tanz, stürzten sie sich halbnackt ins Schlachtgewühl; lachend starben sie. Furcht kannte keiner; unwiderstehlich war ihr Ansturm; gräßlich erscholl ihr heulender Gesang, wenn sie zum Kampfe daherstoben. Und mit Grausen erzählte man sich von weißhaarigen „Priesterinnen", welche die Gefangenen zu einem ungeheuren Kessel führten, die Häupter der Unglücklichen über den Rand drückten und ihnen die Gurgel abschnitten, daß das Blut in den Kessel strömte. Aber das Unbegreiflichste und darum Grauenhafteste war doch, daß diese schrecklichen Menschen selbst keinen Sinn für die Annehmlichkeit irdischer Glücksgüter zu haben schienen. Sie verschmähten zwar keineswegs zu plündern und zu rauben; aber die Beute, so hieß es, behielten sie nicht für sich, um sich daran zu ergötzen, sondern nach der Schlacht bei Arausio hatten sie alles erbeutete Gold und Silber in die Rhone versenkt, die schönen Harnische, Helme und andere Waffenstücke der erschlagenen oder gefangenen Römer in Stücke zerhauen, die Rosse ersäuft, die Gefangenen nicht zu Sklaven gemacht, sondern geschlachtet oder an Bäume geknüpft. Die Römer wußten nicht, daß die Germanen keineswegs immer so verfuhren, sondern daß dies unerhörte Thun nur die Erfüllung ihres vor der Schlacht den Göttern dargebrachten Gelübdes war, durch das sie den Unsterblichen die gesamte Beute (wozu auch die Gefangenen gehörten) zum Siegopfer geweiht hatten.

In all ihrer Not und Bedrängnis verließ doch das Glück die Römer nicht. Die Sieger zogen nicht, wie alle erwarten mußten, durch die offenen Thore Italiens ein, sondern kehrten zum dritten Male den besiegten Feinden den Rücken, um sich in langwierige Kämpfe mit keltischen Völkerschaften einzulassen. Vergebene Mühe wäre es, da nach einer Erklärung, einer Lösung dieses Rätsels zu suchen, wo, wie ein neuerer Schrift-

steller treffend bemerkt, der Spruch einer weisen Frau oder ein Volksgeschrei alles entscheiden konnte. Sie schlugen sich zumeist mit den tapferen Arvernen herum, deren befestigte Burgen sie vergebens berannten. Dann des langweiligen Belagerungskrieges überdrüssig wandten sie sich nach Südwesten, überschritten die Pyrenäen und drangen in Spanien ein. Hier aber fanden sie in den kühnen Keltiberern nicht unebenbürtige Gegner, die zudem eine so große Übung im Festungskriege und kleinen Gebirgskampfe und eine so genaue Kenntnis aller landschaftlichen Vorteile besaßen, daß die Kimbern — ob die Teutonen auch an dem Zuge teilnahmen, wissen wir nicht — nach zweijährigem fruchtlosem Kampfe es aufgaben, in Spanien festen Fuß zu fassen, und vorzogen, wieder über das Hochgebirge, wahrscheinlich im Nordwesten desselben, nach Gallien zurückzukehren, wo sie die bis jetzt verschont gebliebenen westlichen Landschaften bis zur Seine heimsuchten.

So hatte Rom Frist gewonnen, um sich zu besinnen und neue Kraft für einen Entscheidungskampf zu sammeln. Gajus Marius, der Tagelöhnersohn aus Arpinum im Sabinerlande, der sich in dem Kriege der Römer gegen den afrikanischen König Jugurtha als ausgezeichneten Feldherrn bewährt hatte und zu der höchsten Staatswürde emporgestiegen war, gab dem ganzen römischen Heerwesen durch eine durchgreifende Reform eine völlig neue Gestalt, indem er — wider das Gesetz, nochmals (für das Jahr 104) zum Konsul erwählt — auch den besitzlosen Bürgern das Recht der Vaterlandsverteidigung verlieh, Zucht und Selbstvertrauen in den Legionen erneute, die Aufstellung der Schlachtordnung zweckmäßig änderte. Selbst die römischen Aristokraten, sonst dem volkstümlichen, ungebildeten „Neuling" bitter feind, erkannten in Marius den Mann, der allein dazu geschaffen schien, als starker Steuermann das Staatsschiff bei einem erneuten Wogendrang von Norden her vor Untergang zu bewahren.

Im Jahre 104 v. Chr. erschien Marius in der narbonensischen Provinz, begleitet von den besten Offizieren und einem starken Heere, das er schon unterwegs durch stete Anstrengungen, Läufe und Märsche eingeübt hatte und das ihn wegen seiner rücksichtslosen Gerechtigkeit im Urteilsprechen liebte und als ruhmreichen Feldherrn ehrte. Den Feind, gegen den er geschickt worden war, fand er nicht vor und nutzte die Zeit, um die aufständischen Keltenstämme der Provinz wieder zu unterwerfen und die Truppen durch stete Übung und strenge Manneszucht immer tüchtiger zu machen. Sein Konsulatsjahr lief inzwischen ab; aber das Volk in Rom setzte es durch, daß sein Liebling zum dritten Male und, als auch das Jahr 103 zu Ende ging, ohne daß die Germanen erschienen, sogar zum vierten Male mit dem höchsten Amt der Republik bekleidet wurde. Sein

Mitkonsul für dieses Jahr (102 v. Chr.) war der treffliche Quintus Lutatius Catulus, ein Mann „geehrt bei den Vornehmen und dem Volke nicht verhaßt."

Unterdes hatten sich die Kimbern im Gebiet der Vellokassen (bei Rouen) wieder mit den Teutonen und den helvetischen Tigurinern und Tugenern vereinigt. Auch die Teutonen hatten sich inzwischen einen gemeinsamen König gewählt, den gewaltigen Recken Teutobod. Die vereinigten Scharen unternahmen zunächst einen Angriff auf die tapferen Belgier, die kriegstüchtigsten von allen Kelten, welche dem Ansturm erfolgreich stand hielten. Daher beschlossen die Führer der wandernden Völker nunmehr endlich den Zug nach Italien anzutreten. Es schien aber auf die Dauer unmöglich, die gewaltig angeschwollenen Menschenmassen auf einer Heerstraße zu verpflegen, und so trennte man sich wieder, und zwar dergestalt, daß die Kimbern und Tiguriner über den Rhein zurück auf den von früher bekannten Straßen und Pässen über die Ostalpen unmittelbar in Oberitalien eindringen, die Teutonen dagegen im Verein mit den Tugenern und den kimbrischen Ambronen rein südliche Richtung einschlagen und den Rhonefluß aufsuchen sollten, um durch das römische Gallien die Westalpen und nach deren Übersteigung Italien zu erreichen. So meinten die Fürsten der Wanderer das Römerland zugleich von zwei Seiten her mit doppeltem Ansturm anzugreifen und nun mit Gewalt zu erzwingen, was sie durch gütliches Bitten nicht hatten erlangen können.

Im Sommer des Jahres 102 gelangten die Teutonen (samt den Tugenern und Ambronen) an die Grenze der gallischen Provinz, ungehindert überschritten sie die Rhone und drangen auf dem östlichen Ufer vor. Da stießen sie auf das stark befestigte Lager des Marius (am Einfluß der Isere in die Rhone). Der kluge Feldherr hatte reichlichen Mundvorrat zusammengebracht, um nicht wider seinen Willen zu einer Schlacht gezwungen zu werden, und die Stelle des Lagers so musterhaft gewählt, daß er den Feinden die beiden einzigen Straßen nach Italien (die über den kleinen Bernhard und die an der Meeresküste) verlegte. Die Teutonen sahen sich gezwungen halt zu machen und ihre Wagenburg aufzuschlagen. Dann forderten sie die Römer zur Schlacht heraus. Aber Marius kümmerte sich nicht darum, sondern hielt seine Soldaten still innerhalb des Walles. Die Offiziere, die sich ungeduldig gebärdeten, schalt er Vaterlandsverräter und bewies ihnen, daß es sich nicht um Erwerbung von Trophäen, sondern um Errettung Italiens handelte. Die gemeinen Krieger ließ er auf dem Walle die Feinde sich ansehen und gewöhnte sie so allmählich an den anfangs furchtbaren, fremdartigen Anblick.

Drei Tage nacheinander liefen die Germanen, des Wartens überdrüssig, auf das Lager Sturm; aber ihr wilder Mut zerschellte an den

römischen Befestigungen; viele sanken, von Geschossen getroffen, ohne sich nur mit einem Gegner gemessen zu haben. Nach schweren Verlusten sahen die Deutschen das Vergebliche ihres Bemühens ein und beschlossen, verwegen genug, am Lager vorüber weiter zu ziehen, in der Meinung, sie würden unbehelligt über die Alpen gehen können. So brachen sie mit ihrem ganzen Troß und aller ihrer Habe, mit Weibern, Kindern, Wagen und Herden auf und zogen langsam am Lager des Marius vorbei. Sechs Tage lang soll das Vorüberschreiten und -fahren gedauert haben, nicht nur ein Beweis für ihre ungeheure Anzahl, sondern auch für die Schwerfälligkeit ihres Trosses. Viele sprangen aus dem Zuge heraus, traten dicht an das Lagerzelt heran und fragten mit höhnischem Lachen hinauf, ob die Römer nichts an ihre Weiber in Italien zu bestellen hätten.

Erst als der Zug vorüber war, brach Marius auf und rückte langsam und vorsichtig nach. In der Nacht hielt er zwar in nächster Nähe der Feinde, aber stets in stark befestigten Lagern und sichern Stellungen. Den Seinigen schärfte er die strengste Einhaltung aller seiner Befehle ein. Die Teutonen hatten, an der Rhone hinabschreitend, die Gegend der römischen Ortschaft Aquä Sextiä (Bäder des Sextius, jetzt Aix de Provence) erreicht. Von hier aus war es nicht mehr weit bis zu der bequemen Heerstraße, die an der Küste hin nach Italien führte. Hier gedachte Marius die Feinde zu fassen. Er schlug sein Lager auf der Höhe eines Berges (jetzt Mont St. Victoire genannt) auf, während die Barbaren in der Ebene unten rasteten. Manche von den Soldaten des Konsuls murrten, weil der von ihm gewählte Lagerplatz zwar sehr fest, aber arm an Wasser war; sie fürchteten daher Durst leiden zu müssen. Marius aber wies auf einen Bach hin, der nahe an der Wagenburg der Teutonen floß und sprach: „Dort giebt es Trinkwasser für Blut zu kaufen!“ „Weshalb,“ versetzte der Krieger, „führst du uns also nicht sogleich darauf los, solange uns das Blut in den Adern noch nicht vertrocknet ist?“ Ruhig antwortete der Feldherr: „Erst müssen wir einmal unser Lager befestigen.“ Murrend gehorchten die Soldaten.

Unterdessen überließen sich die Germanen sorglos der Ruhe. Sie hatten die warmen Quellen entdeckt, die dort aus dem Boden sprudeln, und alsbald warfen viele die Kleider von sich, sprangen laut jubelnd in die schmeichelnde Flut und ließen es sich an dem herrlichen Orte wohl sein. Nun gingen die römischen Troßknechte (es waren Ligurier), während die Legionssoldaten das Lager verschanzten, scharenweise an den erwähnten Bach, um sich selbst und ihren Tieren zu trinken zu verschaffen. Der Vorsicht halber hatten sie sich mit Äxten, Hacken, Schwertern und Lanzen bewaffnet, um nötigenfalls einen feindlichen Angriff abwehren zu können. Und wirklich kamen allmählich Germanen herbei und banden mit ihnen an.

Anfangs waren es nur wenige; denn die meisten badeten noch oder nahmen nach dem Bade den Imbiß ein. Aber als sich Waffenlärm und Geschrei erhob, strömten sie in immer größerer Menge zusammen. Nun kamen auch römische Soldaten den Ihrigen zu Hilfe gelaufen, und von den Germanen eilten die besonders gefürchteten Ambronen zu den Waffen. Voll ausgelassener Schlachtenfreude, erhitzt durch den genossenen südländischen Wein, liefen sie dennoch nicht wirr und sinnlos umher, sondern die Waffen im Takte zusammenschlagend, kamen die Verwegenen tanzend dahergesprungen, indem sie dabei wie einen Schlachtruf ihren eigenen Namen: „Ambronen, Ambronen!“ immer wieder ausriefen. Da nun auch römischerseits zorniges Waffengeschrei erhoben ward, entstand ein furchtbares Getöse, und man ward handgemein. Doch die Ambronen waren gleich anfangs im Nachteil. Denn bei dem Überschreiten des starken Baches gerieten sie in Unordnung und vermochten dann nicht, sich in ihrer gewöhnlichen Schlachtreihe aufzustellen. Zudem strömten immer mehr Römer von dem Berge herab auf die Deutschen, so daß diese zurückweichen mußten. In der Verwirrung drängten sie einer den andern, viele wurden niedergehauen und füllten den Bach mit Blut und Leichnamen. Die Römer verfolgten die Fliehenden bis an die Wagenburg. Hier aber empfingen die Frauen sie mit Schwertern und Beilen; unter zornigem Geschrei wehrten sie die Feinde ebenso wie ihre flüchtigen Männer ab. Sie warfen sich mitten unter die Kämpfenden, rissen mit der bloßen Hand den Römern die Schilde herunter und suchten ihnen die Schwerter zu entreißen. Die schrecklichsten Wunden ertrugen sie ohne einen Schmerzenslaut und starben ungebeugten Mutes. Vor den germanischen Frauen wichen die Römer und zogen sich, da der Abend anbrach, in ihr Lager zurück. Aber sie fanden keinen Schlummer, sondern verbrachten die Nacht in Schrecken und Unruhe. Denn vom Lager der Deutschen erscholl grauenhaft die Totenklage herüber: ein wildes Geheul, vermischt mit Drohungen und Wehrufen, so daß die Berge ringsum und das Flußthal widerhallte. Marius selbst schlief nicht und war von banger Sorge erfüllt, die Feinde möchten im Dunkel der Nacht einen Angriff wagen.

Doch es geschah nichts dergleichen. Die Nacht und den folgenden Tag verbrachten die Germanen damit, daß sie ihre Toten bestatteten und sich zum Kampfe vorbereiteten. Am dritten Morgen aber sandte Marius den Claudius Marcellus mit einer Schar von dreitausend Soldaten in eine tiefe und schmale Schlucht, die, von dichter Waldung beschattet, oberhalb der germanischen Wagenburg sich hinzog; dort sollten sie im Verborgenen lauern und während der Schlacht, die er an diesem Tage den Barbaren liefern wollte, letzteren in den Rücken fallen. Die Hauptmasse des Heeres ließ er, nachdem alle reichlichen Schlaf genossen und einen

kräftigen Morgenimbiß genommen hatten, bei Tagesanbruch innerhalb des Lagerwalles unter die Waffen treten und sich kampfbereit halten. Darauf sandte er seine Reiterei in die Niederung hinab. Als dies die Teutonen sahen, konnten sie ihre Kampfbegier nicht länger zügeln, sondern stürzten in blindem Ungestüm den Hügel in die Höhe. Marius hatte allen Hauptleuten eingeschärft, ihren Mannschaften zuzureden, daß sie ruhig abwarteten, bis die Feinde in Wurfweite sich genähert hätten; dann erst sollten sie die schweren Wurfspieße abschleudern, darauf die Schwerter gebrauchen und mit den Schilden die Feinde hinunter drängen. Denn er sah voraus, daß diese auf dem abschüssigen Boden keinen festen Stand haben würden. Solche Vorschriften erteilte er übrigens nicht nur, sondern war auch der erste, der sie ausführte, denn an Körperübung wie an Kühnheit übertraf er alle.

Alles verlief, wie Marius vorausgesehen hatte. Als die Römer sich auf die Empordringenden stürzten, wichen diese zurück und wurden in das Thal gedrängt. Hier aber stand die Schlacht lange; es war ein furchtbar ernster, blutiger Kampf. Unerschütterlich hielten die trotzigen Helden stand, sobald sie den gleichen Boden unter sich hatten. Doch immer heißer brannte die Mittagssonne auf die Söhne des Nordens, mancher Arm sank erschlafft herab, manchem Helden stockte der Atem in der Brust. Da ertönte im Rücken der Deutschen lautes Siegesgeschrei. Es war die Schar des Marcellus, die aus dem Waldversteck hervorbrach. Dies brachte die schon schwankenden Reihen vollends in Verwirrung. Da sie sich von zwei Seiten zugleich angegriffen sahen, löste sich ihre Schlachtordnung; sie flohen. Aber des Landes völlig unkundig wurden sie von den Römern mit leichter Mühe eingeholt und teils erschlagen, teils gefangen. Unter den Fliehenden war auch der riesige König Teutobod. Er, der sonst über vier, ja über sechs Rosse wegzuspringen pflegte, fand kaum eines zur Flucht. Er wurde im nahen Walde ergriffen und von Marius für seinen Triumph in Rom aufgespart, bei dem er großes Aufsehen erregte, denn der gewaltige Mann überragte noch die Trophäen. Die Wagenburg wurde von den Weibern und Kindern mit verzweifelter Tapferkeit lange verteidigt. Sie erlagen zum größten Teil dem Schwerte der Römer, viele Mütter töteten erst ihre Kinder und dann sich selbst. Die wenigen Frauen, welche es gelang lebendig zu fangen, ließen den Sieger bitten, ihnen Bewahrung ihrer Keuschheit zuzusichern und sie zu Dienerinnen der jungfräulichen Göttin Vesta zu machen. Aber Marius hatte kein Gefühl für das Großartige einer solchen Bitte; er schlug sie ihnen ab. Da erdrosselten sich alle in der folgenden Nacht.

So endete (im Sommer des Jahres 102 v. Chr.), wahrlich nicht ruhmlos, ein deutscher Volksstamm. Etwa hunderttausend Mann waren

in der Schlacht oder auf der Flucht umgekommen; der Weiber und Kinder, die den Tod fanden, mögen wohl dreimal soviel gewesen sein. Unter jenen wie unter diesen waren sicher auch nicht wenige Kelten, die sich außer den Tugenern im Verlauf der langen Wanderung an die Deutschen angeschlossen hatten. Mit den Gebeinen der Getöteten umfriedigten die Bürger von Massilia ihre Weingärten. Das Erdreich, wo die Toten lagen, war, wie berichtet wird, noch in viel späterer Zeit von den Leichen wie gedüngt und erstaunlich fruchtbar. Denn da bald nach der schrecklichen Schlacht heftige Regengüsse eintraten, soll der Boden von den verwesenden Stoffen bis in seine Tiefe durchdrungen worden sein.

Wohl mag die Stadt am Tiberstrome aufgeatmet haben, als die Nachricht von dem Siege bei Aquä Sextiä eintraf. Aber es war auch hohe Zeit, daß von Nordwesten her keine Gefahr mehr drohte; denn der andere Zug der Wandervölker stand bereits auf italischem Boden. Die Kimbern hatten nach der Trennung von den Teutonen den Rhein überschritten, das Land der befreundeten Helvetier ohne Behelligung durchzogen und die Mitte der Alpen im Brenner Paß bequem überstiegen. Von hier waren sie durch die Thäler des Eisack und der Etsch gewandert und, wie es scheint, in drei Hauptzüge geteilt nach Südtirol gelangt. Hier sollte zwar der Konsul Quintus Lutatius Catulus die Gebirgspässe bewachen, um nicht seine Heeresmacht in viele Teile sondern zu müssen. Aber der Gegend unkundig und voll Besorgnis, umgangen zu werden, hatte er sich nicht weit in die Thäler hineingewagt, sondern sich unterhalb Trient am linken Ufer der Etsch aufgestellt. Hier verlegte er die Übergänge durch starke Verschanzungen und schlug eine Brücke über den Fluß, um sich im Notfalle die Möglichkeit des Rückzugs zu sichern. Als nun aber die endlosen Scharen der Kimbern aus dem Gebirge hervorbrachen, erfaßte die Römer von neuem der „kimbrische Schrecken". Denn diese Leute zeigten eine Kraft, Verwegenheit und Todesverachtung, gegen welche menschliche Waffen sowenig wie feindliche Naturgewalten etwas ausrichten zu können schienen. Die an Kälte gewöhnten Nordmänner ließen sich die halbnackten Leiber ruhig beschneien; auf den eisbedeckten Höhen setzten sie sich auf ihre Schilde und glitten lachend die jähen Abhänge hinunter, unbekümmert um gähnende Abgründe.

Als sie sich am Ufer des Flusses gelagert hatten, untersuchten sie das römische Bollwerk und die Beschaffenheit des Strombettes. Dann begannen sie wie Riesen Bäume zu entwurzeln, Felsstücke abzubrechen und alles in den Fluß zu werfen. Krachend schmetterten sie die schweren Gegenstände wider die Pfeiler der Brücke, daß der Bau in seinen Festen erbebte und wankte. Wie nun die Römer vollends sahen, daß die Kimbern anfingen, einen Damm in den Strom hineinzubauen, um sich einen Über=

gang zu schaffen, und daß das Wasser schon über die Ufer trat, da ergriff alle ein namenloses Entsetzen. Der wackere Feldherr bemerkte, daß hier kein Halten möglich war und daher schon viele ihr Bündel schnürten. Damit die Schmach der Flucht nicht das Vaterland, sondern nur ihn treffe, befahl er seinem Adlerträger, die Stange mit dem Adler aus der Erde zu ziehen, das Zeichen zum Aufbruch. Dann eilte er den ersten Flüchtlingen rasch voran und ritt vor ihnen her. Es sollte scheinen, als hätten die Soldaten nicht fliehend, sondern auf den Befehl des Feldherrn den Rückzug angetreten.

Einen schönen Zug altrömischer Tugend wollen wir hier nicht übergehen. Unter den ersten Fliehenden war auch der Sohn des Marcus Scaurus, eines vornehmen Römers von altem Schrot und Korn. Als der Vater hörte, daß sein Sohn auch von der allgemeinen Furcht angesteckt worden war und die schimpfliche Flucht geteilt hatte, sandte er ihm einen Boten mit einem Schreiben, das nur die Worte enthielt: Lieber wäre mir der Anblick deines Leichnams, wenn du in der Schlacht gefallen wärst, als ein Wiedersehen mit dir, da du mitschuldig bist an der schmachvollen Flucht. Wenn daher noch eine Spur von Scham in deinem Herzen lebt, so meide das Angesicht eines Vaters, den du entehrt hast. Diese Worte trafen den unglücklichen Jüngling so tief, daß er sich in sein eigenes Schwert stürzte.

In dem Bollwerk des Catulus jenseits der Etsch war eine römische Besatzung zurückgeblieben, wackere Helden, die an der allgemeinen Bestürzung nicht teilnahmen. Als die Kimbern die Schanze erstürmten, bezeigten sie den darin weilenden Römern ihre hohe Achtung, daß sie sich als beherzte Männer und Vaterlandsbeschützer bewährt hätten, und gewährten ihnen freien Abzug. Eine kleine, aber nicht unwichtige Begebenheit, die für die heldenhafte Gesinnung nicht nur der braven Soldaten, sondern auch der „wilden Barbaren“ ein ehrendes Zeugnis ablegt.

Durch jene Flucht war das Land nördlich vom Po alles Schutzes bar und wurde nun von den eindringenden Völkerwogen weit und breit überflutet. Catulus, dem es mit genauer Not gelang, wenigstens den größten Teil seines Heeres wieder zusammenzubringen, mußte sich auf das südliche Ufer des Po zurückziehen. Dies geschah zu der selben Zeit, als Marius die Teutonen bei Aquä Sextiä vernichtete, im Sommer des Jahres 102. Die Früchte seines Sieges wären für Rom verloren gewesen, hätten jetzt die Kimbern ohne Aufenthalt das eigentliche Italien angegriffen. Allein sie thaten es nicht. Sie hatten ja endlich, was sie suchten seit nahezu zwei Jahrzehnten: Land zum Wohnen, so reich und schön, wie sie

es sich nur wünschen konnten.*) Da nun der Winter auch nicht mehr fern war, so blieben sie in dem Lande, das ihnen so leichten Kaufes zu teil geworden war, um dort (in Venetien und der Lombardei), germanischer Sitte gemäß, den Winter hindurch zu rasten und, wenn es den Römern beliebte sie nicht weiter zu behelligen, dauernd in Frieden zu hausen. Wie wunderbar muß dem heimatlosen, unsteten Volke der Gedanke gewesen sein, nun ruhen zu dürfen von aller Mühsal der langen Wanderung! Wie mögen die Herzen aller dankbar zu den Göttern sich erhoben und fromme Opfer und Gelübde dargebracht haben! Und wie herrlich lebte es sich in der neuen Heimat, die ihnen die Götter geschenkt hatten! Da waren stattliche Häuser in Menge, warme Bäder, Speise und Trank in Fülle; die Einwohner mußten einen Teil ihres Grundbesitzes abtreten, scheinen aber sonst, wenn sie auch wohl zum Teil zu Hörigen oder Knechten wurden, nicht weiter gekränkt worden zu sein. Nach germanischer Weise wurden die Äcker zur Benutzung der einzelnen Sippen verteilt. Die Aldermänner der Geschlechter, die Fürsten und die Könige begannen ihre friedlichen Obliegenheiten auszuüben. Alles bereitete sich zu einem glücklichen, friedsamen Dasein. So lebte dort in Welschland ein deutsches Volk einen kurzen, aber schönen Traum. Fast möchte es scheinen, als habe die mitleidige Gottheit dieses schnell welkende Glück dem armen Volke vergönnt, um das furchtbar grausame Los, das ihm beschieden war, dadurch doch ein wenig zu versüßen.

Mittlerweile war Marius nach Rom berufen worden; einen Triumph lehnte er ab, solange noch Feinde auf vaterländischem Boden ständen, übernahm zum fünften Male das Konsulat und ließ schleunigst seine Soldaten aus Gallien nach Italien herüberkommen. Die siegreichen Kämpfer von Aquä Sextiä wurden, ohne die Hauptstadt zu sehen, sogleich nach dem Po geführt, um mit dem Heere des Catulus gemeinsam die Übergänge über den Strom zu hüten. Bald traf auch Marius bei den vereinigten Truppen ein, und im Frühling des Jahres 101 gab er den Befehl, den Po zu überschreiten. Fünfzigtausend Mann stark zogen die Römer unter der Anführung des Konsuls Marius und des Prokonsuls Catulus gegen die Kimbern zu Felde. Bis die feindlichen Heere sich trafen, verflossen mehrere Monate. Die Kimbern, die auf die Kunde vom Einfall der Römer ihre von der Wanderung her gewohnten kriegerischen Einrichtungen erneuert und sich mit Weibern und Kindern und der ganzen beweglichen Habe zusammengeschart hatten, stießen südöstlich von Vercellä (jetzt Vercelli) und den sogenannten raudischen Gefilden, unweit der Mündung der Sesia in den Po, auf die Feinde.

*) Die Tiguriner blieben auf den südlichen Vorhöhen der Alpen zurück, um im nächsten Jahre den Kimbern zu folgen.

Zunächst schickten die Kimbern Gesandte an Marius, für sich und „ihre Brüder“ gütliche Überlassung des besetzten Landes erbittend. Marius fragte, wer denn die „Brüder“ seien; und als die Gesandten antworteten: die Teutonen, erwiederte der Konsul mit grausamem Hohne: „Laßt diese Brüder nur aus dem Spiel! die haben ihr Land für alle Ewigkeit, dafür haben wir gesorgt.“ Bestürzt und zweifelnd standen die kimbrischen Boten, bis Marius etliche Fürsten der Teutonen in Ketten vorführen ließ. Kein Gewährsmann meldet, in welcher Stimmung die Gesandten nach Empfang einer solchen Schreckenskunde heimkehrten. Als das Volk die furchtbare Nachricht vernahm, rückte es sofort vor das römische Lager. Bojorix, der König der Kimbern, ritt mit wenigen Begleitern bis dicht an den Wall heran, verlangte den Feldherrn zu sprechen und forderte ihn nach germanischer Sitte auf, Tag und Ort zur Schlacht zu bestimmen. Marius fand die Aufforderung zwar seltsam, doch muß sie ihm nicht übel gefallen haben; kurz, er that den Kimbern den Willen und bestimmte zum Schlachttage den dritten Tag — den 30. Juli des Jahres 101 v. Chr. —, zur Walstatt die Ebene bei Vercellä, wo er von seiner weit überlegenen Reiterei vorteilhaften Gebrauch zu machen hoffte.

Am verabredeten Ort und zur bestimmten Zeit trafen die Heere aufeinander. Während das Fußvolk der Kimbern sich langsam zu einem ungeheuren, dicht gedrängten Keile ordnete, sprengten die Reiter stattlich vor, wie Plutarch nach einer gleichzeitigen Quelle erzählt, „mit Helmen auf dem Haupte, die wie seltsame Tierköpfe mit grauenhaft gähnenden Rachen geformt waren; darüber hohe Federbüsche; die Körper mit eisernen Ringpanzern und hellleuchtenden, weißen Schilden gedeckt; als Wurfgeschoß führten sie einen Speer mit doppelter Spitze; im Handgemenge bedienten sie sich langer, gewichtiger Schwerter.“ Eine Schilderung, die erkennen läßt, daß diese Deutschen während ihrer Wanderzeit mancherlei von den Kelten angenommen hatten. Die Helme, Panzer und Schwerter namentlich werden großenteils Beutestücke aus Gallien gewesen sein. Die tapfern Leute sollten einen über alles Erwarten schnellen Untergang finden. Denn bei dem starken Nebel, der am Morgen der Schlacht herrschte, oder, wie andere berichten, bei dem unermeßlichen Staub, der sich erhob, ward die kimbrische Reiterei ganz unerwartet in ein Handgemenge mit der viel stärkeren römischen verwickelt und von dieser auf das Fußvolk, das sich eben erst zum Kampfe ordnete, zurückgeworfen. Dieses geriet dadurch in eine unbeschreibliche Verwirrung. Dennoch hielten die wackern Helden stand, bis auch sie der südlichen Sommerhitze erlagen. Denn die glühende Julisonne war heraufgestiegen und stand jetzt klar und versengend den Kimbern gerade gegenüber am Himmel. Da erlagen die nordischen Riesen der Glut und dem Staube, ihr Atem ward kurz, der Schweiß strömte ihnen

vom Leibe, zum Schutz gegen die Sonnenstrahlen hielten sie sich die Schilde vor das Antlitz und machten sich so wehrlos gegen die Schwerter der Feinde.

Der größte und beste Teil der germanischen Streiter ward auf der Walstatt niedergehauen. Man erzählt, die Krieger der ersten Schlachtreihe hätten sich, um nicht auseinandergesprengt zu werden, mit langen, an den Gürteln befestigten Ketten miteinander zusammengebunden. Als aber die Sieger denen, die sich zur Flucht wandten, bis an die Wagenburg folgten, da boten sich ihren Augen tieferschütternde Auftritte dar, bei denen selbst die herzlosen Römer nicht unbewegt blieben. In schwarzen Gewändern standen die Frauen auf den Wagen und töteten die herankommenden Flüchtlinge, ihre eigenen Männer, Brüder oder Väter. Ihre unmündigen Kinder erwürgten sie mit eigenen Händen oder schleuderten sie unter die Räder der Wagen und die Hufe der Lasttiere; dann gaben sie sich selbst den Tod. Ein Weib fand man, wie berichtet wird, das sich an der Spitze der aufrecht gerichteten Wagendeichsel erhängt und sich seine Kinder mit Stricken an die Füße gebunden hatte, so daß die armen Würmchen tot wie die Mutter herabhingen. Die Männer aber knüpften sich, da es keine Bäume gab, mit den Hälsen an die Hörner der Stiere, oder sie stachelten die letzteren bis zur Raserei und warfen sich dann unter die Hufe der wütend dahinstürmenden Tiere. So wurden sie zu Tode gewürgt, geschleift oder zertreten. Trotz alledem wurden von den Römern über 60000 Gefangene gemacht; doppelt so viele sollen umgekommen sein. Unter den letzteren befand sich außer vielen andern edlen Fürsten der tapfere König Bojorix, der in der Schlacht gefallen war. Als alle Menschen schon tot oder gefangen waren, verteidigten noch die riesigen Hunde der Kimbern wütend die Wagen ihrer Herren, bis auch die treuen Tiere den römischen Schwertern erlagen.

Als die Tiguriner die furchtbare Kunde von der Niederlage ihrer Kampfgenossen erfuhren, zogen sie sich entmutigt in ihre Heimat zurück. Von der ganzen gewaltigen Masse der heimatlosen Völker, die dreizehn Jahre hindurch die Länder in Schrecken gesetzt und vergebens nach Land gesucht hatten, waren nur elende Reste übrig, die im Sklavenjoch römischer Herren seufzten; bei weitem die meisten hatten in der That nun für ewig „das Land gefunden“. Das Heldenvolk der Kimbern mit seinen stolzen Frauen und mutigen Kindern ruhte, ebenso wie seine teutonischen Brüder, fern von der Heimat in fremder Erde. Die erste frühe Woge der Völkerwanderung war vorüber gerauscht. Es war das erste, aber leider nicht das letzte Mal gewesen, daß Ströme deutschen Heldenblutes fruchtlos auf ausländischen Boden sich ergossen. Denn das Schicksal der Kimbern und Teutonen ist zwar ein schmerzlich ergreifendes Schauspiel und doch nur der erste Akt einer großen Tragödie, die wir die deutsche Völkerwanderung nennen.

Wie oben erzählt wurde, war ein kleiner Teil der Kimbern in der alten nordischen Heimat geblieben, der sich dort nachweislich noch bis zu Tacitus' Zeiten erhalten, späterhin aber unter den Jüten und Dänen verloren hat. Viele Jahre vergingen, ehe den Zurückgebliebenen das tragische Geschick ihrer Stammesbrüder bekannt wurde. Sie mögen wohl tiefe Trauer empfunden haben, aber auch Furcht. Denn ein solcher Untergang mußte ein göttliches Strafgericht sein, die Strafe für die Eigenmächtigkeit, mit der die Wanderer sich das Land ertrotzen wollten, das ihnen nicht bestimmt war. Dies Bewußtsein lastete schwer auf dem frommen Volke am Nordseestrande; es trachtete danach, den großen Götterfluch, der auch auf ihm lag, ehrlich zu sühnen. Endlich glaubten die wilden Männer mit den treuen Kinderherzen die richtige Sühne gefunden zu haben. Sie rüsteten etliche Gesandte aus und schickten sie nach Rom zum Kaiser Augustus, daß sie ihm den riesigen geweihten Kessel zum Geschenk brächten, über den einst die Ausziehenden das „Reisegelübde abgelegt hatten“, und ihn um Verzeihung bäten für das Unrecht, das vor hundert Jahren ihre Stammesbrüder dem römischen Volke zugefügt hätten. Der Kaiser nahm die Sühne an und schrieb den Empfang dieser Gesandtschaft mit besonderer Genugthuung unter seinen Großthaten auf, die nach seinem Tode auf ehernen Tafeln, künftigen Geschlechtern zur Bewunderung, eingegraben werden sollten.

2. Ariovist; Cäsar und die Germanen.

(Von 71 bis 53 v. Chr.)

Nach dem Untergang der Kimbern vergingen dreiundvierzig Jahre, bis römische und deutsche Waffen wieder zusammenschlugen. Während dieses Zeitraums hatte es sich unter den Völkern im Norden der Alpen mächtig geregt. Die Germanenwelt dehnte ihre beengten Glieder gewaltsam nach Westen und Süden aus. Überall mußten die Kelten, die noch rechts vom Rheine und links der Donau saßen, vor den starken Bedrängern weichen. Während zur Zeit der Kimbern und Teutonen kein deutscher Stamm den Rhein überschritten, schwerlich ihn erreicht hatte, finden wir kaum ein halbes Jahrhundert später nicht nur das ganze rechte Ufer des Stromes vom Knie bei Basel bis zur Mündung von Germanen besetzt; ja verschiedene Völker waren schon seit geraumer Zeit nach Gallien herübergekommen und hatten sich hier angesiedelt, so die Bataver im Rheindelta, die Wangionen am Donnersberg, die Nemeter um Speier, die Triboker in der Gegend von Straßburg (vgl. S. 21 f.). Und im Süden hatten suebische Stämme die keltischen Helvetier, die zur Kimbernzeit wahrscheinlich noch den Main erreichten, über die Donau getrieben und waren bis zum Bodensee vorgedrungen. Über die Ereignisse, die sich bei

diesen Wanderungen abspielten, wissen wir nichts. Erst wie die Römer unter Cäsar von Süden her die Eroberung Galliens beginnen und mit Germanen zusammenstoßen, fällt einiges Licht auch auf die unmittelbar vorhergehenden Begebenheiten.

Unter den keltischen Völkern, die in Gallien um das Übergewicht über die andern wetteiferten und einander eifersüchtig befehdeten, waren zu Anfang des ersten vorchristlichen Jahrhunderts die mächtigsten die Séquaner zwischen dem Schweizer Jura und dem Ararflusse (jetzt Saone) vom Oberrhein bis zur Rhone, ihre westlichen Nachbarn, die Äduer um Bibrakte (Autun) und die Arverner, von letzteren südlich, in der heutigen Auvergne. Um die verhaßten Äduer gründlich zu demütigen, faßten im Jahre 71 v. Chr. die verbündeten Sequaner und Arverner den unpatriotischen und höchst verhängnisvollen Entschluß, den durch seine Kriegstüchtigkeit schon bekannten germanischen Fürsten Ariovist herbeizurufen. Dieser wird bei Cäsar nur ganz unbestimmt „ein König der Germanen", anderwärts „ein suebischer König" genannt; welchen Stamm der Sueben er ursprünglich beherrschte und wo sein rechtsrheinisches Königreich lag, läßt sich nicht genauer sagen.*) Sicher ist nur, daß er der Aufforderung der Sequaner und Arverner ohne Zögern entsprach, zunächst nur mit 18 000 Mann über den Rhein zog und die Äduer besiegte. Da sich diese aber durchaus nicht sogleich ergaben, sondern, durch verbündete Stämme verstärkt, den Kampf erneuten, rief Ariovist neue Streiter herüber und schlug nun die Überzahl der Äduer und ihrer Bundesgenossen bei Admagetobriga im Jahre 61 so entscheidend aufs Haupt, daß die Äduer, die in der Schlacht den größten Teil ihres Adels verloren, sich den Sequanern unterwarfen, ihnen einen Teil ihres Landes abtraten, Geiseln stellten und schwuren, sie wollten den Siegern unverbrüchlichen Gehorsam leisten und nie bei den Römern, deren Freunde sie hießen, Schutz suchen. Nur ein edler Äduer, Divitiakus, schwur nicht mit, sondern flehte in Rom den Schutz des Senates an. Aber letzterer hatte keine Veranlassung die Bitte zu gewähren und erklärte sogar den germanischen König für einen Freund des römischen Volkes (im J. 59).

Ariovist glaubte hierin eine Verzichtleistung des Senates auf die noch nicht römischen Teile von Gallien zu erblicken. Deshalb beschloß er nicht wieder heimzukehren, sondern in dem herrlichen Lande sich ein neues Königreich zu gründen. Die Germanen fanden an der Fruchtbarkeit der gallischen Landschaft und an dem reichlichen Leben hierselbst erklärlicherweise Gefallen, und so folgten den ersten Kriegerscharen bald andre nach mit Weibern und Kindern, Knechten und Herden, um sich in dem wohl-

*) Wohl dem Elsaß gegenüber, im heutigen Baden.



angebauten Lande niederzulassen. Die Sequaner mußten in kurzem einsehen, daß sie sich in ihrem Schutzherrn eine schwere Geißel aufgebunden hatten; denn der siegreiche König nahm als Lohn für seine Waffenhülfe den dritten Teil des Sequanergebietes, des fruchtbarsten in ganz Gallien, in Besitz. Hier auf gallischem Boden — im obern Elsaß — gründete der kühne Mann ein deutsches Königreich.

Der Ruf des siegreichen Fürsten und des gesegneten Landes lockte indes immer und immer mehr Germanen über den Rhein; und als nun gar ein ganzer Volksstamm, die Haruder, — vierundzwanzigtausend Krieger zählend — ankam, forderte Ariovist, um den neuen Unterthanen Wohnsitze und Ackerland anweisen zu können, von den entsetzten Sequanern noch das zweite Drittel ihres Landes. Doch das war nicht der letzte Zweck des weitblickenden Königs: er dachte ernstlich daran, mit Hilfe der immer nachwandernden Stammgenossen — im Jahre 58 rechnete man deren in Gallien an 120,000 Kriegsmannen — das ganze Kernland der Kelten zu unterjochen und daselbst eine große, bleibende Herrschaft zu stiften. Er behandelte die Kelten als ein unterworfenes Volk, führte ein strenges Regiment ein, legte Besatzungen in die Städte, zwang viele Völkerschaften ihm Zins zu zahlen und ließ sich die Kinder der Vornehmsten als Geiseln zuführen. Und die großartigen Entwürfe, die in der Seele des genialen Mannes sich bewegten, wären unzweifelhaft zur Verwirklichung gelangt, wenn ihm nicht das Schicksal einen Mann entgegengestellt hätte, der größer war als er: einen Gajus Julius Cäsar.

Schon mochten die Römer mit Besorgnis auf den kraftvollen deutschen Fürsten blicken, der in so bedrohlicher Nähe mit der Sicherheit des geborenen Herrschers auftrat. Da kam noch ein Umstand hinzu, der rasches Einschreiten vonseiten des römischen Staates erheischte. Die Helvetier, von den Germanen aus den Gebieten nördlich des Oberrheins verdrängt, sahen sich in die schweizerischen Berge eingezwängt; das arme, rauhe Gebirgsland konnte die große Volksmasse nicht mehr ernähren; Übervölkerung und daraus folgender Mangel trieben zur Auswanderung. Da sie zudem der ewig erneuten Angriffe durch die Germanen müde waren, faßten sie den verzweifelten Entschluß, ihre enge Bergheimat freiwillig ihren Quälern zu überlassen und südlich oder westlich vom Jura fruchtbarere, geräumigere und wohnlichere Sitze zu erringen. Kleinere Stämme der östlichen Kelten schlossen sich ihnen an. Der Frühling des Jahres 58 v. Chr. wurde zur Ausführung des großen Unternehmens bestimmt. Dies aber bedeutete der römischen Republik eine ernste Gefahr. Es war mit Sicherheit vorauszusehen, daß die Landschaft zwischen Bodensee und Genfersee, sobald sie von den bisherigen Bewohnern entblößt war, von den nachrückenden Germanen gefüllt werden würde. Die gefürchteten Germanen wären dann unmittel-

bare Grenznachbarn des römischen Mutterlandes geworden. Der Wellenschlag der begonnenen Bewegung hätte sich zweifellos nach Norden hin fortsetzen müssen. Eine lawinenartig anwachsende Völkermasse wäre über den Rhein und die Alpen gedrückt worden, die dem Römerstaate unfehlbar den Untergang bereitet hätte. Das Glück der Römer stellte dem drohenden Wogenschwall wiederum, wie vor einem halben Jahrhundert, den rechten Mann entgegen. Es war im Frühling des Jahres 58 v. Chr. als Cäsar, der im Vorjahre Konsul gewesen war und sich die Statthalterschaft der Provinz Gallien für sein Prokonsulat hatte übertragen lassen, im narbonensischen Gallien eintraf. Er brachte zunächst nur eine Legion und die üblichen Hilfstruppen mit sich, die drei andern Legionen, die ihm unterstellt waren, standen noch im östlichen Oberitalien. Die Helvetier gedachten ihren Weg durch das Allobrogerland, das seit kurzem römisch war und zur Provinz gehörte, zu nehmen; gegen Ende März versammelte sich das ganze Volk am Ausfluß der Rhone aus dem Lacus Lemanus, gegenüber von Genf. Da traf Cäsar in dieser Stadt ein, die den Schlüssel zum Gebiet der Allobroger bildete. Gesandte der Helvetier, freien Durchzug durch die Provinz erbittend, erschienen vor dem Prokonsul. Allein dieser gedachte der Niederlage des Cassius Longinus, er hielt die Bittenden durch allerlei Ausflüchte eine Zeitlang hin, bis seine Streitmacht sich gesammelt hatte, sperrte durch einen in aller Stille aufgeführten Mauerwall den Zugang zum Allobrogerlande und wies dann das Gesuch entschieden ab.

Den Helvetiern blieb nur noch ein Weg übrig; er führte durch das Gebiet der befreundeten Sequaner, war aber eng und beschwerlich für eine Volksmasse von 368 000 Köpfen, ein Gebirgspaß, der zwischen dem Jura und der Rhone sich hinzog. Cäsar hatte die Gefahr erkannt, und inzwischen die drei Legionen aus Oberitalien an sich gezogen, und zwei neue ausgehoben, so daß er nun über eine Armee von 50 000 Mann verfügte. Zwar hatte er keinen Rechtsgrund den Helvetiern den Durchmarsch durch das Sequanerland zu verwehren, aber hier stand höheres auf dem Spiele als die Frage nach dem formalen Rechte. Das Wohl des ganzen römischen Staates erforderte ein rücksichtsloses Vorgehen. Er überschritt sofort die Rhone, erschien im Gebiet der Äduer und holte die Auswanderer ein, als sie gerade damit beschäftigt waren, über die Saone aus dem Lande der Sequaner in das der Äduer zu setzen. Ohne Zaudern griff er die, welche noch auf dem linken Ufer standen, an und vernichtete sie; dann überschritt er selbst in vierundzwanzig Stunden mit seinem ganzen Heere den Fluß, ein Werk, mit dem die Helvetier in zwanzig Tagen nicht fertig geworden waren. Letztere wandten sich nach Norden, in der Hoffnung, hierhin werde Cäsar sie nicht zu verfolgen wagen. Aber sie hatten sich getäuscht. Fünfzehn Tage lang marschierten die Römer im Abstand von etwa einer deutschen Meile hinter ihnen

her. Endlich schienen sie der Sache müde zu sein; in der Nähe der Äduerstadt Bibrakte (Autun) schwenkte Cäsar ab, um sich dieses wichtigen Orts zu bemächtigen. Die Helvetier hielten die Schwenkung für Flucht, griffen nun ihrerseits an und — wurden geschlagen. Völlig erschöpft, von ihren bisherigen Freunden verlassen, mußten sie um Frieden bitten und erhielten ihn unter ziemlich milden Bedingungen. Sie mußten in ihr verlassenes Land zurückkehren, wo sie nun hinreichenden Raum fanden, denn von den Ausgezogenen kam kaum der dritte Teil wieder. Das Helvetiergebiet wurde der römischen Provinz einverleibt; die Einwohner aber behandelte Cäsar als Bundesgenossen gegen die Zusicherung, daß sie den Oberrhein, der ihr Land im Norden begrenzte, gegen die Germanen hüteten. So beugte der kluge Staatsmann in dieser Gegend dem Vordringen der gefährlichen Feinde vor. Und das gleiche gelang seiner Feldherrnkunst am Mittelrhein, im heutigen Elsaß.

Die Schlacht bei Bibrakte hatte in den Galliern die Hoffnung erweckt, daß Rom sie von der germanischen Zwingherrschaft lösen könne. Sie mußten zwar voraussehen, daß, wenn dies geschähe, sie nur den Herrn wechseln, keineswegs ihre Selbständigkeit wiedergewinnen würden; allein im Vergleich mit dem Joche des Ariovist erschien den meisten wohl die römische Oberhoheit als das kleinere Übel. Kurz, eine große Anzahl von Fürsten und Volksführern aus den Staaten Mittelgalliens erschien vor dem Sieger um ihm Glück zu wünschen zur Überwindung ihrer eigenen Stammesbrüder, und der Äduer Divitiakus, der einzige, der im Jahre 61 den Sequanern und ihrem Schutzherrn nicht den Unterthaneneid geleistet hatte, flehte als Wortführer Cäsar an, Gallien vor der ferneren Unbill Ariovists zu schützen; andernfalls müßten alle Gallier dasselbe thun, was die Helvetier versucht hätten, Haus und Hof verlassen und fern von den Germanen eine neue Heimat suchen.

Nichts konnte dem Römer willkommener sein als dieses Gesuch, wodurch die Schutzflehenden ihm gleichsam die „Herrschaft über ihr Land als Gastgeschenk zu Füßen legten“. Er selbst giebt in seinen „Denkwürdigkeiten“ die Gründe an, die ihn veranlaßten, die Bitten der Gallier zu erhören. Das Verhältnis zu den Äduern, „die so oft Brüder und Gastfreunde vom römischen Senate genannt worden und nun Knechte und Unterthanen der Germanen seien, was ihm für ein so mächtiges Volk wie die Römer höchst schimpflich erschien,“ diente ihm nur als Vorwand, um gegen Ariovist einzuschreiten; sein eigentlicher Beweggrund ist in folgenden Worten ausgedrückt: „Daß sich die Germanen allmählich daran gewöhnen, den Rhein zu überschreiten und in Masse nach Gallien zu kommen, darin erblickte Cäsar eine Gefahr für das römische Volk; denn wenn diese wilden Barbaren erst Gallien erobert hätten, würden sie, wie er voraussah, gleich

den Kimbern und Teutonen die Provinz angreifen und in Italien einzudringen versuchen; dem aber meinte er möglichst früh vorbeugen zu müssen." Er hieß daher die Äduer die weitere Zahlung des vertragsmäßigen Tributes an Ariovist einstellen und ihre Geiseln zurückfordern, und als der Germanenkönig die Säumigen zum Gehorsam bringen wollte und ihre Forderung mit stolzem Hohne zurückwies, benutzte dies Cäsar als Vorwand, um als Beschützer der „Freunde des römischen Staates" aufzutreten und mit Ariovist unmittelbare Unterhandlungen anzuknüpfen.

Wie die römischen Machthaber mit Fürsten „befreundeter" Völker zu reden gewohnt waren, so nahm auch Cäsar hier das Wort. Er ließ dem Könige sagen, er habe mit ihm wichtige Dinge zu besprechen, Ariovist möge daher behufs einer Unterredung an dem und dem Tage zu ihm kommen. Aber die Antwort des Germanen schlug einen ganz andern Ton an, als die hoffärtigen Römer von ihren unterwürfigen Schützlingen sonst zu hören pflegten. Der deutsche Feldherr antwortete dem römischen „im Vollgefühl ebenbürtigen Rechtes" und zugleich mit unwiderleglicher Logik: „Wenn ich etwas von Cäsar brauchte, würde ich zu ihm kommen; wenn er etwas von mir will, muß er sich zu mir bequemen. Dorthin zu kommen, wo Cäsar steht, kann ich außerdem ohne Heer nicht wagen; mit dem Heer aber ist es wegen der Schwierigkeit der Verpflegung unmöglich. Übrigens begreife ich nicht, was Cäsar und das römische Volk überhaupt in meinem Gallien, das ich mir mit dem Schwert erobert habe, zu suchen haben."

Durch eine zweite Gesandtschaft beschwerte sich Cäsar darüber, daß Ariovist sich für die ihm unter seinem Konsulat zuteil gewordene Ehre — nämlich für den Namen „Freund" und Anerkennung seiner Königswürde — so wenig dankbar erweise, und stellte folgende Forderungen: er solle fortan keine Germanen mehr über den Rhein rufen, die Geiseln der Äduer zurückgeben, den Sequanern gestatten, daß sie die ihrigen ebenfalls den Äduern wieder zustellten, und den letzteren künftighin keinerlei Unbill zufügen, auch weder mit ihnen noch mit den Verbündeten Krieg anfangen. Entspräche Ariovist diesen Forderungen, so werde er (Cäsar) und das römische Volk ihm allezeit friedlich gewogen bleiben; wo nicht, so sehe sich Cäsar genötigt, die Äduer als Freunde des römischen Volkes in seinen Schutz zu nehmen.

Die deutsche Antwort, die Cäsar mit anerkennenswerter Wahrheitsliebe uns überliefert hat, lautete folgendermaßen: „Der Sieger kann mit dem Besiegten nach seiner Willkür schalten; das ist Kriegsrecht, und auch die Römer kümmern sich um keines Dritten Vorschrift, wenn sie ihr Recht gegen Überwundene ausüben. Was dem einen recht ist, das ist dem andern billig. Ich mache den Römern keine Vorschriften, darum sollen sie mir auch mein Recht nicht verkümmern. Die Äduer haben das Kriegsglück

versucht und sind in ehrlichem Kampfe von mir geschlagen und zinspflichtig gemacht worden. Will mir nun Cäsar meine Einkünfte schmälern, so thut er sehr unrecht daran. Die Geiseln werde ich den Äduern nicht zurückgeben, sie aber auch nicht ohne Grund mit Krieg überziehen, solange sie ihrer Schuldigkeit nachkommen und den bedungenen Zins zahlen. Thun sie das nicht, so wird ihnen die Brüderschaft mit den Römern verzweifelt wenig helfen. Cäsars Drohung, er werde sich der Äduer annehmen, habe ich mit Gemütsruhe angehört; dem Ariovist hat bis jetzt wenigstens noch kein Gegner stand gehalten. Cäsar mag kommen, wenn er Lust hat; er wird bald merken, was meine Germanen, die seit vierzehn Jahren unter kein Dach gekommen sind, vermögen."

Gerade als Cäsar diesen stolzen Bescheid erhielt, trafen Gesandte von den Äduern und Treverern bei ihm ein. Jene beklagten sich, daß die germanischen Haruder ihr Gebiet verheerten; die Treverer aber brachten die Nachricht, daß ungeheure Scharen der Sueben unter der Anführung zweier Brüder, Nasua und Kimber, am rechten Rheinufer sich gelagert hätten, um den Strom zu überschreiten. Diese Kunde erschreckte den Feldherrn tief, und er beschloß, eine Entscheidung herbeizuführen, ehe die neue Suebenschar sich mit Ariovists alter Heeresmacht vereinigte. So rückte er denn, mit der Schnelligkeit, die er in allen seinen Unternehmungen an den Tag legte, in großen Eilmärschen nach dem Standort des Germanenkönigs vor. Dieser hatte sich eben mit seinem ganzen Heere auf den Weg gemacht, um sich der größten Stadt der Sequaner, Besontio am Dubis (Besançon am Doubs) zu bemächtigen, die gewaltige Kriegsvorräte barg und durch ihre natürliche Lage eine fast uneinnehmbare Festung war; aber Cäsar hörte von seinem Vorhaben, drängte seine Legionen zu rastloser Eile und kam den Deutschen glücklich zuvor. Er nahm alle Vorräte in Beschlag und legte eine Besatzung in die für den Verlauf des Krieges hochwichtige Stadt. Ariovist scheint durch die Kunde von diesem Vorgang veranlaßt worden zu sein, sich nach dem Rheine hin zurückzuziehen, um die angekündigten Verstärkungen aus der Heimat zu erwarten.

In Besontio war es, wo die Einwohner und reisende Kaufleute den römischen Soldaten so grauenhafte Schilderungen von der Riesengröße, der beispiellosen Tapferkeit und Waffengeübtheit der Deutschen entwarfen, daß ein unbeschreiblicher Schrecken sich aller Soldaten und besonders der Offiziere bemächtigte, bei dem Gedanken, sich mit solchen fürchterlichen Menschen Mann gegen Mann messen zu müssen, deren trotzige Mienen und funkelnde Blicke schon nicht zu ertragen sein sollten. „Auch in Cäsars Lager schien die tiefgesunkene römische Sitten- und Kriegszucht sich geltend machen und Desertion und Meuterei hervorrufen zu wollen." Mit beißendem Spott und einer Anwandlung launigen Humors hat Cäsar in seinen Denkwürdig-

keiten die allgemeine Verzagtheit beschrieben. „Alles geriet in fieberhafte Bewegung. Die Furcht zeigte sich zuerst bei den jüngeren Offizieren und anderen, die, ohne gerade viel vom Kriegshandwerk zu verstehen, sich Cäsar nur aus Anhänglichkeit angeschlossen hatten. Diese suchten unter verschiedenen Vorwänden bei Cäsar um Urlaub nach und verzogen sich. Nur wenige blieben da, weil sie sich schämten, für Feiglinge zu gelten. Sie konnten aber weder ihre Mienen beherrschen, noch die Thränen ganz zurückhalten. So saßen sie in ihren Zelten und klagten entweder einsam über ihr Geschick oder jammerten mit guten Freunden über die gemeinsame Not. Überall im Lager wurden Testamente gemacht. Diese Furcht steckte allmählich auch die altgedienten Soldaten und bewährten Hauptleute an. Einige von diesen brachten, um den Verdacht der Feigheit zu vermeiden, allerlei thörichte Reden vor: sie fürchteten sich keineswegs vor den Feinden, aber wohl vor den beschwerlichen Wegen und ausgedehnten Wäldern, die zu passieren seien; oder: sie besorgten, die regelmäßige Verpflegung der Truppen werde große Schwierigkeiten haben. Einige bemerkten sogar Cäsar gegenüber, die Soldaten würden aus Furcht den Gehorsam aufkündigen, wenn er das Zeichen zum Abmarsch geben werde."

Aber die unrühmliche Stimmung erlitt einen völligen Umschwung, als der große Feldherr mit derben Worten und der ruhigsten Haltung den Verzagten ihre Anmaßung und Thorheit vorhielt. Und wie er vollends seine meisterliche Rede mit der Versicherung schloß, er werde schon in der nächsten Nacht aufbrechen und, wenn sonst niemand folge, allein mit der zehnten Legion — die ihn nicht verlassen werde und seine Leibwache werden solle — dem Feinde entgegenziehen, da ward plötzlich alles von Mut und Kampfbegier ergriffen. Die zehnte Legion ließ ihm durch ihre Obersten danken, daß er sie so vor allen ausgezeichnet habe, und ihm ihre Kampfbereitschaft versichern; die übrigen wetteiferten in dem Bemühen, gleiches Lob zu verdienen.

Cäsar benutzte die allgemeine Begeisterung und brach schon vor Tagesanbruch auf. Auf Wegen, die Divitiakus erkundet hatte, führte er im siebentägigen, fast ununterbrochenen Marsch sein ganzes Heer von Vesontio, wahrscheinlich durch die Niederung zwischen dem südlichen Wasgau und dem nördlichen Jura, nach dem Elsaß hinein bis in die Gegend, wo jetzt Mülhausen liegt. Hier stieß er — etwa zwei Wegstunden vom Rhein entfernt — auf den Feind. Ariovist schien überrascht und wünschte Zeit zu gewinnen, bis die Verstärkungen über den Strom anlangten. Darum schickte er nun seinerseits Gesandte an Cäsar, die ihm melden sollten, da er nun einmal ins Land gekommen sei, stehe einer Unterredung kein Hindernis mehr im Wege. Cäsar ging darauf ein und nahm zu der Zusammenkunft seine treue zehnte Legion, die er auf gallische Reitpferde steigen ließ,

als Leibwache mit. Ein Hügel, der sich in der Ebene erhob, diente als Ort der Unterredung, zu welchem auch Ariovist eine Reiterschar mitbrachte. Die beiderseitigen Begleitstruppen machten zweihundert Schritt vor dem Hügel halt, allein ritten die Feldherrn vor und begannen zu Pferde ihre Zwiesprache. Der Römer wiederholte seine Forderungen: Ariovist solle die Äduer und deren Verbündete nicht mehr bekriegen, ihnen ihre Geiseln zurückgeben und, wenn er durchaus seine Germanen nicht wieder in die alte Heimat zurückschicken könne, doch wenigstens von jetzt an keine mehr über den Rhein kommen lassen. Hierauf erwiderte Ariovist etwa folgendes: „Nicht aus eignem Antrieb bin ich über den Rhein gezogen, sondern gebeten und eingeladen von den Galliern. Nur Hoffnung auf hohen Lohn vermochte mich aus der lieben Heimat fortzulocken. Meine Wohnsitze hier im Lande sind mir von den Galliern selbst eingeräumt, die Geiseln freiwillig gestellt worden. Den Zins fordere ich nach Kriegsrecht, als Sieger von den Besiegten. Nicht ich habe den Kampf erneuert, sondern die Gallier. Alle ihre Stämme rückten gegen mich an, und ich habe sie alle in einer Schlacht besiegt. Wollen sie 's noch einmal versuchen, wohlan, ich bin bereit! Wollen sie Frieden halten, auch gut! Dann aber ist es billig, daß sie weiter zinsen, wie sie bisher gethan haben. Die Freundschaft des römischen Volkes sollte mir doch, meine ich, zu Schutz und Ehre, nicht aber zum Nachteil gereichen. Wenigstens habe ich mich in dieser Hoffnung darum beworben. Wollen aber die Römer Abgaben erlassen, die mir gehören, und mir Leute abspenstig machen, die meine Untergebenen sind, so verzichte ich gern auf solche Freundschaft. Es ist wahr, ich habe eine große Menge Germanen diesseits des Rheins angesiedelt und will es auch fürder thun, aber nicht um Krieg anzufangen, sondern mich unter lauter Feinden hinlänglich beschützen zu können. Ich bin früher nach Gallien gekommen als das römische Volk. Was also willst du hier? Was hast du für ein Recht in mein Gebiet einzufallen, da es mir doch niemals beigekommen ist, die Grenze eurer Provinz zu überschreiten? Wenn du da von eurer Freundschaft mit den Äduern redest und von der Verpflichtung, sie zu schützen, so ist das nur Flunkerei. Ich bin kein solcher Barbar und nicht so völlig unkundig der Verhältnisse, daß ich nicht wüßte, wie Äduer und Römer in früheren Kämpfen einander niemals Hilfe geleistet haben. Ich fürchte, Cäsar, deine Freundschaft ist erheuchelt, und du hast dein Heer nur hierher gebracht, um mich zu vernichten. Ziehe hinweg aus diesem Lande, oder ich werde in dir nicht mehr einen Freund, sondern einen Feind erblicken. Noch eines wisse: wenn ich dich töten wollte, so würde ich damit vielen Großen und Machthabern in Rom den größten Gefallen thun; sie haben mir deswegen schon öfter Boten geschickt; durch deinen Tod könnte ich mir den Dank und die Freundschaft aller verdienen. Aber ich will es nicht. Hebe dich

fort aus meinem Reiche und überlaß mir Gallien! Dann werde ich dir zu jedem Gegendienst bereit sein und mit meinen tapfern Mannen alle Kriege, die du geführt wissen willst, zu Ende bringen, ohne daß du dich einer Mühe oder Gefahr auszusetzen brauchst."

Es war im Grunde die alte Forderung der Kimbern und Teutonen: Überlassung von Land, und die alte Anerbietung: Waffendienst. Aber wie viel selbstbewußter trat Ariovist auf als jene! wie klar und klug abgewogen wußte er die Worte zu setzen! welch eine genaue Kenntnis der römischen inneren Verhältnisse bewies seine Rede! Doch Cäsar handelte als ein Römer im besten Sinne des Wortes. Nicht einen Augenblick vermochte ihn die Enthüllung über niederträchtige Umtriebe seiner Widersacher in Rom, noch die Verheißung Ariovists, ihm in allen Kämpfen seines Lebens treulich beizustehen, in der Erkenntnis dessen wankend zu machen, was er als Vertreter des Staates, als Sohn des Vaterlandes zu thun hatte. Er brach das Gespräch ab, verwarf die Vorschläge des Königs und bestand auf seinen alten Forderungen. So verlief die Unterredung ergebnislos. Die deutschen Reiter ließen sich zu Spottreden und Neckereien gegen die Reiter Cäsars hinreißen. Daß, wie Cäsar glauben machen will, Ariovist einen Mordüberfall geplant habe, ist gänzlich unwahrscheinlich und unerwiesen, würde auch zu der sonstigen Handlungsweise des herrischen, rücksichtslosen, aber unzweifelhaft ehrlichen und hochherzigen Mannes durchaus nicht stimmen.

Natürlich beutete der Römer den „Hochmut und die Anmaßung der Barbaren", sowie den angeblichen Mordplan für seine Zwecke aus und wußte durch kluggefärbte Darstellung des Vorfalles sein Heer zum frischesten Mut und der größten Kampflust zu entflammen. Ariovist bot nochmalige Unterhandlung an; als aber Cäsar ablehnte und nur zwei Boten ohne Gesandtenvollmacht ins germanische Lager schickte, ließ der König, in der Meinung, sie kämen als Spione, dieselben in Ketten werfen. So war die Entscheidung durch blutigen Kampf unvermeidbar geworden. Auch hierbei zeigte Ariovist eine der kimbrischen Kriegskunst weit überlegene Klugheit und ein Geschick, das in Erstaunen setzt. Durch einen unvermuteten, mit meisterhafter Schnelligkeit ausgeführten Flankenmarsch wußte er sich den Römern in den Rücken zu legen und sein Lager so aufzuschlagen, daß er ihnen alle Zufuhr abschnitt und dadurch den großen Feldherrn in nicht geringe Verlegenheit brachte.

Vergebens versuchte Cäsar sich aus seiner üblen Lage durch eine Schlacht zu befreien. Fünf Tage hintereinander bot er dem Feinde den Kampf an. Aber der umsichtige deutsche Fürst, den nur die Verblendung einen rohen Barbaren schelten kann*), hielt seine Krieger, die mit Un-

*) Verstand er doch sogar die gallische Sprache und wußte sich ihrer selbst mit völliger Sicherheit zu bedienen.



gestüm losbrechen wollten, unbeirrt durch ihr Murren zurück, indem er sich auf die Aussagen der weisen Frauen stützte, die vor dem Neumond keinen Sieg verhießen. Nur kleine Reitergefechte fanden statt, wobei die merkwürdige gemischte Aufstellung, von der oben S. 88 berichtet worden ist, den Römern zum ersten male bekannt ward. Cäsar wußte sich nicht anders zu helfen, als dadurch, daß er trotz seiner weit geringern Truppenzahl die Bewegung des Feindes nachahmte. Um seine Verbindung mit Vesontio wieder zu gewinnen, ließ er zwei Legionen am deutschen Lager vorüberziehen und ein zweites, kleineres Lager im Rücken des Feindes aufschlagen, während er mit der Hauptmacht — vier Legionen — im alten Lager zurückblieb.

Am folgenden Morgen zogen auf Cäsars Befehl aus beiden Lagern die Truppen heraus, aber Ariovist rührte sich nicht. Erst als um Mittag die Römer in ihr Lager zurückkehrten, entsandte er einen Teil seines Heeres zum Sturme auf das kleine Lager. Sehr hartnäckig war der Kampf, es galt ja, den Römern wiederum die Zufuhr abzuschneiden; auf beiden Seiten waren die Verluste gleich schwer. Aber der Sturm wurde doch abgeschlagen, am Abend führte Ariovist die Seinen in die Wagenburg zurück. Dieser wenn auch geringe Erfolg ermutigte die Römer von neuem, und Cäsar suchte deshalb, solange die Begeisterung frisch war, die Entscheidung zu erzwingen. Am nächsten Tage führte er sein gesamtes Heer aus beiden Lagern heraus und rückte mit den Kerntruppen in dreifacher Schlachtordnung bis dicht vor das Angesicht der Feinde. Da endlich zogen auch die Deutschen mit allen ihren Scharen aus ihrem Lager hervor und stellten sich nach heimischer Sitte nach Stämmen — innerhalb derselben nach Gauen und Sippen — auf. Es werden uns außer dem unbestimmten Suebennamen noch die Haruder, Markomannen, Triboker, Wangionen, Nemeter und Sedusier genannt. Man sieht, aus wie verschiedenen Gegenden der Name des Ariovist und die Fruchtbarkeit Galliens die kühnen Abenteurer mit Weib und Kind herbeigelockt hatte. Ihre Wagen und Karren führten sie hinter dem Schlachtkeil quer in einer langen Reihe auf, um sich jede Hoffnung auf Flucht abzuschneiden und ihre Lieben als Zeugen ihrer Tapferkeit in nächster Nähe zu haben. Auf den Wagen standen mit aufgelösten Haaren und gerungenen Händen die germanischen Frauen, welche die in den Kampf ziehenden Männer unter Thränen beschworen, sie nicht in die Knechtschaft der Römer fallen zu lassen.

Cäsar selbst begann auf dem rechten Flügel die Schlacht. Die schweren Wurfspieße konnten die Römer nicht abschleudern, so plötzlich und ungestüm stürzten die Deutschen vor. Man ließ also die Speere fallen und kämpfte mit den Schwertern. Dicht geschlossen, gleich einer Mauer, stürmte der germanische Schlachtkeil an, die großen Schilde deckten die vordern

Kämpfer. Aber die Römer sprengten die Mauer, indem sie einzeln auf die Feinde lossprangen, die Schilde herabrissen und von oben herunter die Schwerter in die entblößten Leiber stießen. Während dadurch der linke Flügel der Deutschen ins Wanken geriet, drang der rechte siegreich vor und warf die Römer zurück. In dieser schwierigen Lage brachte die Geistesgegenwart des jungen Publius Crassus, der die seitwärts haltende römische Reiterei befehligte, Hilfe. Da dieser einen freieren Überblick über den Gang der Schlacht hatte, als die, welche unmittelbar im Gefechte standen, erkannte er die Gefahr und befahl eigenmächtig, daß die dritte Schlachtreihe, die starke Reserve der Veteranen, zur Unterstützung des bedrängten Flügels vorrückte. Nun war die Schlacht für die Germanen, die über keinen Rückhalt verfügten, sondern ihre ganze Kraft beim ersten Stoße eingesetzt hatten, verloren. Nach verzweifelter Gegenwehr und furchtbaren Verlusten wandte sich alles zur Flucht, dem Rheine zu. Die meisten wurden von den Verfolgern niedergehauen; nur wenigen, besonders Kräftigen, gelang es, über den Strom zu schwimmen, einige retteten sich in vorgefundenen Kähnen. Unter ihnen befand sich auch der verwundete König. Ein am Ufer angebundenes kleines Fahrzeug entzog ihn den nachsetzenden Reitern der Römer. Es war das erste Mal, daß römische Soldaten die grünen Wellen des herrlichen Stromes erblickten! Die beiden Frauen Ariovists*) kamen in der allgemeinen Auflösung ums Leben, vielleicht durch eigne Hand; von zwei Töchtern ward die eine auf der Flucht getötet, die andere gefangen. Über den unglücklichen König selbst hören wir nichts mehr; wahrscheinlich erlag er bald nach dem Zusammensturz seines Glückes seinen Wunden.

Nicht ohne Mitgefühl können wir das tragische Ende des bedeutenden Mannes betrachten. Hätte das Schicksal ihm nicht gerade den allergrößten Sohn Roms entgegengestellt, vielleicht strahlte sein Name in der Weltgeschichte in gleichem Glanze wie der Armins. So aber erscheint er als ein wunderbares Meteor, dessen Spur mit seinem Erlöschen völlig verschwindet. Mit Einsetzung aller Kraft hatte sein großer Gegner in dieser seiner ersten Germanenschlacht mit ihm um den herrlichen Preis — das Land Gallien — gerungen und hatte den Sieg behalten. Eine Thatsache von weltgeschichtlicher Bedeutung; denn für ein halbes Jahrtausend war der Rhein die Grenze des römischen Reiches gegen die Deutschen geworden. (58 v. Chr.). Mit sicherem Blicke hatte Cäsar in den Germanen den ebenbürtigen Feind der griechisch-römischen Welt erkannt. Er war der Begründer jenes großartigen Verteidigungs- und Angriffssystems, welches

*) Der äußerst seltene Fall von Vielweiberei erklärt sich aus politischen Gründen. Nur die eine Frau war suebischen Stammes, also eine Deutsche; die andere, die dem Könige nach Gallien durch ihren Bruder, den norischen König Vokkio, zugesandt war, eine Keltin.

die Reichsgrenze durch Ströme und künstliche Wälle schützte, die nächsten Barbarenstämme längs der Grenze zur Abwehr der entfernteren kolonisierte, das römische Heer durch geworbene Leute aus Feindesland stärkte und erneuerte, und so „der hellenisch-italischen Kultur die nötige Frist gewann, um den Westen ebenso zu civilisieren, wie der Osten bereits von ihr civilisiert war.“ (Mommsen.)

Die am rechten Rheinufer stehenden Suebengaue gingen auf die Kunde von der Schlacht auseinander und verloren sich in ihre heimischen Gegenden. Das linksrheinische Land aber nahm Cäsar für die Römer in Besitz. Die hier schon vor Ariovist ansässigen Germanenstämme der Wangionen, Triboker und Nemeter verschonte er klüglich; sie versprachen, wenn sie sich glimpflich behandelt sahen, tüchtigere Grenzwächter und treuere Unterthanen zu werden als die kraftlosen und unzuverlässigen Kelten.

In den folgenden Jahren vollendete Cäsar die Unterwerfung Galliens. Da das Schwerste bereits gethan war, so hatte er eigentlich nur das Gewonnene zum sichern Besitz zu machen. Nur einzelne tapfere Völkerschaften bereiteten Mühe, und der große Aufstand des Vercingetorix setzte im siebenten Jahre des Kriegs noch einmal alles Erworbene aufs Spiel. Der große Römer blieb überall Sieger. Unsre Aufgabe ist es nicht, seine Kämpfe mit keltischen Stämmen hier wieder zu erzählen; nur die Zusammenstöße der Römer mit Germanen erregen hier unser Interesse. Schon im nächstfolgenden Jahre (57 v. Chr.) fand ein solcher Zusammenstoß statt. Cäsar hatte mehrere belgische Völkerschaften unterworfen und die tapfersten unter ihnen, die Nervier, welche sich germanischer Abkunft rühmten und zwischen Somme, Schelde, Rhein und dem Meer saßen, durch grauenvolle Niedermetzelung vernichtet. Die schon früher erwähnten Aduatuker, die Nachkommen jener 6000 Kimbern und Teutonen, die beim Rheinübergang als Wächter des überflüssigen Gepäckes zurückgelassen waren, sich allmählich unter schweren Kämpfen ins Belgierland durchgeschlagen und hier in der Gegend des heutigen Namur endlich eine bleibende Stätte gefunden hatten, die Aduatuker also waren Verbündete der unglücklichen Nervier. Als sie jetzt, schon auf dem Anzuge begriffen, von dem entsetzlichen Ausgang jener heldenmütigen Völkerschaft hörten, kehrten sie um, verließen alle ihre Dörfer und Höfe und brachten — nach germanischer Sitte — alle ihre Habe in eine von der Natur vortrefflich befestigte Ortschaft zusammen, die nach einigen „auf dem Berge Falhize an der Maas, gegenüber der Stadt Huy“, nach andern auf dem Punkte, wo jetzt die Citadelle von Namur steht, gelegen war. Auf allen Seiten mit starken Felswänden umgeben, hatte sie nur einen schmalen, sanft ansteigenden Zugang, den die Aduatuker durch eine hohe doppelte Mauer befestigt hatten. Gegen sie wandte sich jetzt Cäsar.

Anfangs machten sie häufig Ausfälle und maßen sich in kleinen Treffen mit den Römern. Aber Cäsar ließ sie durch einen mächtigen Wall fest einschließen, wodurch sie genötigt waren, sich ruhig in der „Stadt“ zu halten. Mit Verwunderung sahen sie zu, wie die Feinde weit von ihrer Mauer entfernt einen großen Turm aufrichteten. Endlich fingen sie an zu lachen und höhnisch zu fragen, wozu die große Maschine in solcher Entfernung gebaut würde; mit was für Kräften so winzige Kerlchen ein so schweres Ding heranzuschaffen gedächten. Als sie aber bemerkten, wie plötzlich der Turm sich heranbewegte, erschraken sie heftig, schickten Friedensboten an Cäsar und erklärten, sie wollten sich mit all ihrer Habe ergeben, denn mit einem Volke, das offenbar mit überirdischen Mächten im Bunde stehe, wagten sie keinen Kampf. Nur eine Bitte fügten sie hinzu: Cäsar möge sie nicht ihrer Waffen berauben, weil sie dann, von lauter Feinden umgeben, diesen rettungslos preisgegeben seien. Cäsar erwiderte, er wolle sie verschonen, wenn sie sich sofort ergäben, ehe der erste Sturmbock ihre Mauer berührt hätte; doch unter keiner andern Bedingung, als daß sie die Waffen auslieferten. Das bedrängte Volk versprach die Bedingung zu erfüllen, und wirklich ward eine so große Menge Waffen von der Mauer in den Graben geworfen, daß der Haufe fast die Höhe der Mauer erreichte. Dennoch hatte man, wie sich später herausstellte, etwa ein Drittel des ganzen Vorrates verheimlicht und in der Stadt zurückbehalten. Darauf öffneten die Aduatuker die Thore und hielten diesen Tag über auch Frieden.

Am Abend ließ Cäsar die Thore schließen und befahl den Soldaten, den Ort zu verlassen. Er traute dem Frieden wohl nicht recht; und was nun geschah, rechtfertigte sein Mißtrauen. Nach Mitternacht machten die verblendeten Leute, mit eiligst angefertigten Schilden aus Baumrinden oder Rutengeflecht, mit Tierfellen überzogen, in aller Stille einen Ausfall aus ihrem Zufluchtsort, vielleicht nur, um im Dunkel der Nacht zu entkommen; denn Cäsars Verfahren gegen die Nervier mußte sie für ihre eigne Zukunft besorgt machen. Aber ehe sie sichs versahen, brannten bei den Römern die Signalfeuer, alles stürmte aus den umliegenden Schanzen zusammen, und ein hitziger Kampf entspann sich. Die Aduatuker kämpften ihrer Ahnen würdig. Cäsar selbst giebt ihnen das Zeugnis, daß sie gethan hätten, was wackre Helden, die ihre letzte und einzige Hoffnung auf ihre Tapferkeit gesetzt haben, auf dem ungünstigsten Boden nur thun können. Nach einem Verlust von 4000 Mann wurden sie in den Ringwall zurückgetrieben. Am nächsten Tage ließ Cäsar die Thore einschlagen; in dumpfer Verzweiflung leisteten die unglücklichen Bewohner keinen, auch nicht den geringsten Widerstand. Die Rache des Siegers für den gebrochenen Frieden war furchtbar: auf Cäsars Befehl wurden sämtliche Aduatuker — 53000 an der Zahl — zum besten des römischen Staatsschatzes als Sklaven versteigert. So

ereilte (57 v. Chr.) die beklagenswerten Menschen ein nicht minder grausames Schicksal, als ihre Stammesgenossen vor vierundvierzig Jahren auf den raudischen Gefilden getroffen hatte.

Schon ehe Cäsar nach Gallien gekommen wor, hatten — im Jahre 59 v. Chr. — die am rechten Ufer des Mittelrheins hausenden Germanenstämme der Usipeter nnd Tenkterer, der fortwährenden Belästigungen durch die angrenzenden Sueben müde, ihre Wohnsitze verlassen, um weiter stromabwärts sich ruhigere zu suchen. Sie hatten auch wirklich die keltischen Menapier am rechten Ufer verdrängt und sich dort einstweilen festgesetzt. In Masse über den Fluß zu setzen, dazu fehlte es den Germanen an Fahrzeugen; alle Versuche hinüberzukommen scheiterten an der Wachsamkeit der Menapier. Aber im Spätjahr 56 glückte es ihnen durch eine List. Sie stellten sich, als wollten sie in ihre frühere Heimat zurückkehren und zogen drei Tage lang landeinwärts. Fröhlich kamen die leichtgläubigen Menapier herüber und quartierten sich in ihre alten Dörfer wieder ein. Doch die listigen Feinde kehrten plötzlich wieder um, legten die drei Tagereisen in scharfem Ritt in einer Nacht zurück und überfielen unvermutet die nichtsahnenden Menapier. Sie hieben sie nieder, bemächtigten sich ihrer Fahrzeuge, fuhren über den Strom, ehe die überrheinischen Menapier eine Kunde von dem Überfall erhielten, nisteten sich in deren Höfen und Dörfern ein und schmausten den Winter über von ihren Vorräten.

Cäsar fürchtete den Eindruck, den die Nachricht von diesen Vorgängen auf die schwachen, wankelmütigen Gallier machen könnte, und beschloß, unter keiner Bedingung zu dulden, daß sich von neuem Germanen in seinem Gallien festsetzten. Noch lagerten die Usipeter und Tenkterer zwar am äußersten Nordwesten (in der Gegend von Nymwegen und Kleve); aber ihre Zahl — mit Einschluß der Weiber und Kinder an 430 000 Köpfe! — war beängstigend, und schon kamen, wie Cäsar hörte, Aufforderungen von gallischen Stämmen an die Eindringlinge, vom Rheine weiter ins Innere hereinzudringen; man werde ihnen allen möglichen Vorschub leisten. Dadurch dreist gemacht, dehnten die Germanen bereits ihre Streifzüge bis über die Maas in das Gebiet der Eburonen und Kondrusen aus. Früher als gewöhnlich kam daher Cäsar im Frühling 55 wieder nach Gallien und erschien plötzlich in der Nähe der Einwanderer. Sie verlangten nicht nach Kampf und schickten deshalb Gesandte an den römischen Statthalter, die also sprachen: „Wir beabsichtigen gar nicht, die Römer anzugreifen; werden wir aber angegriffen, so werden sie uns zum Kampfe bereit finden; denn uralte Germanensitte ist es, einen angreifenden Feind nicht mit guten Worten, sondern mit guten Hieben zu empfangen. Wisset, ihr Römer: nicht aus freier Wahl sind wir ins Land gedrungen, sondern als Heimat-

lose, selbst vertrieben aus unserm Vaterlande. Wollt ihr euch mit uns vertragen, so können wir euch sehr nützlich werden. Weiset uns Ländereien an oder laßt uns die schon eroberten! Dann wollen wir euch treue Waffendienste thun. Es giebt niemand auf Erden, der unsern Waffen widerstehen kann, außer den Sueben; aber mit denen können's nicht einmal die Götter aufnehmen." Der Feldherr antwortete, von Freundschaft könne keine Rede sein, solange sie in solcher Menge in Gallien weilten; er wolle aber die Ubier (die damals noch am rechten Rheinufer wohnten) ersuchen, sie bei sich aufzunehmen; dann könnten sie diesen gegen die Angriffe der Sueben beistehen. Die Boten versprachen ihm am dritten Tage die Antwort ihres Fürsten zu überbringen; bis dahin baten sie ihn, nicht weiter vorzugehen. Cäsar band sich indes durch kein Versprechen, sondern rückte dichter an die Grenzen des Germanengebietes heran. Da erschienen zum zweitenmale Boten mit der Bitte, keinen Angriff zu unternehmen; sie wollten zu den Ubiern schicken; bänden sich diese durch einen Eid, Cäsars Vorschläge anzunehmen, so wollten sie nach Cäsars Willen thun. Der Feldherr antwortete ausweichend, verbot aber seiner vorausziehenden Reiterei, die Feinde anzugreifen.

Nun geschah es, daß die deutschen Reiter, obwohl die römische Reiterei ihnen an Anzahl mehr als sechsmal überlegen war, doch einen plötzlichen Angriff auf letztere ausführten und sie nicht ohne empfindlichen Verlust in die Flucht schlugen. Wahrscheinlich hatten die Römer, auf ihre Überzahl pochend, die Germanen durch Spottreden und höhnische Gebärden erbittert. Cäsar aber hatte schon längst Verdacht geschöpft, die Germanen sännen auf Verrat, und da er den üblen Eindruck der erlittenen Schlappe auf die germanischen und gallischen Hilfstruppen in seinem Heere fürchtete, so beschloß er grauenhafte Rache. Und dabei setzte er in seiner herzlosen Kälte nicht nur alle Menschlichkeit, sondern selbst das altheilige, von allen Nationen anerkannte Völkerrecht aus den Augen. Seine Rache war keine tapfere Mannesthat, sondern ein scheußlicher Mord. Wir lassen ihn selbst die dunkelste That seines Lebens erzählen; auch durch das Bemühen, den Germanen alle Schuld in die Schuhe zu schieben, gelingt es ihm nicht, den bösen Flecken zu tilgen, den diese That auf seinen ruhmvollen Namen wirft. Er berichtet folgendermaßen:

„Am andern Morgen stellten sich die Fürsten und Ältesten der Germanen in ihrer alten treulosen und heuchlerischen Weise (!) im Lager ein, angeblich um sich zu rechtfertigen, daß man den Waffenstillstand gebrochen hätte, in Wahrheit, um durch Lug und Trug einen neuen Waffenstillstand zu erlangen. Cäsar war hoch erfreut, daß sie ihm so in den Wurf kamen, und ließ sie ohne weiteres festnehmen (!) Er selbst rückte mit seinem ganzen Heere aus dem Lager, stellte aber die Reiterei in die Nachhut.„

Die Germanen wußten ihre Fürsten und Aldermänner im römischen Lager, unter dem Schutze des Völkerrechts; sie waren deshalb nicht im mindesten unruhig. Da sahen sie plötzlich die ganze römische Streitmacht anrücken. Namenlose Bestürzung ergriff alle. „Alles brach über sie herein: unser rasches Erscheinen, die Entfernung ihrer Anführer, die Unmöglichkeit einen Rat zu fassen und sich zum Kampfe zu rüsten. So wußten sie in ihrem Schrecken nicht, was besser sei, gegen uns vorzurücken, sich in der Wagenburg zu verteidigen oder ihr Heil in der Flucht zu suchen. Während sie in ihrer Angst ratlos durcheinanderliefen und verzweifelte Wehrufe ausstießen, stürmten schon unsere Soldaten das Lager. Etliche Feinde, die noch rasch ihre Waffen ergreifen konnten, setzten sich zur Wehr und fochten zwischen den Karren. Die übrige Menge, meist Kinder und Frauen, — denn sie waren mit allem Volk ausgezogen und über den Rhein gekommen —, begann in wilder Flucht sich zu zerstreuen. Zu ihrer Verfolgung entsandte Cäsar seine Reiterei. Als die Männer bei der Wagenburg das Wehgeschrei hinter sich vernahmen und sahen, wie die Ihrigen niedergemetzelt wurden, warfen sie die Waffen fort, verließen ihre Kriegszeichen und stürzten ebenfalls von dannen. So ging die Menschenhetze bis zum Zusammenfluß der Maas und des westlichen Rheinarmes. Hier fand sie ihr Ende. Die meisten wurden niedergehauen; die übrigen, schon halbtot vor Schrecken und Ermattung, stürzten sich in den Fluß und fanden in den Wellen ihren Tod. Darauf zogen sich die Unsrigen, ohne auch nur einen Mann verloren zu haben (!), ins Lager zurück."

So der Bericht des Menschenschlächters selbst: kein Wort der Reue oder nur des Bedauerns, daß die Not zu solcher That gezwungen, mildert den widerlichen Eindruck. Wahrlich, wenn auch die Mörder, unter deren Dolchen der stolze Imperator später fiel, blöde Thoren, überspannte Phantasten und neidische Wichte waren, die gräßliche Ermordung zweier ganzer Volksstämme, die er kalten Blutes beging und kalten Blutes der Nachwelt erzählte, muß seinen jähen Tod als eine kaum hinreichende Sühne für solchen Frevel gegen göttliches und menschliches Recht erscheinen lassen. Selbst in Rom erfuhr Cäsars Thun schweren, öffentlichen Tadel; ja der ehrliche Cato stellte sogar den Antrag an den Senat, man solle Cäsar den Germanen ausliefern, um den Zorn der Götter von Stadt und Heer abzuwenden.

Von den viermal Hunderttausenden der verratenen Völker retteten sich nur einige Reitergeschwader, die auf Streifzügen fern gewesen waren, und wenige Flüchtlinge über den Rhein zu den Sugambern. Cäsar ließ die Auslieferung der Entronnenen verlangen. Aber die biedern Deutschen weigerten sich dessen und gaben die stolze Antwort, am Rhein ende der Römer Herrschaft, jenseits des Stromes habe kein Römer etwas zu befehlen oder zu verlangen.

Nach der Beendigung dieses glücklichen, aber unrühmlichen „Krieges“, der weit eher den Namen eines Massenmordes verdient, hielt der gallische Statthalter es für zweckmäßig den Rhein zu überschreiten, um den Germanen, die so leicht bei der Hand waren nach Gallien herüberzukommen, auch einmal wegen ihres heimischen Landes einige Besorgnis einzuflößen, indem er ihnen zeigte, daß auch die Römer die Macht und den Mut hätten, über den Strom zu setzen. Auch hatten die Ubier, damals die südlichen Nachbarn der Sugambern, mehr als alle andren Germanen der römischen Kultur zuneigend, mit Cäsar Freundschaft geschlossen und ihn um Unterstützung gebeten gegen die von Südosten her sie bedrängenden „Sueben“, d. h. in diesem Fall wohl die Chatten.

Binnen zehn Tagen ließ der Feldherr zwischen Koblenz und Andernach eine starke Pfahlbrücke über den Strom schlagen, für damalige Hilfsmittel ein bewundernswertes Meisterwerk, das der große Baumeister selbst in seinen Denkwürdigkeiten mit sichtlichem Behagen ausführlich beschrieben hat. Zum erstenmal betrat (im Jahre 55 v. Chr.) ein römisches Heer den überrheinischen Boden.

Mit Staunen hatten die anwohnenden Germanen den gewaltigen Bau entstehen sehen. Manche Völkerschaften schickten Friedensboten. Die trotzigen Sugambern aber zogen sich mit all ihrer beweglichen Habe und den aufgenommenen Usipetern und Tenkterern aus ihrem Wohnland in die dahinter liegenden, endlosen Urwälder zurück. Die Römer blieben zunächst etliche Tage in dem verlassenen Gebiet, zündeten alle Höfe und Dörfer an und vernichteten die Ernte; dann wandte sich Cäsar zu den Ubiern, um durch diesen Besuch sie zu ermutigen und den andern Germanen eine heilsame Furcht einzuflößen. Obwohl er die Sueben (genauer die Chatten) nicht angreifen konnte, weil sie ganz das Gleiche wie die Sugambern gethan hatten, so war doch der Zweck des Rheinübergangs erreicht. Nach achtzehntägigem Aufenthalt auf deutscher Erde kehrte Cäsar nach Gallien zurück und ließ die Brücke abbrechen. Wenn er selbst freilich von einer „Züchtigung“ der Sugambern spricht, so ist dabei zu bedenken, daß letztere diese Züchtigung gewiß viel weniger schwer empfanden als Cäsar meinte. Die Ernte war allerdings dahin, aber sie lieferte ja ohnehin keinen Hauptteil der Nahrung, und der Schaden war durch Raub rasch zu ersetzen; und die leichten Holzhäuser der Germanen waren bald wieder aufgebaut; der schützende Wald, der das Volk vor den Römern behütete, gewährte auch Holz im Überfluß, um an Stelle der verbrannten Gehöfte neue zu errichten.*)

In demselben Jahre führte der kühne Römer sein Heer auch nach

*) Vgl. das auf S. 85 Gesagte.



Britannien hinüber, um die dortigen Kelten von weiterer Verbindung mit den gallischen abzuschrecken, und im Jahre 54 wiederholte er den Einfall. Nach schweren Kämpfen konnte er die Insel als „unterworfen“ ansehen, nahm Geiseln und die Zusicherung eines Tributes und kehrte nach Gallien zurück. Wenn auch die Unterwerfung fraglicher Art war, so hatte Cäsar doch auch hier seinen Zweck erreicht und den Schrecken des römischen Namens über den Kanal getragen. Die gallischen Eroberungen waren jetzt nach der britannischen Seite ebenso wie nach der germanischen gesichert.

Der Winter von 54 auf 53 brachte den Römern einen empfindlichen Verlust und zwar durch ein Volk, das zuallererst den Germanennamen getragen hatte, durch die Eburonen, Schutzverwandte der Treverer (vgl. S. 19). Sie waren die ersten Deutschen gewesen, die — ein einzelner losgetrennter Splitter der Nation — schon, wie es scheint, in der zweiten Hälfte des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts den Rhein überschritten und sich unter den belgischen Völkern an der untern Maas in der Gegend von Aduatuka (dem heutigen Tongern) niedergelassen hatten. Wegen ihrer germanischen Herkunft erheischen sie unsere Teilnahme, obwohl sie sicher im Lauf der Zeit sehr viel von ihrer deutschen Art verloren und ihrer Sitte und Sprache nach fast zu Kelten geworden waren. In den belgischen Landschaften überwinterten zu der bezeichneten Zeit sechs römische Legionen, fast das ganze Heer Cäsars, und zwar in verschiedenen ziemlich weit voneinander entfernten Standlagern. Das größte derselben befand sich in geringer Entfernung vom Hauptorte der Eburonen unter dem Oberbefehl der Legaten Titurius Sabinus und Aurunculejus Cotta. Listig verlockten nun die Eburonenfürsten Ambiorix und Katuwolkus den leichtgläubigen Sabinus, trotz der Warnungen Cottas, das Lager zu verlassen. Kaum aber waren die Römer eine halbe Meile in einem engen Thal dahingeschritten, als sie von den Eburonen von allen Seiten umzingelt, überfallen und samt ihren Befehlshabern niedergemetzelt wurden. Dieser Erfolg steigerte die Gärung unter den den Römern feindlichen Galliern gewaltig, so daß an verschiedenen Punkten der Aufstand losbrach.

Die Eburonen wußten ihren Erfolg trefflich auszunutzen; die Menapier und die Überreste der Nervier und Aduatuker, die jenem allgemeinen Verderben entronnen und von wütendem Haß gegen die Römer entflammt waren, schlossen sich ihnen ohne Zögern an. Die Empörung griff reißend schnell um sich. Ein Schwarm von 60000 Mann rückte vor das im nervischen Gau gelegene Römerlager des Quintus Cicero. Dieser aber leistete verzweifelten Widerstand, bis Cäsar selbst herbeieilte und die Aufständischen blutig aufs Haupt schlug. Der eine Schlag genügte, um die zwar tapfern, aber wenig ausdauernden Kelten von der Fortsetzung ihres gemeinsam begonnenen Unternehmens zurückzuschrecken. Doch gärte es im stillen bei

ihnen fort. Gegen Ende des Winters erschien Cäsar, um überall die noch glimmenden Funken zu ersticken. Er selbst züchtigte die Nervier, Senonen (auf beiden Seiten der Seine, in der Gegend von Agedinkum, jetzt Sens), Karnuten (um Cenabum, jetzt Orleans) und Menapier; gegen die Treverer (in der Gegend von Trier), die auf germanische Hilfe hofften, sandte er den Titus Labienus. Überall entschied der Erfolg für die Römer. Die den Treverern zu Hilfe ziehenden überrheinischen Völker kamen zu spät und kehrten um.

Jetzt hielt Cäsar es für angemessen, sein Heer ein zweites Mal über den Rhein zu führen, damit die Deutschen von künftigen Einmischungen in gallische Verhältnisse womöglich für immer abgeschreckt würden. Etwas weiter aufwärts als das erste Mal überschritt er wieder auf einer Brücke den deutschen Strom. Das Unternehmen war auch diesmal ziemlich ergebnislos; denn die Sueben d. h. die Chatten zogen sich wiederum in ihre Urwälder zurück und warteten dort an einem allgemeinen Waffenplatz ruhig, ob die Römer so toll sein würden, die pfadlose Wildnis zu betreten. Aber davor hütete sich Cäsar wohl. Vergebens versuchte er, die „Waldleute“ zum Hervorkommen zu zwingen, indem er durch die Ubier alle Feldfrüchte und sonstigen Vorräte, die zu finden waren, mit Beschlag belegte. Er mußte schließlich für die Seinen selbst Nahrungsmangel befürchten und zog nach Gallien zurück. Die Brücke brach er nicht ganz ab, sondern ließ den Teil, der ans linke Stromufer stieß, stehen und legte in den Brückenturm und die Verschanzungen daneben eine Besatzung, um den Schein zu erwecken, als wolle er bald wiederkommen.

Die aufständischen Gallier waren sämtlich bestraft, nur die Eburonen noch nicht. Aber Cäsar hatte sie nicht vergessen. Seit jenem Unglückstag bei Aduatuka trug der Feldherr das Trauergewand, das er nicht eher abzulegen geschworen hatte, als bis er die Ermordung seiner Soldaten fürchterlich gerächt hätte. Jetzt war die Zeit der Rache gekommen. „Rat- und thatlos saßen die Eburonen in ihren Hütten und sahen zu, wie ein Nachbargau nach dem andern den Römern sich unterwarf, bis die römische Reiterei vom Treverergebiet aus durch die Ardennen in ihr Land einrückte.“ So wenig erwartete man einen Angriff, daß der Fürst Ambiorix fast in seinem eigenen Hause von den Feinden ergriffen worden wäre. Sein Gefolge opferte sich hochherzig für den Herrn auf; während es die andringenden Römer aufhielt, konnte Ambiorix in den nahen Wald flüchten und entrann dem Tode; denn den Fliehenden deckten die Wälder. Der greise Katuwolkus aber mochte nicht fliehen; er sprach einen feierlichen Fluch über Ambiorix aus und vergiftete sich. Seinem Beispiele folgten viele der Edlen. Denn an Entkommen war kaum noch zu denken. Cäsar erklärte die Eburonen für vogelfrei und lud die Nachbarvölker ein, die Ge-

ächteten zu hetzen und ihr Land zu plündern. Es fanden sich nur allzu viele, die dieses schmachvolle Geschäft übernahmen. Eine Menschenjagd ohne gleichen begann, wobei „der Jäger mehr waren als des Wildes". Nur ganz wenige, unter ihnen der Hauptschuldige an dem ganzen Unglück, Ambiorix, entflohen über den Rhein dem Gemetzel.

Fast wäre übrigens die Einladung zu dieser greulichen Jagd, die Cäsar an alle, welche dazu Lust spürten, erlassen hatte, dem blutigen Festgeber selbst übel bekommen. Von jenseit des Rheines war eine verwegene Schar sugambrischer Reiter herübergekommen, die reiche Beute zu machen hofften. Aber bald ließen sie von der Plünderung der unglücklichen Eburonen ab, als sie merkten, sie könnten einen viel besseren Fang thun. Sie überfielen nämlich ganz unvermutet das römische Lager, wohin das Heer alle Habe und Beute zusammengebracht hatte. Der oben erwähnte Legat Quintus Cicero hatte den größten Teil seiner Streitkräfte auf die nächsten Getreidefelder ausgesandt; da erschienen die Sugambern vor dem Hauptthore des Lagers. Der Schrecken und das Grauen vor dem Schicksal des Sabinus und Cotta erfüllte die Römer darin, die meist aus Kranken und Troßknechten bestanden, mit dem Mut der Verzweiflung. Sie wehrten die Germanen tapfer ab, bis die ausgeschickten Truppen zurückkehrten. Bei ihrer Annäherung und der Kunde, daß der Oberfeldherr anrücke, ließen die Sugambern vom Sturme ab und wichen in den Wald zurück. So wurde das Lager, die Mannschaft und der Schatz gerettet.

Es klingt fast unglaublich, daß bei dem großen Aufstande des Helden Vercingetorix im nächsten Jahre die Eburonen, welche völlig vernichtet schienen, noch einmal dreitausend Mann gegen die verhaßten Römer ins Feld gestellt hätten. Und doch muß es so gewesen sein, denn der Fortsetzer von Cäsars Denkwürdigkeiten berichtet mit Genugthuung, daß sein großer Gebieter nun auf einem zweiten Vernichtungszug das gefährliche Volk von Grund aus vom Erdboden vertilgt habe. Ihr Land wurde in eine Wüste ohne Menschen, Tiere und Wohnplätze verwandelt.

Die Kraft der Gallier war gänzlich erschöpft; das ganze Land vom Biskaischen Meer bis zum Rhein gehorchte dem Sieger. Die links vom Rhein sitzenden Germanen waren römische Unterthanen geworden; ihre waffenfähige Mannschaft diente, wegen ihrer Tapferkeit hochgeschätzt, als Reiterei in dem Heere des Eroberers. Sie haben ihn in den Kampf mit Pompejus begleitet und ihm den Sieg bei Pharsalus erfochten. Ja selbst in den afrikanischen Kämpfen zwischen Cäsar und seinem früheren Legaten Labienus haben Deutsche gestritten. Dort erregten die in heldenmütigem Kampf Gefallenen noch nach dem Tode die Bewunderung der Überwinder. „Da lagen die riesigen, wohlgebauten Leiber in ihrem Blute über die Ebene zerstreut." Und als der Imperator alle seine Gegner aufs Haupt ge-

schlagen hatte und die Zügel der Weltherrschaft in seiner Hand hielt, da vertraute er seine persönliche Sicherheit Leuten aus dem Volke an, dessen unvergleichliche Tapferkeit und Treue er kennen gelernt hatte, und schuf sich eine germanische Leibwache, ein Beispiel, das Augustus und die folgenden Kaiser mit gutem Grunde nachgeahmt haben.

Indem Cäsar den Germanen den Weg nach dem Westen verlegte und sie zwang in ihrem wenig freundlichen Lande sich genügen zu lassen, hat er die Lebenszeit des römischen Reiches um Jahrhunderte verlängert, aber er hat auch, ohne es zu wollen, dem deutschen Volke eine Wohlthat aufgezwungen, die wir nicht gering schätzen sollen: die Germanen waren nun genötigt, mit harter Mühe ihr wildes Land urbar zu machen, sich mit wenigem zu begnügen, ein entbehrungsreiches Dasein zu führen. Dies alles aber hat ihre urwüchsige, frische Tüchtigkeit an Leib und Seele erhalten helfen, die in dem reichen Gallien unzweifelhaft frühe gewelkt wäre. Und an den Germanen, die schon vor Cäsars Zeit den großen Strom überschritten haben, ersehen wir unschwer, daß das eigentümlich germanische Volkstum der übermächtigen römischen Kultur noch kein so entschiedenes Gegengewicht zu bieten hatte, um nicht durch sie geschädigt, ja schließlich ausgerottet zu werden. So ist Cäsar, gewiß sehr wider seinen Willen, ein Retter deutscher Art und Nation geworden. —

3. Die Feldzüge des Drusus und Tiberius in Deutschland.

(Von 12 v. Chr. bis 6 n. Chr.)

Der erste, der Cäsars Beispiele folgend den Rhein überschritt, war **Marcus Vipsanius Agrippa**, der bekannte treffliche Feldherr des Oktavian, des nachmaligen Kaisers Augustus. Agrippa sah sich veranlaßt, den drohenden „Sueben“ entgegenzutreten, welche wieder einmal die **Ubier**, die treuen Römerfreunde, beunruhigten. Er gestattete letzteren, auf das linke Stromufer herüberzukommen und sich hier anzusiedeln (37 v. Chr.), wo sie die späterhin unter dem Namen **Köln** so berühmt gewordene „Stadt der Ubier“ gründeten, die noch öfter zu erwähnen sein wird. Die Chatten fluteten zuerst in die leer gewordenen alten Wohnsitze der Ausgewanderten; als ihnen aber hier angesonnen wurde, Roms Untergebene zu werden, mißfiel ihnen dies höchlichst, und sie zogen sich lieber wieder östlich landeinwärts in die alte Freiheit. Seitdem herrschte, von unbedeutenden Streifereien nach Gallien abgesehen, Ruhe an der germanischen Westgrenze. Augustus fand die nötige Frist, um Gallien eine abgerundete militärische Organisation zu geben. Später benannte man die östlichen Striche Galliens bis zum Rhein mit dem hochtrabenden Namen „Provinz Germanien“ und teilte diese ein in Germania superior oder prima (oberes oder erstes

Germanien) und in Germania inferior oder secunda (unteres oder zweites Germanien); jenes war der südliche Teil und reichte von Helvetien bis unterhalb Koblenz, etwa bis Andernach (Antunnacum); letzteres erstreckte sich von da bis an den Ocean. Von deutschen Stämmen wohnten dort die Wangionen, Triboker und Nemeter, hier die neu angesiedelten Ubier und die Tungern um Aduatuka, beinah unbegreiflicherweise, aber, wie es scheint, mit Recht als die Nachkommen der doch zweimal von Cäsar ausgerotteten Eburonen bezeichnet. Das rechtsrheinische, unbezwungene Deutschland, nach welchem die Blicke des Augustus begehrlich ausschauten, nannte man zum Unterschied von der Provinz: Großgermanien (Germania magna).

Es ist schon früher erwähnt worden, daß zum Schutz der Rheingrenze beständig acht Legionen d. h. gegen 80000 Mann in Standlagern verweilten, bereit, die immer unruhigen Germanen von Einfällen in das römische Gebiet abzuwehren. Damit nun diese bedeutenden Streitkräfte schnell nach dem gerade bedrohten Punkt befördert werden könnten, legten die Römer zwischen den Standlagern, die zum Teil später zu wichtigen Städten emporblühten, treffliche Heerstraßen an und befestigten auch die alten Keltenstädte nach römischem System. Wie notwendig solche Maßregeln waren, zeigte sich nach einigen Jahren der Ruhe. Die kühnen Sugambern, an die sich die mittlerweile wieder zu unverächtlichen Völkern angewachsenen, rechtsrheinischen Tenkterer und Usipeter angeschlossen hatten, fielen im Jahre 16 v. Chr. verheerend in Untergermanien ein. Der Statthalter dieser Provinz, Marcus Lollius mit Namen, war ein Mann „stets mehr bedacht Geld zusammenzuscharren als redlich zu handeln und, obwohl immer bemüht, seine Lasterhaftigkeit zu verhüllen, durch und durch lasterhaft.“ Er hatte, wie es scheint, die Sugambern durch Tributforderungen erbittert, sie hatten seine Sendlinge erschlagen und kamen nun um Rache zu nehmen. Es gelang ihnen vollständig. Denn sie lockten zuerst die römische Reiterei in einen Hinterhalt und schlugen sie in die Flucht, und als sie bei der Verfolgung auf die Legion des Lollius selbst stießen, besiegten sie auch diese, erbeuteten sogar ihren Adler und trieben den flüchtigen Feldherrn mit großen Verlusten in sein Lager zurück. Diese unter dem Namen clades Lolliana (Niederlage des Lollius) bekannte Schlappe der Römer war so empfindlich, daß der Kaiser Augustus selbst in die Provinz geeilt kam. Doch fand er keine Gelegenheit zu Kriegsthaten, da die Deutschen bei seiner Annäherung in ihre Heimat zurückkehrten, um Frieden baten und Geiseln stellten. Augustus fand aber in der Provinz so vielerlei zu ordnen und zu bessern, daß er drei Jahre dort blieb, um die Schäden zu heilen, die das Land durch gewissenlose Statthalter und die Einfälle der Deutschen erlitten hatte. Den Ubiern erwies er zum Lohn für ihre Treue die Auszeichnung, daß er ihrer Stadt das italische Bürgerrecht verlieh.

Der Kaiser, der Cäsars Erbe angetreten hatte und seinen Namen führte, fühlte sich auch berufen, Cäsars Werk zu vollenden. Der Gedanke an seinen großen Adoptivvater war es, der ihn zu dem Versuche trieb, auch das überrheinische Deutschland zur römischen Provinz zu machen. Zunächst aber verschob er die Verwirklichung dieses Planes noch und begann die Unterwerfung der rätischen und keltischen Völkerstämme, die zwischen den Alpen und der Donau saßen. Denn sich der Alpenpässe zu bemächtigen, die einst den Kimbern den Weg nach Italien geöffnet hatten, war eine Lebensforderung für das römische Reich. So entsandte er denn schon im Jahre 15 v. Chr. seine beiden Stiefsöhne, die Brüder Tiberius und Drusus, ab, damit sie das Land unterwürfen. Da diese Männer auch für die deutsche Geschichte der nun folgenden Jahre von höchster Bedeutung sind, verlohnt es sich wohl, sie etwas näher kennen zu lernen.

Drusus, mit seinem vollen Namen Claudius Nero Drusus Cäsar, der Liebling seines kaiserlichen Stiefvaters und des ganzen römischen Volkes, war ein Jüngling von seltener Schönheit, eine herrliche Heldengestalt, sittenrein, hochbegabt an Leib und Geist, von bestrickender Anmut im Umgange, gleich geschickt für die Werke des Krieges wie für die Künste des Friedens, thatkräftig und besonnen, ruhmbegierig und leutselig, seit Cäsar Roms größter Feldherr und Germaniens gefährlichster Feind. Sehr unähnlich war ihm sein älterer Bruder Tiberius Claudius Nero Cäsar, gewöhnlich Tiberius genannt. Zwar hatte auch ihn die Natur mit hohen Vorzügen des Körpers und Geistes, vor allem mit dem schärfsten, durchdringendsten Verstande ausgestattet, aber er war ohne Liebe, mißtrauisch, verschlossen, kalt berechnend, darum auch durchaus keine Liebe erweckend und infolge des klaren Bewußtseins dieses seines Mangels verbittert und voll Mißgunst gegen glücklichere Naturen. Von zwei Seiten her drangen die Brüder in die nördlichen Alpenländer vor: Tiberius zog durch das obere Rheinthal, setzte über den Bodensee und fiel den Vindelikern in den Rücken, deren Gebiet östlich bis an den Inn reichte. Drusus dagegen ging die Etsch aufwärts, drang vom Brennerpaß her in das Innthal und Tirol ein und überwand die Räter, die südlichen Nachbarn der Vindeliker. Darauf wurde auch, wohl durch Vertrag, das Gebiet der Taurisker dem Römerreiche einverleibt. Diese glänzenden Erfolge rückten die Grenze des Reiches von den Alpen bis zur oberen Donau vor (15 v. Chr.). Die Länder am rechten Ufer der mittleren und unteren Donau, Pannonien und Mösien, hatte Augustus schon in den Jahren 35 und 29 v. Chr. unterworfen. Großartige Straßen und stark befestigte Städte*) sicherten

*) Unter den Römerstädten ragten bald hervor die schon zu Tacitus' Zeit „höchst glänzende" Kolonie Augusta Vindelicorum (Augsburg), Regina Castra (Regensburg) und Batava Castra (Passau) in Vindelicien; Brigantium (Bregenz), Campo-

die neuen Provinzen, durch zahlreiche Kolonisten wurde die Einwohnerschaft schnell und gründlich romanisiert.

Durch die Eroberungen des Drusus und Tiberius waren die Germanen von Süden her eingeschlossen; es galt nun auch im Westen die Reichsmarken weiter vorzuschieben, statt des Rheines die Elbe zum Grenzstrom zu machen. Die raschen und leichten Erfolge über die Donauvölker mochten jetzt mehr als je zur Ausführung dieses Planes verführen. Aber wenn Augustus wähnte, die Germanen mit gleicher Schnelle und Leichtigkeit zu Unterthanen des Reiches zu machen, so täuschte er sich. Hier, in Deutschland, war nicht nur die ganze Gegend und Bodenbeschaffenheit dem Gelingen des Unternehmens widrig; hier lebte auch ein Menschengeschlecht von ganz andrer Kraft und Frische, als jene Räter und Vindeliker.

Ein Anlaß zur Verwirklichung von Augustus Lieblingsplan fand sich bald. Zu Anfang des Jahres 12 v. Chr. kamen wieder einmal die Sugambern, von Tenkterern und Usipetern verstärkt, über den Rhein und plünderten unter einem Fürsten Melo die benachbarten gallischen Ländereien. Der Kaiser, dessen Anwesenheit in Rom nötig war, hatte den Oberbefehl über das durch neue Legionen vermehrte Heer dem kaum fünfundzwanzigjährigen Drusus übertragen. Die römischen Steuern lasteten schwer auf den gallischen Völkern; mit dem größten Unwillen aber ertrugen die linksrheinischen Germanen die ungewohnte Bedrückung. Sie gedachten wieder ihrer Stammesgenossen im freien Deutschland, riefen sie zu Hilfe und fanden bei ihnen offenes Gehör. Deshalb waren die Sugambern in die Provinz eingebrochen. Der thatkräftige Drusus aber ließ ihnen keine Zeit sich weiter auszubreiten. Er beruhigte die unzufriedenen Unterthanen, indem er ihnen Erleichterung der Abgaben und Zölle versprach, jagte die Sugambern über den Rhein zurück und verheerte ihre Gaue. Und nun ging er daran, den Krieg auf deutschen Boden zu übertragen. Die Rheinlinie hatte er mehr als hinlänglich befestigt; über fünfzig Kastelle soll er am Ufer des Stromes erbaut haben, indem er meist keltische Ortschaften in römischer Weise zu Festungen umwandelte.

Es war trotz der unvergleichlichen Hilfsmittel, die dem Römer zu Gebote standen, immerhin ein gewagtes Unternehmen, den Kampf in Feindesland zu führen. Wie standen sich beide Völker gegenüber? „Auf der einen Seite eine überlegene Kriegskunst, ausgebildete und planmäßige Taktik, geschulte und an strenge Zucht gewöhnte Heere, die auf allen möglichen Schlachtfeldern, in Europa, Asien und Afrika gekämpft und seit Marius und Cäsar den Krieg im großen Stil berufsmäßig erlernt hatten. Mit

dunum (Kempten), Veldidena (Wilten bei Innsbruck) und Clavena (Chiavenna) in Rätien; die bedeutendste Militärstraße lief von Trient über den Brenner nördlich nach Augsburg.

Cäsar war wieder ein ganz neuer Geist in die Heere gekommen: das Gefühl der Unüberwindlichkeit hatte sich ihrer bemächtigt. Ein künstliches Belagerungs- und Befestigungssystem; Wurfmaschinen, Kriegsgeräte und Werkzeuge aller Art; große Schiffe und Flotten, mit denen man die Küsten und Strommündungen beherrschte; eine geregelte Verpflegung, solange es überhaupt Lebensmittel gab; vortreffliche Waffen, darunter vor allem das mörderische, spitze und zweischneidige Kurzschwert. Gleichwohl kämpften die römischen Heere doch nur für ihren Sold und ihre Ehre: ein Feldherr wie Cäsar hatte alles mit ihnen ausrichten können; Talente geringeren Schlages vermochten oft nicht einmal die Mannszucht aufrecht zu halten.

Auf der andern Seite, bei den Germanen, nichts von alledem! keine geordnete, einheitliche Kriegführung, keine Kunst, keine Erfahrung; wie Naturkinder gingen sie in den Kampf, mit mehr Leidenschaft als Besonnenheit. Nur an Körpergröße, Leibesstärke und derber, roher Naturkraft waren sie ihren Feinden überlegen, oder wie es Tacitus kurz und schlagend ausdrückt: durch die inexhausta pubertas, die unerschöpfliche Jugendfrische und Manneskraft, gegenüber dem entarteten Römertum. Sie kämpften, wie schon früher hervorgehoben wurde, aus reiner Freude am Kampf, um der heimatlichen Götter willen, die sich im Volksglauben fast alle in Kriegsgötter verwandelt hatten. Und dazu kam, wenn sie im Lande selbst angegriffen wurden, die mächtige Bundesgenossenschaft des heimatlichen Bodens, die undurchdringlichen Wälder, die tückischen Sümpfe und Moore. Sie selbst waren bekannt und vertraut mit allen Wegen, Schlupfwinkeln und Verstecken, während der Feind sich oft mühsam die Wege bahnen und, wenn sie glücklich durchgehauen waren, zur Deckung des Rückzuges auch noch verschanzen mußte. So hatte Cäsar zum Teil schon in Gallien im Ardennerwalde vorgehen müssen, so mußte jetzt Drusus und nach ihm Germanicus in Germanien vorgehen. Nicht minder kam das rauhe und feuchte Klima den Germanen zu statten, da sie an Wind und Wetter und vor allem an anhaltende Regengüsse viel mehr gewöhnt waren als die Römer.

Freilich waren die Germanen dafür wieder in einer sehr wichtigen Hinsicht entschieden im Nachteil: es fehlte an einer einheitlichen Leitung; es war sehr zweifelhaft, ob die verschiedenen Stämme in der Stunde der Not zusammenhalten würden. Selten war ein Stamm unter sich einig; noch viel weniger hatten sie sich zu gemeinschaftlichem Handeln verbunden; in der Regel führte ein jeder, mit seinen Nachbarn verfeindet und entzweit, den Krieg auf eigne Hand. Das war das Unglück der Kelten gewesen. Ein Stamm war nach dem andern gefallen und hatte dann wohl gar seine Freude gehabt, wenn die Reihe an den Nachbar kam. Wohl mochten die Römer hoffen, daß sich Ähnliches in Deutschland wiederholen werde und daß sich mit geschickter Benutzung der innern Fehden und Spaltungen der-

selbe Erfolg wie in Gallien erreichen lasse. Denn in der Politik waren die Römer noch größere Meister als in der Kriegskunst.

Trotz alledem blieb es ein großes Wagnis, in das Dunkel der Urwälder vorzudringen; aber Augustus unternahm es, und er hatte zum Werkzeug seiner Pläne den allergeeignetsten Mann gewählt. Niemals ist wohl eine Wahl glänzender gerechtfertigt worden, als die seine: soweit es Drusus das Schicksal vergönnte, hat er das Unternehmen mit ebenso großer Kühnheit als Umsicht durchgeführt; und wenn ihn nicht — zum Heile für Deutschland — ein früher Tod mitten aus seiner Erdenlaufbahn hinweggerissen hätte, so hätte er aller Wahrscheinlichkeit nach unserm Vaterlande ein gleiches Geschick bereitet, wie Cäsar es Gallien bereitete. Daß die Römer überhaupt, wenn auch nur vorübergehend, einmal eine Herrschaft in Deutschland erreicht haben und daß sie selbst nach der furchtbaren Niederlage des Varus im Teutoburger Walde noch auf Jahrhunderte die Rhein- und Donaugrenze halten konnten, das war zum größten Teile das Werk des Drusus."*)

Der Feldherr beschloß zuerst einen Angriff auf das nordwestliche Deutschland. In die Urwälder hinter den Ufern des Mittelrheins, wohin auch keine große Wasserstraße führte, wagte er nicht einzudringen; Marsch und Verpflegung hätten zu gewaltige Schwierigkeiten bereitet. Leichter schien der Nordwesten zugänglich, dessen weite Ebenen von schiffbaren Flüßen durchschnitten und vom Meere aus wehrlos, auch vom Niederrhein her durch den geraden Lauf der Lippe bis an den Rand des Wesergebirges geöffnet waren. Namentlich erschienen Ems und Lippe als die natürlichen Wege in das innere Land. Um aber den Rhein als Verbindung zwischen beiden Zugängen benutzen und die See schneller erreichen zu können, ließ Drusus mit Benutzung der Yssel (Issala) nach dem Zuydersee (Flevosee, damals noch völlig vom Meere abgeschlossen)**) und von diesem nördlich nach dem Meere einen Kanal, den Drususgraben (fossa Drusi), ziehen, ein großartiges Werk, unter dem man sich nicht einen einfachen Graben, sondern „ein ganzes System von Wällen (Deichen) und Kanälen" vorzustellen hat. Um dieses Unternehmen ruhig vollenden zu können, hatte der kluge Feldherr die Friesen, durch deren Gebiet der Kanal ging, zu einem Frieden mit den Römern überredet.

Als alle Vorbereitungen getroffen waren, kehrte Drusus aus dem Sugambernlande zurück und fuhr auf neugebauten Schiffen den Rhein hinab durch den „Drususgraben" ins Meer. Der Küste entlang segelnd landete er auf einigen der friesischen Inseln, unter anderm auf Borkum

*) Fast ganz nach der vorzüglichen Darstellung in W. Arnolds Urzeit.

**) Er wurde erst im 13. Jahrhundert durch Einbrüche des Meeres in einen Meerbusen verwandelt.

(Burkana), wo sich bei der Landung ein hitziger Kampf mit den Eingebornen entspann. An der Emsmündung angelangt fuhr er in den Fluß hinein und lieferte den überraschten, aber nicht entmutigten Brukterern, die mit ihren rohen Kähnen den römischen Dreiruderern den Weg zu versperren wagten, ein Gefecht auf dem Flusse. Die Chauken, in deren Gebiet er sich nun wandte, boten Unterwerfung an und stellten von da an wie die Bataver und die Friesen den Römern zahlreiche Söldner. Dies war kein verächtlicher Erfolg des kurzen Feldzugs. Da der Herbst mit seinen Regengüssen vor der Thür stand, hielt es deshalb Drusus für geraten, umzukehren. Bei der Rückfahrt gerieten die tiefgehenden römischen Kiele auf Watten und waren in Gefahr umzustürzen, doch wurden sie von den seekundigen Friesen wieder flott gemacht und gelangten glücklich wieder in den Rhein.

Weiter ging der zweite Zug, den Drusus im folgenden Jahre (11 v. Chr.) unternahm. Diesmal beschloß er, die Sugambern und die mit ihnen verbündeten Cherusker heimzusuchen. Zu diesem Zwecke schlug er den Landweg ein, überschritt den Unterrhein bei Vetera Castra (d. i. Altes Lager, jetzt Birten bei Xanten), unterwarf ohne Mühe die Usipeter, schlug über die Lippe (damals Lupia genannt) eine Brücke und zog über diese in das Land der Sugambern. Da diese in einem Streit mit ihren südlichen Nachbarn, den Chatten, begriffen waren, fand Drusus, wie es scheint, kein Hindernis, durchzog das ganze Sugamberngebiet und gelangte so zu den Cheruskern, ohne auf ein feindliches Heer zu stoßen; denn die Deutschen hatten sich nach alter Sitte in ihre Wälder und Ringwälle zurückgezogen. Erst an der Weser, wahrscheinlich in der Gegend von Corvey, hielt er an, da er mit Recht besorgte, man würde versuchen, ihm den Rückzug abzuschneiden. In der That geriet er, als er sich zurückziehen wollte, in schwere Gefahr. Die vereinigten Stämme der Sugambern, Chatten und Cherusker, die die Nähe des Feindes ihre Zwistigkeiten hatte vergessen lassen, hielten die Gebirgsübergänge, welche die Römer passieren mußten, besetzt und waren so siegesgewiß, daß sie bereits unter sich ausgemacht hatten, wie sie die Beute teilen wollten: die Sugambern sollten die Gefangenen, die Cherusker die Pferde, die Chatten das Gold und Silber der Römer haben. Fast wäre es dem Drusus so ergangen, wie es zwanzig Jahre später dem Varus erging, fast wäre er, in einer engen Thalschlucht eingeschlossen, mit seinem ganzen Heere vernichtet worden. Aber die Deutschen brachten sich durch ihre vorzeitige Siegesgewißheit selbst um den Erfolg. Sie betrachteten die Römer schon wie Gefangene, zu deren Überwältigung es nur noch eines Schwertstreiches bedürfte, und stürzten deshalb ohne Plan und Ordnung — es fehlte ihnen eben noch ein Armin — auf die Legionen los. Die wohlberechneten Bewegungen des römischen Heeres brachten die Anstürmenden selbst in Ver-

legenheit. Letztere wurden zurückgeschlagen und wagten von diesem Tage an keinen offenen Kampf mehr. Nur aus der Ferne beunruhigten sie durch vereinzelte Angriffe den Rückmarsch der Römer, verschwanden aber, sobald diese sich zur Schlacht bereiteten, in ihren Wäldern. Darum konnte Drusus auf diesem Rückzug ungehindert eine Reihe von Befestigungen mitten in Feindesland anlegen, unter andern das berühmte starke Kastell Aliso am Zusammenfluß der Lippe und des Elisons, an dessen Stelle heute die Stadt Hamm in Westfalen steht*) und nicht weit davon ein zweites, wahrscheinlich bei Dolberg an der Lippe (die jetzt sogenannten Hünenknäppen), in dessen Nachbarschaft auch der öfter erwähnte „Altar des Drusus“ lag. Im folgenden Jahre verband er die neuen Festen durch eine Heerstraße, welche am nördlichen Ufer der Lippe hinlief, mit dem Rhein bei Vetera. Von Aliso aus bedrohte er gleichzeitig die Gebiete der obengenannten feindlichen drei Stämme. Gegen die Chatten errichtete er außerdem am Rhein gegenüber von Mainz als Brückenkopf das Kastell, an welches noch jetzt der Name der Nebenstadt Kastel erinnert.**)

Den Chatten galt der dritte Zug (im Jahre 10 v. Chr.), von dessen einzelnen Ereignissen leider gar kein Bericht erhalten ist. Wir hören bloß, daß die Chatten sich wieder mit den Sugambern verbündet und das ihnen von den Römern angewiesene Land (die alten Sitze der Ubier) aus Liebe zur Freiheit verlassen hätten, daß Drusus sie schwer heimgesucht und einen Teil von ihnen — die im äußersten Südwesten am Taunus sitzenden Mattiaken (um Wiesbaden) — unterworfen habe.

Der großartigste Zug des jungen Helden war der vierte, den er im folgenden Jahre (9 v. Chr.) unternahm. Es sollte sein letzter sein. Wiederum drang Drusus von Mainz her in das Land der Chatten ein, die alle Waffenfähigen und Bundesgenossen zum Kampfe aufgeboten hatten. Er schlug sie wiederholt, aber nicht ohne große Anstrengungen und Verluste und zog durch das westliche Thüringen. Dann wendete er sich nach Norden in das Cheruskergebiet, wo er, wie es scheint, keinen Widerstand fand, überschritt die Weser und drang, alles verheerend, in raschem Zuge bis an die Elbe vor. Damals (im Juli des Jahres 9 v. Chr.) sah dieser deutsche Strom zum ersten Male römische Waffen blitzen. Hier endlich — 80 deutsche Meilen vom Rhein — machte Drusus halt. Die Überlieferung berichtet, eine weise Frau von übermenschlicher Größe sei ihm warnend entgegengetreten und habe ihn in römischer Sprache mit den Worten angeredet: „Wohin eilst du, Unersättlicher? Das Geschick hat dir nicht bestimmt,

*) Andere finden den Namen des Kastells im heutigen Elsen bei Paderborn wieder.

**) Auch Deutz (Divitio), gegenüber Köln, ist aus solch einem Brückenkopf erwachsen und verdankt seinen Ursprung demselben Grunde wie Kastel.

dieses Land zu schauen. Hebe dich weg! Denn deiner Thaten und deines Lebens Ende ist nahe herbeigekommen!" Der Held kehrte um, nachdem er ein Siegeszeichen am Elbufer errichtet hatte. Und nun erreichte das Geschick den erst Dreißigjährigen. Auf dem Rückwege stürzte er mit dem Rosse, brach den Schenkel und verletzte sich tödlich. Die trauernden Soldaten schlugen ein Lager auf, wo der geliebte Feldherr den Tod erwartete. Er hatte sogleich nach seinem Unfall Eilboten an den Kaiser Augustus abgesandt, und dieser — selbst krank — trug dem Tiberius auf, so rasch als möglich zu dem sterbenden Bruder zu reisen: Tiberius legte den weiten Weg — etwa vierzig deutsche Meilen — von Ticinum (dem heutigen Pavia) aus mit einem einzigen Begleiter, Tag und Nacht nicht rastend, in stürmischer Eile zurück. Inzwischen heulten um das römische Lager die Wölfe des deutschen Urwaldes. Aber die Feinde ringsum ehrten den Kranken, dessen kühnes und edles Wesen ihnen Achtung einflößte; sie bewahrten Ruhe und Frieden, als ob sie mittrauerten. Als Drusus erfuhr, daß sein Bruder nahe sei, befahl er seinen schmerzerfüllten Legionen, mit klingendem Spiel dem Nahenden entgegenzuziehen und ihn als Imperator zu begrüßen. In den Armen seines Bruders hauchte er seine Heldenseele aus; dreißig Tage nach seinem Sturz, am 14. September des Jahres 9 v. Chr.; sein letzter Seufzer galt der fernen Gattin. Das ganze Heer war von tiefer Trauer ergriffen und wie betäubt von dem bitteren Verlust. Es wollte die Leiche nicht dem Tiberius überlassen, sondern nahm sie als einen teuren Schatz für sich in Anspruch. Ja, so maßlos war der Jammer der harten Krieger, daß Tiberius ernstlich mahnen mußte, auch im Schmerze nicht der Manneszucht zu vergessen.

Tiberius brachte den Leichnam nach Rom. Anfangs trugen die Tribunen und Hauptleute die Überreste des teuren Führers; von der Grenze Italiens an übernahmen die angesehensten Männer der Städte, welche der Zug berührte, dieses traurige Ehrenamt. Auf dem Forum, wo der Leib des großen Helden dem Volke ausgestellt ward, hielt Tiberius, im flaminischen Cirkus der Kaiser selbst die Trauerrede. Römische Ritter trugen dann die Leiche aufs Marsfeld, wo sie den Flammen übergeben wurde, um endlich im kaiserlichen Mausoleum beigesetzt zu werden. Durch Statuen, einen Triumphbogen und durch den Ehrennamen Germanicus, „Besieger der Deutschen," der auf seine Nachkommen forterben sollte, feierte man den Toten. Die treuen Legionen aber nannten den Ort, an dem ihr geliebter Feldherr gestorben war, castra scelerata d. h. das verfluchte oder das Unglücks-Lager, und errichteten ihm auf der Burg zu Mainz ein Ehrendenkmal, bei dem alljährlich an seinem Todestag Leichenspiele gefeiert wurden.

Selbst in Feindesmunde lebte der hehre Held fort, der oft Mann gegen Mann in den Schlachten gegen die Germanen gefochten hatte und

doch so rechtlich und menschlich gewesen war. Noch lange erzählte man auch unter den Deutschen am Rhein mit achtungsvoller Anerkennung, wie er den Leuten, auf deren Ackergrund er Befestigungen anlegte, für den Fruchtertrag ihrer Felder den vollen Wert gezahlt hatte. Als „ein ehrwürdiges Bild reiner Sitte, groß in den Waffen, groß auch im Frieden“ haben den Geschiedenen die römischen Dichter gepriesen und soll ihn die Geschichte immerdar preisen, auch wenn er der gefährlichste Feind unseres Volkes gewesen ist. In der That hatte er in der kurzen Spanne Zeit, die ihm zu wirken vergönnt war, Erstaunliches geleistet: das Germanien, das nur zu betreten dem großen Cäsar ein gewagtes Werk schien, war, wenigstens für jetzt, zum großen Teil ein unterworfenes Land; nicht nur am Rhein hatten sich römische Warttürme und Schanzen drohend erhoben, Drusus hatte in kühnem Mut und mit klügster Überlegung an den wichtigsten Stellen des westlichen Deutschlands selbst, an der Lippe wie an der Weser, auf dem Taunus wie im chattischen Hinterland, Kastelle erbaut, durch welche das Gewonnene gesichert und neuen Unternehmungen eine starke Stütze verliehen werden sollte. Zahlreiche Schiffe beherrschten den Rheinstrom, über den außerdem zwei Brücken, bei Bonn und bei Mainz, bequem hinüber führten. Durch den Drusus-graben war die deutsche Nordseeküste schnell zu erreichen. Den von keinem Römerfuß vorher betretenen „herkynischen Urwald“ begannen bereits römische Straßen zu durchziehen. Die erstaunten Völker hielten sich ruhig; der Schrecken vor einer so unwiderstehlichen Macht lähmte ihre Thatkraft; kurz es ist nicht leere Deklamation, wenn ein römischer Schriftsteller von der Zeit nach Drusus' Tode sagte: „So tiefer Frieden herrschte in Germanien, daß die Menschen umgewandelt, die Erde eine andere, der Himmel selbst sanfter und milder schien als sonst.“

Tiberius übernahm es, das Werk des frühverstorbenen Bruders fortzusetzen und zu beschließen. Schon im folgenden Jahre (8 v. Chr.) ging er über den Rhein. Alle umwohnenden Stämme schickten Gesandte, nur die Sugambern nicht. Augustus aber hieß Tiberius erklären, er werde auf keinen Vertrag eingehen, wenn nicht auch die Sugambern beiträten. Da ließen auch diese sich bewegen, zahlreiche Edle, darunter die angesehensten Fürsten des Volkes, an Augustus, der in Lyon verweilte, zu senden und um einen billigen Frieden zu bitten. Aber sie verfehlten ihren Zweck gänzlich. Wieder einmal zeigte sich die römische Treulosigkeit in grellstem Lichte: Augustus hielt die Friedensboten fest und verteilte sie in verschiedene römische Städte. Da gaben sich die edlen Helden selbst den Tod, aus Gram, und weil sie nicht wollten, daß ihr Volk aus Rücksicht auf sie unrühmliche Verträge beschließe. Aber den Sugambern, die sich so jäh ihrer Führer beraubt sahen, brach der Mut; sie unterwarfen sich dem Tiberius, der drohend in ihren Gauen stand. Vierzigtausend, ein großer

Teil der Besten im Lande, wurden von dem Feldherrn nach Gallien geführt und am linken Rheinufer angesiedelt. Zu Rom war helle Freude über diesen „Sieg“, und mit Recht! Hatten doch die wackern Sugambern in den Römerkriegen bis jetzt allezeit in erster Reihe gestanden! waren sie es doch gewesen, die stets von neuem den Römern die Täuschung benahmen, als sei Germanien beruhigt. Nun hatten sich die hartnäckigen Leute endlich unterworfen und damit die Unbesiegbarkeit Roms anerkannt. Dennoch waren sie keineswegs vernichtet: die Gaue, welche sich vor den Römern in den Urwald weit nach Osten zurückgezogen hatten, kamen später doch wieder in ihre alten Sitze; es scheint, als hätten sie sich mit den landeinwärts wohnenden Marsen*) verschmolzen. Und die zahlreichen Nachkommen jener Vierzigtausend, die nun links vom Rhein saßen, verloren ihre germanische Eigenart und das Gefühl des Zusammenhangs mit ihren überrheinischen Brüdern nicht. Sie sind mit diesen zusammen, wie man vermutet, später der Kern einer Volksgruppe geworden, welche die den Sugambern angethane Unbill gleichsam rächen sollte, dadurch daß sie den Römern ihr wertvollstes Kleinod, nämlich Gallien, entriß: der Völkergruppe der salischen Franken, der der gewaltige Chlodowech angehörte. „So ist die älteste germanische Macht am Rhein nicht untergegangen, sondern hat römischer Tücke und Gewaltthat in später Rache sieghaft, mit weltgeschichtlicher Bedeutung, vergolten.“ (Dahn.)

Tiberius überschritt im nächsten Jahre (7 v. Chr.) noch einmal den Rhein, da sich in Germanien hie und da Unruhen zeigten. Doch ereignete sich nichts von Bedeutung. Auch der Schmeichler Vellejus weiß nichts von seinem verehrten Helden zu melden, er sagt bloß ganz allgemein — und jedenfalls mit starker Übertreibung: „Alle Teile Germaniens (?) durchzog er siegreich, ohne daß — wofür der Feldherr stets besondere Sorge trug — das ihm anvertraute Heer auch nur den kleinsten Verlust erlitt. Er (vielmehr Drusus!) hat das Land so durch und durch (?) bewältigt, daß es sich kaum noch von einer steuerpflichtigen Provinz unterschied.“ Unerwartet schnell machte Tiberius selbst seinem Wirken in Deutschland ein Ende. Die Abneigung des Kaisers gegen seinen Stiefsohn war so groß, daß er ihn durch Zurücksetzungen empfindlich kränkte. Der stolze Prinz entzog sich aber seiner unwürdigen Stellung, indem er plötzlich, in blühendstem Mannesalter und bei kräftigster Gesundheit von allem Anteil an der Staatsleitung zurücktrat und sich grollend nach der Insel Rhodus begab, wo er sieben Jahre fern von allem öffentlichen Leben verbrachte. In dieser Zeit verdüsterte sich sein ohnehin zum Mißtrauen geneigter Charakter noch mehr; finstere

*) Die Gambrivier (gambrische Männer), ein Volk, das später als ein Gau der Marsen erscheint, haben den Namen der Su—gambern (der „großen Gambern“) fortgepflanzt; aber auch die letztere Form selbst erhielt sich bis ins 5. Jahrhundert. Vgl. Dahn, Deutsche Geschichte I, 356.



Menschenverachtung und gekränkter Ehrgeiz verbitterten seine Seele. Die Notwendigkeit, seine Gefühle im innersten Herzen zu verschließen, machte ihn zum vollendeten Heuchler, die scharfe Erkenntnis der Erbärmlichkeit aller ihn umgebenden Verhältnisse zu einem tief unglücklichen Menschen.

Mit dem Rücktritt des Tiberius werden die Nachrichten über Deutschland noch dürftiger. Wir hören nur, daß „da das Auge des Bändigers von Germanien sich abgewandt hatte," Empörungen ausbrachen, und dürfen vermuten, daß „in jenen dunkelen Jahren im Innern Deutschlands bedeutende Regungen sich vorbereiteten und entwickelten." Von der großartigsten dieser inneren Bewegungen, dem Zug der Markomannen nach Böhmen und der Gründung eines mächtigen Reiches daselbst wird unten die Rede sein. Die Römer merkten von alledem nicht viel; auch die Statthalter der angrenzenden Provinzen beschränkten sich darauf, die angelegten Befestigungen zu verstärken und überall, wo Unruhen sich anzeigten, mit ihrem Heere auf Sommermärschen zu erscheinen. Nur eines merkwürdigen Zuges ins Innere von Deutschland auf einem bisher noch nicht betretenen Wege müssen wir noch erwähnen. Der Statthalter der Donauprovinzen Lucius Domitius Ahenobarbus, der Großvater des späteren Kaisers Nero, gestattete den Hermunduren, die Land suchend umherzogen, sich in die von den Markomannen verlassenen Gegenden am Mittel- und Obermain anzusiedeln und drang dann, wie es scheint, von Süden her nach der Elbe vor, die er in ihrem Oberlaufe sogar überschritt. Mit den dort hausenden Stämmen schloß er Verträge. Derselbe Domitius, ein hochfahrender, trotziger, aber auch thatkräftiger Mann, ließ im heutigen Westfalen zwischen der Ems und dem Rhein die berühmten „langen Brücken" (pontes longi) d. h. zwei parallel in einer Entfernung von 50 Metern nebeneinander herlaufende Bohlen- oder Knüppelwege (von Mehrholz nach Brägel?) durch die gefährlichen Sümpfe und Moore legen, womit er den Legionen auch durch diese bisher unzugänglichen Gegenden einen Weg bahnte.

Im Jahre 4 n. Chr. kehrte Tiberius als Statthalter an den Rhein zurück. Er beruhigte zunächst ohne Mühe die Kanninefaten am Flevosee, die Brukterer an der Lippe und die Chattuarier, einen ausgewanderten Chattengau am linken Ufer des Niederrheins, etwa gegenüber von Novesium (Neuß). Einen größeren Erfolg als seine Waffen errangen seine Diplomatenkünste, ganz besonders durch schlaue Benutzung innerer Streitigkeiten. Mit äußerster Vorsicht und Schonung vorgehend wußte er überall eine römisch gesinnte Partei zu bilden, die einen billigen Frieden bei römischer Oberhoheit der immerwährend bedrohten Freiheit und stets erneuten Unruhe vorzog. Durch solche betrügliche Künste gewann er jetzt vor allen die mächtigen Cherusker mit ihren zahlreichen Nebenvölkern,

so daß er bei dem Herannahen des Winters und seiner Abreise nach Rom sein Heer auf deutschem Boden in der Nähe der Lippequelle ein Winterlager beziehen lassen durfte, was selbst ein Drusus nicht gewagt hatte.

Einen der großartigsten Feldzüge aber unternahm Tiberius im folgenden Jahre (5 n. Chr.). Der Geschichtschreiber Vellejus, der ihn als Reiterbefehlshaber begleitete, weiß in seiner unterthänigen Begeisterung kaum Worte zu finden, die seines Helden würdig wären. „Durch ganz Germanien," so deklamiert er, „haben sich unsere Waffen den Weg gebahnt; besiegt wurden Völkerschaften, deren Namen vorher fast unbekannt waren. Auch die Stämme der Chauken wurden gewonnen. Ihre gesamte junge Mannschaft, riesige Gestalten, unermeßlich an Zahl, vor jeder Gefahr durch die Lage ihres Landes sicher, beugte sich vor dem Tribunal des Imperators, der in hellem Waffenglanze, rings umgeben von der Schar unserer Krieger dastand. Gebrochen ward auch die Macht der Langobarden, eines Volkes, wilder als die germanische Wildheit selbst. Ja — was kein Gedanke zu hoffen, geschweige denn die That zu verwirklichen gewagt hatte — vierhundert römische Meilen (das sind 74 deutsche), vom Rhein bis zur Elbe, welche das Land der Semnonen und Hermunduren bespült, ward unter seinen Fahnen ein römisches Heer geführt. Dem wunderbaren Glücke, der Sorgfalt und klugen Berechnung des Feldherrn war es zu danken, daß die Flotte, welche die Buchten der Nordsee umsegelte, aus einem bisher ganz unbekannten Meeresteil in die Elbe einfuhr und sich hier mit dem siegesfrohen Heere vereinigte." Hier an der Elbe ereignete sich damals auch der Besuch jenes greisen Germanenfürsten, der auf einem Einbaum über die Elbe gefahren kam (s. S. 46), ein an und für sich geringfügiger Vorfall, der aber doch beweist, wie stark der Zauber war, den das glänzende und selbstbewußte Auftreten der gewaltigen Römer auf die einfachen Naturmenschen ausübte. Tiberius konnte mit dem errungenen Erfolge wohl zufrieden sein, er kehrte deshalb an der Elbe um und führte sein Heer in das Winterlager zurück. Die Flotte aber unternahm noch eine kühne Entdeckungsfahrt nach Norden, umsegelte die kimbrische Halbinsel (Jütland) und erreichte das Kattegat, das noch kein Römer gesehen hatte.

Mit Recht mag Vellejus behaupten, daß der Sieg schon keine Arbeit mehr in diesen Teilen Germaniens gefunden habe. In um so bedenklicherer Weise war inzwischen unweit der Donauprovinzen eine neue deutsche Macht erstanden, das Reich der Markomannen in Böhmen, und hierher sollte sich der Angriff des folgenden Jahres richten.

Die Feldzüge der Römer seit Drusus mochten diesen Volksstamm bewogen haben, seine alten Wohnsitze am mittleren und oberen Main aufzugeben und das rings von Waldgebirgen gegen römische Angriffe geschützte Land der keltischen Bojer in Besitz zu nehmen. Die Seele dieser Unter-

nehmung war ein Mann aus vornehmem Geschlecht, ein Fürst und Herr eines zahlreichen Gefolges, welcher in einem kraftvollen Körper einen kühnen, unternehmenden Geist barg und in längerem Aufenthalt am römischen Kaiserhof und Dienst im römischen Heere seine glänzende Befähigung durch Erfahrung geschult hatte. Marbod (Maroboduus), so war der Name des bedeutenden Mannes, hatte, von Ehrgeiz wohl mehr als von Patriotismus getrieben, die Markomannen für den Gedanken der Auswanderung so begeistert, daß sie ihn zu ihrem Herzog, später sogar zu ihrem Könige wählten und sich ganz seiner Führung anvertrauten. In raschem Siegeslaufe unterwarf Marbod das bojische Land und gründete nun hier ein gewaltiges Reich; sein Einfluß aber reichte noch weit über die Grenzen Böhmens hinaus: die Semnonen und Langobarden an der Niederelbe, lugische, ja sogar gotische Stämme schlossen sich als Schutz- oder Bundesgenossen ihm an.

Nicht ohne Grund erfüllte die festbegründete Herrschaft des klugen Mannes die Römer mit Besorgnis. Da er aber letzteren gegenüber sich sehr geschmeidig zeigte, kam es nicht sogleich zum Kampfe. Marbod hatte, wie sein großer Zeitgenosse Armin, mit klarem Blick erkannt, daß den Deutschen nichts fehlte als Einigung und daß sie ohne diese überall den Römern unterliegen mußten. Deshalb übte er eine straffe Herrschaft aus, baute sich eine feste Königsburg, schuf sich eine Leibwache und ein römisch geschultes Heer, mit dem er auch die umwohnenden Völkerschaften seinem Regimente unterwarf. Aber eins mangelte ihm, das eine, das den Armin zum großen Manne machte: der auf das Ganze gerichtete, uneigennützige, ideale Sinn. Marbod handelte, obwohl er seinem Volke einen höchst dankenswerten Dienst geleistet hatte, doch weit mehr aus selbstischen als aus volksfreundlichen Erwägungen, und dieser Mangel verschuldete später seinen Untergang.

Selbstsüchtig und in thörichter Verblendung seine Macht überschätzend, hielt er sich von den Freiheitskämpfen der andern deutschen Völker fern, ohne zu bedenken, daß die Römer mit jedem ihrer Siege seinem Reiche einen Schritt näher rückten. Eigentümlich war die Haltung, die er nach und nach gegen die römischen Machthaber einnahm. Er vermied es klüglich sie zum Kriege zu reizen, ließ aber gelegentlich merken, daß es ihm weder an Lust noch an Kraft zum Widerstande mangle. Seine Gesandten überbrachten bisweilen demütige Bitten, in denen er sich der Huld des Kaisers empfahl, ein andermal führten sie für ihn das Wort wie für einen Ebenbürtigen und Gleichgestellten. Die Römer ließen sich dies genau solange gefallen, als sie mußten. Sobald der Westen Deutschlands völlig beruhigt schien, beschlossen sie den gefährlichen Markomannenkönig unschädlich zu machen. Die Liebenswürdigkeit der kaiserlichen Regierung ließ allmählich

nach; Beschwerden liefen ein, daß der König allen Völkern und allen einzelnen Männern, die sich gegen Rom untreu bewiesen, bei sich eine Zuflucht gewähre. Nun besann man sich in Rom auf einmal, daß Marbod nur zu dem Zwecke ein Heer von 70000 Fußgängern und 4000 Reitern hielt und durch stete Kriege gegen seine Nachbarn übte, um es zum Kampfe mit den Römern tüchtig zu machen. Die Provinzen südlich der Donau schienen einem Angriff des mächtigen Fürsten allzusehr ausgesetzt, und „die Spitzen der Alpen, welche die Grenzscheide Italiens bilden, waren," wie Vellejus bemerkt, „von der Grenze seines Reiches nicht weiter als zweihundert (römische) Meilen entfernt."

Sollte die Unterwerfung Germaniens für gesichert gelten, so mußte Marbods Macht zertrümmert werden. Und darum beschloß Tiberius im Jahre 6 n. Chr. der Herrschaft des Königs ein Ende zu bereiten. Von verschiedenen Seiten zugleich sollte der Angriff erfolgen. Sentius Saturninus, der Statthalter von Germanien, erhielt den Auftrag, durch das Land der „befreundeten" Chatten und Hermunduren, also den Main hinauf, seine Legionen nach „Bojohemum" zu führen; Tiberius selbst wollte von Carnuntum an der Donau nach Norden vorrücken. Schon waren alle Vorbereitungen getroffen, in einer vorausbestimmten Gegend mitten in Böhmen sollten die beiden Heere einander treffen, die zusammen nicht weniger als 150000 Mann zählten, da rettete ein unvorhergesehenes Ereignis dem Marbod die Krone. In Pannonien und Dalmatien waren die Völker der römischen Bedrückungen müde oder, wie Vellejus sagt, „durch die Segnungen des langen Friedens" übermütig gemacht. In allen Teilen des gequälten Landes loderte der Aufstand empor, wahrscheinlich durch Marbod geschürt. Da mußte „der Ruhm der harten Notwendigkeit weichen", Tiberius führte das Heer, welches das Markomannenreich zerstören sollte, gegen die aufständischen Provinzen, nachdem er mit Marbod einen Frieden geschlossen hatte, bevor es zum Kriege gekommen war. Drei Jahre ununterbrochener Kämpfe waren erforderlich, um die Empörung völlig niederzuwerfen. Hätte Marbod gleichzeitig die Waffen gegen Rom erhoben, wer weiß, was geschehen wäre. Aber er ließ die günstige Zeit ungenutzt verstreichen, in seinem beschränkten Eigennutz sich freuend, daß er so leichten Kaufes dem drohenden Zusammenbruch seines Thrones entronnen war.

4. Die Schlacht im Teutoburger Walde.

(9 n. Chr.)

Während die Siege der römischen Waffen in Germanien immer nur vorübergehend zur äußerlichen Unterwerfung gezwungen, heimlich aber den alten Freiheitstrotz genährt hatten, war es den „friedlichen Künsten"

des Tiberius und des milden und klugen Statthalters Sentius Saturninus in überraschendem Grade gelungen, die Deutschen mit der römischen Oberhoheit zu befreunden. „Die deutschen Völker auf der rechten Rheinseite gewöhnten sich gleich ihren Brüdern auf dem linken Ufer an die Fremdherrschaft, die den Mangel der Freiheit mit andern Gütern und Gaben zu ersetzen bemüht war. Die Standlager der Legionen waren der Markt, wo der römische Kaufmann die Waren des Südens, den süßen Wein aus der gallischen Provinz, die edlen Früchte Italiens und Griechenlands, die Luxusgegenstände der reichen Kunst- und Handelsstädte feilbot. Hier lernte der Germane die Reize und Süßigkeiten eines verfeinerten Kulturlebens kennen und fand bald Gefallen an der Welt der Genüsse. Und wenn das Volk bethört wurde durch sinnliche Lockungen, so bewunderten die Fürsten und Volkshäupter den Geist der Ordnung, die Herrschaft des Gesetzes, den geregelten Gang eines Rechtsstaates, die feineren Manieren einer gebildeten Gesellschaft, die Macht festgegründeter Sitten, die Überlegenheit römischer Art und Kunst. Und kein Volk verstand es besser als die Römer, seine Güter und Gaben zu verwerten und andern Nationen wünschenswert zu machen. Die bürgerlichen Rechte in ihrer mannigfachen Abstufung, die militärischen Ehren und Auszeichnungen waren mächtige Hebel in der Hand einer klugen, mit den Schwächen der Menschennatur tief vertrauten Regierung. Mit diesem Preise lockten die Römer Völkerschaften, Familien und Einzelne auf ihre Seite. Germanische Jünglinge von hohem Stande dienten in den römischen Legionen und brüsteten sich mit fremdem Waffenschmuck; selbst Fürsten und Fürstensöhne bewarben sich um die Ehrenzeichen des weltbeherrschenden Volkes und fühlten sich geschmeichelt, wenn ihnen von Senat und Volk das Bürgerrecht verliehen oder vom Imperator eine militärische Auszeichnung zuerkannt ward. Die deutsche Volkseigentümlichkeit war in hohem Grade gefährdet, wenn die Bemühungen der Römer gelangen, ihre Herrschaft, ihre Sprache, ihr Rechtsleben jenseit des Rheins und der Donau zur Geltung zu bringen, wenn die deutschen Fürsten und Volkshäupter, die sie in ihre Dienste lockten, ihnen Treue und Hingebung bewahrten. Aber sie sollten bald erfahren, daß die Liebe für Freiheit und Vaterland, daß die Anhänglichkeit an die Sitten der Väter noch nicht erstorben war.“ (G. Weber.)

In Rom herrschte großer Jubel, als die Kunde eintraf, daß Tiberius und sein Neffe Germanicus, des Drusus Sohn, den furchtbaren Aufstand der Pannonier mit eiserner Hand niedergeschmettert hatten. Herrliche Feste, Ehrenerweisungen, Triumphe wurden vorbereitet; da verkehrte sich urplötzlich alle Freude in tiefste Trauer. Aus Germanien kam die Schreckenskunde: der Statthalter Quinctilius Varus sei mit drei Legionen von den Deutschen überfallen und niedergehauen, alle Adler seien verloren, sechs Reiterkohorten

hingeschlachtet! Das war so gekommen: die Befreundung der Westgermanen mit der römischen Herrschaft hatte unter der Statthalterschaft des milden und liebenswürdigen Sentius Saturninus, dessen biedermännisches Wesen den Deutschen gefiel, bedeutende Fortschritte gemacht. Aber was der umsichtige Staatsmann und vor ihm Drusus und Tiberius für Rom gewonnen hatten, das ging durch die Verblendung seines Nachfolgers, des Publius Quinctilius Varus wieder verloren. Dieser stammte aus einer mehr vornehmen als verdienstvollen Familie, war ein Mann von trägem Geiste und bequemen Manieren, an ein schlaffes Wohlleben gewöhnt, dabei in hohem Grade geldgierig und rücksichtslos gegen alle Menschen, die nicht Römer hießen. Als Statthalter von Syrien hatte er diese Provinz so ausgesogen, daß Vellejus sagen konnte: „Arm war er in das reiche Land gekommen, reich verließ er ein armes Land.“ Als er nun nach Germanien kam, glaubte er hier sein Leben wie in Syrien führen zu können. In unbegreiflicher Verblendung hatte der Kaiser diesem Mann mit dem militärischen Oberbefehl auch die Civilverwaltung des rechtsrheinischen Germaniens, als ob dies schon eine römische Provinz wäre, übertragen. Die Ruhe, die seit Jahren dort herrschte, mochte ihn zu dem Wahne verführen, die Germanen würden sich auch dies gefallen lassen. Aber er irrte sich und mußte seinen Irrtum schrecklich büßen.

Der sorglose Varus hatte keinen Begriff von den Schwierigkeiten seiner Aufgabe. Solange den Germanen allmählich und mit berechneter Rücksicht die römischen Verhältnisse angenähert wurden, empfanden sie sie kaum. Als aber Varus mit drei der stärksten Legionen samt Reitern und Hilfstruppen — im ganzen wohl 50 000 Mann — über den Rhein her die Lippe heraufzog, mitten im Lande seinen ständigen Wohnsitz aufschlug und hier, als wäre er in Rom, Gerichtssitzungen nach römischem Recht hielt, da begannen die Deutschen sich auf ihre angestammte Freiheit zu besinnen. Als er römische Steuern erhob, freie Männer mit Geißelhieben und Hinrichtungen strafte, als die Liktorenbeile blitzten und in unverständlicher Sprache unverständliche Rechtssprüche gefällt wurden, da empörte sich das deutsche Blut gegen solche Nichtachtung des altheimischen, heiligen Herkommens. Nur eines Führers, der die ratlose Menge einte und ihr genau das Ziel wies, das sie erreichen mußte, um die Schmach der Fremdherrschaft abzuschütteln, bedurfte es, und dieser Führer fand sich. Der Mann, der den wild gärenden Elementen des Volkszornes zuerst Fesseln anlegte, um sie dann um so blitzartiger loswirken zu lassen, war Armin.

Ein großer Mann, in des Wortes kühnster Bedeutung, leidenschaftlich und maßvoll, kühn und berechnend, selbstbewußt und voll Hingebung an die allgemeine Sache, durch und durch Germane und doch der römischen Kultur, namentlich der Kriegs- und Waffenkunst, nicht unkundig, unternahm er

das große Werk, das Vaterland vom fremden Joche zu befreien. Armin war der Sohn eines cheruskischen Fürsten, Namens Segimer (Siegmar); selbst der oberflächliche Vellejus schildert ihn als „einen Jüngling von tapferer Hand wie von raschem Verstand, gewandten Geistes, mehr als sonst Barbaren es zu sein pflegen, einen Jüngling, aus dessen Antlitz und Augen das Feuer des Geistes leuchtete." Er hatte mehrere Jahre im römischen Heere an den Feldzügen in Pannonien und anderwärts als Führer einer cheruskischen Hilfsschar teilgenommen, hatte die römische Sprache erlernt und die klassische Bildung in sich aufgenommen und war von Tiberius in jeder Weise ausgezeichnet, auch mit dem römischen Bürgerrecht und dem Rang eines römischen Ritters begabt worden. Diesem ungewöhnlich begabten, ebenso schönen als liebenswürdigen Jüngling — er stand damals im 27. Jahre — schenkte der thörichte Varus sein unbeschränktes Zutrauen und Wohlwollen; denn er hielt ihn für gänzlich romanisiert und suchte den einflußreichen Fürsten an seine Person zu fesseln, um ihn als gefügiges Werkzeug für seine Unterdrückungspläne zu benutzen. Armins Bruder, den die Römer Flavus d. h. Blondkopf nannten, hatte sich von der römischen Kultur und den ihm erteilten Auszeichnungen blenden lassen und war ein echter Römling geworden. Aber Armin war kein Flavus. In seinem edlen Herzen brannte die Schmach des Vaterlandes. Alle Lockungen Roms wogen ihm nicht die liebe Heimat auf. Sein Volk, seine heimischen Götter, die Freiheit des deutschen Landes zu retten, stürzte er sich in einen verzweifelten Kampf, der sein Leben verzehrte, dem er alles, was ihm persönlich lieb war, opferte. Mit beispielloser Ausdauer und rührender Treue, mit Löwenkühnheit und dämonischer List hat er den ungleichen Kampf ausgefochten, und er hat, trotz aller Enttäuschungen und vergeblichen Anstrengungen im einzelnen, doch sein großes Ziel erreicht. Ihm verdanken wir es, daß wir keine Romanen geworden sind, wie es die Kelten wurden, daß unser Volkstum, unsre herrliche Sprache und unsre heimische Sitte und Sinnesart erhalten geblieben ist, wenn auch inzwischen zwei Jahrtausende daran gerüttelt und manchen edlen Zweig von dem großen Baum gerissen haben. Noch einmal, er war ein großer Mann.

Seine größte That, über die wir leider nicht so genau unterrichtet sind, als ihre unendliche Wichtigkeit wünschenswert erscheinen lassen muß, ist die Vernichtung des Varus mit seinen drei Legionen im Teutoburger Walde, und doch ist diese That eine der größten Treulosigkeiten, welche die Geschichte kennt. „Genial war der Entwurf", sagt ein geistvoller Geschichtschreiber unserer Zeit,*) „dämonisch die Ausführung des Planes; die an-

*) Felix Dahn in seiner Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker. 2, S. 64.

geborene, naive Arglist des Barbaren, des Sohnes des Urwalds, war gelehrig durch die Schule römischer Politik gegangen, die Künste und falschen Ratschläge eines Tiberius hatte er nicht umsonst in der Nähe kennen gelernt: er vergalt seinen Lehrmeistern mit ihrer eignen Lehre. Jene That im Teutoburger Walde, einer der treulosesten Völkerrechtsbrüche, ist nur dann — aber dann auch voll zu rechtfertigen, wenn man sie als Wiedervergeltung der jahrhundertelang systematisch gegen alle erreichbaren Völker geübten, oft noch weit größeren Listfrevel Roms und zugleich als einziges letztes Mittel der Notwehr zur Errettung des ganzen Volkes auffaßt."

Mit großer Vorsicht ging Armin an die Verwirklichung seines Entschlusses, indem er die träge Natur und die leichtfertige Sicherheit des römischen Feldherrn auf das Schlauste benutzte. Anfangs weihte er nur die besten seiner Landsleute in seine Pläne, allmählich erweiterte sich der Kreis der Verschwörung, bis er weit über die Grenzen des Cheruskerlandes sich ausdehnte. Wohl warnte der verräterische Römling Segest, auch ein cheruskischer Gaufürst, den Statthalter vor dem gefährlichen Jüngling; aber Varus blieb verblendet und lachte der Warnung. Und Armin verstand es, den Vertrauensseligen noch in seiner Sicherheit zu bestärken. Nach wie vor mußten Fürsten, Edle und Gemeinfreie im Lager erscheinen und den Rechtsspruch des Römers erbitten, Armin selbst blieb in der unmittelbaren Nähe des Feldherrn. Letzterer war gutes Muts und schalt alle, die ihm Vorsicht gegen den anmutigen Jüngling anrieten.

Nun galt es aber, den Varus aus der Nähe seiner Standlager und Festen, die für die kunstlose Kriegführung der Germanen uneinnehmbar waren, in das sumpfige Waldgebirge fortzulocken. Zu diesem Zwecke mußte sich der Verabredung gemäß ein im Innern Deutschlands wohnender Volksstamm — wir wissen nicht, welcher — empören. Auch diese List gelang. Varus brach mit seiner ganzen Streitmacht auf, um die Aufständischen selbst zum Gehorsam zurückzuführen. Bei dem letzten festlichen Mahle, das der Bethörte vor seinem Abmarsch gab, sagte Segest ihm ins Gesicht, daß alles nur Blendwerk sei, und riet ihm, den Armin und die übrigen Fürsten, die zugegen waren, in Fesseln zu legen; das Volk werde nichts wagen ohne seine Häuptlinge. Aber Varus erlag dem Schicksal, das ihn verderben wollte. Tacitus, der dies gelegentlich berichtet, weiß auch zu sagen, woher der Haß des treulosen Segest rührte: Armin liebte seine Tochter Thusnelda (Thursinhilda), und wurde von ihr wieder geliebt. Standhaft weigerte sich die stolze Jungfrau, den Verlobten, den ihr des Vaters Wille erkoren hatte, zum Gatten zu nehmen. Später verschärfte sich der Gegensatz zwischen Armin und Segest zu grimmigster Feindschaft, als ersterer die Geliebte mit ihrer Zustimmung der Gewalt des Vaters entführte. Wie die edle Tochter, die mit der treusten Hingebung an Armin

hing, so war auch Segests Sohn, der junge Segimund (Siegmund), seinem Vater unähnlich. Er war römischer Priester am „Altar des Augustus“ zu Köln geworden; als er aber die Kunde von der Erhebung des Vaterlandes gegen die fremden Unterdrücker vernahm, zerriß er die Priesterbinde, entfloh und schloß sich der heimischen Sache an.

Der Spätsommer war schon angebrochen, als Varus seinen Todesmarsch antrat. Die deutschen Fürsten ließen ihn ziehen und blieben zurück, angeblich um Hilfsvölker anzuwerben und dann in kurzem zu ihm zu stoßen. Diese Hilfsvölker aber standen schon an einem bestimmten Orte bereit und warfen sich jetzt unter der Führung ihrer Fürsten auf die im Lande zerstreuten kleineren Abteilungen der römischen Truppen. Letztere wurden allenthalben überwältigt und getötet. Inzwischen war Varus schon mitten im Urwalde angelangt, wo kaum noch ein Ausweg zu finden war. Und nun sollte es ihm schrecklich tagen, daß die Germanen keine Untergebenen, sondern Feinde sein wollten. Die Berge, zwischen denen das Heer sich durchwinden mußte, waren voll feuchter, sumpfiger Thalgründe; die Waldungen wurden immer dichter, riesige Stämme versperrten fortwährend den Weg, so daß die Römer Not genug hatten sie zu fällen, Wege zu bahnen und, wo es notwendig war, Brücken zu schlagen. Dazu führte Varus — es war ja Friedenszeit! — einen zahlreichen, schwerfälligen Troß von Wagen, Lasttieren und Sklaven mit sich; an einen geordneten, festgeschlossenen Marsch war nicht zu denken. Um sie noch mehr auseinander zu bringen, begann der Regen in Strömen herabzugießen und der Sturmwind zu heulen. Der aufgeweichte Boden verstattete keinen sichern Tritt, man strauchelte beständig über Wurzeln und Baumstümpfe. Der Sturm riß von den tausendjährigen Eichen schwere Äste herab, welche die darunter Schreitenden verwundeten und in Verwirrung und Schrecken brachten.

In solcher Lage befand sich das römische Heer, als die Deutschen ihre Angriffe begannen. Durch das dichteste Gebüsch brachen sie von allen Seiten hervor, schleuderten zuerst von weitem ihre Speere auf die in buntem Gemisch zwischen Wagen und Troßknechten dahinziehenden Legionen und stürmten dann, nachdem sie schon viele verwundet hatten, dicht heran. War es nun endlich den Römern gelungen, sich etwas zur Abwehr zu ordnen, so verschwanden die Feinde ebenso rasch, wie sie gekommen waren, in den Wäldern, wo sie jeden Fußpfad kannten, um wieder hervorzubrechen, sobald die Legionen ihren Marsch fortsetzten.

Dennoch brachten die Römer es fertig, mitten in dieser Bedrängnis ein Lager aufzuschlagen, streng nach den Regeln der römischen Befestigungskunst, groß von Umfang und für jede der drei Legionen besonders abgesteckt. Die Mehrzahl der Wagen und was sich sonst als überflüssig erwies, verbrannten sie. Am folgenden Tage schien sich ihre üble Lage etwas

bessern zu wollen, sie kamen in lichtere Gegenden und marschierten in besserer Ordnung weiter. Aber bald gerieten sie wieder in die Urwälder, wo die feindlichen Angriffe sich erneuten und sie in die größte Verwirrung brachten. Auf einen engen Raum zusammengepreßt hinderte ein Streiter den andern; die Bäume machten einen nachdrücklichen Vorstoß unmöglich. Das Lager, das Varus, als endlich die Nacht herniedersank und dem Ringen ein Ende bereitete, aufschlagen ließ, verriet durch seinen geringen Umfang in erschreckender Weise, wie sehr die Legionen bereits zusammengeschmolzen waren; es fehlte schon an Arbeitskräften, um die Befestigungen einigermaßen genügend herzustellen; der Graben war nur wenig ausgetieft, der Wall ungleich und ohne Sorgfalt aufgeschüttet. Daß die Nacht den geängstigten Menschen keinen Schlummer brachte, kann man sich vorstellen.

Der Tag der Entscheidung — es war wahrscheinlich der 11. September — brach an. Kaum hatten sich die müden Soldaten auf den Weg gemacht, da war es, als öffnete der Himmel alle seine Schleusen. Der Regen fiel in Strömen nieder, und der Sturm raste über den Wald. Bald konnten die Römer nicht mehr vorrücken auf dem schlüpfrigen, völlig durchweichten Erdboden. Und nun eröffneten die Germanen in ungeheurer Überzahl aus dem Waldesdunkel hervorstürzend die fürchterlichste Schlacht. Während dem Römer seine schwere Rüstung und die Wucht der Waffen, die ihm sonst einen gewaltigen Vorteil verlieh, diesmal selbst zum Verderben ward, indem sie ihn in der Abwehr hinderte und in den Schlamm hinabzog, sprangen die Deutschen, d. h. die Cherusker mit ihren Nebenvölkern, unbeschwert von gewichtigen Schutzwaffen, ohne Panzer und Helm, nur den leichten Lindenschild und den langen Speer in den nervigen Händen, in weiten Sätzen wie das Wild des Waldes über die morastigen Stellen, in die sie die verzweifelnden Römer in machtvollem Anprall stießen. Da bemächtigte sich der meisten noch Lebenden dumpfe Mutlosigkeit. An ein Entrinnen war nicht mehr zu denken. Varus, schon verwundet, stieß sich das Schwert in die Brust, um nicht in die Hände der erbitterten Feinde zu fallen. Viele folgten seinem Beispiele. Andere warfen die Waffen weg und erwarteten, ohne sich zu wehren, den Todesstoß, andere wurden gefangen, andere kämpften mannhaft bis zum letzten Atemzuge. So fanden fast alle den Untergang. Das war die Schlacht im Teutoburger Walde.*) Drei

*) Über die Örtlichkeiten des Kampfes gehen die Ansichten weit auseinander. Nach Knoke (Die Kriegszüge des Germanicus) schlug Varus sein erstes Lager zwischen Iburg und Hagen (Anfang des Teutoburger Waldes), das zweite in der Gegend von Natrup und Leeden auf. Ein Versuch am dritten Tage südlich vom Habichtswald nach Westen zu marschieren mißlang. Der Verzweiflungskampf und der Untergang des römischen Heeres soll in den Sümpfen bei den Loserbergen, nördlich von Leeden, in und neben dem Habichtswald stattgefunden haben. Andere suchen das Schlachtfeld in der Gegend von Osnabrück, andere im sog. Lippischen Walde.



der besten römischen Legionen waren vernichtet, die Adler in den Händen der Feinde, nur wenige versprengte Flüchtlinge, meistens Reiter, entkamen. Diese retteten sich im Schutz der Nacht mit einem Teil des Trosses nach Aliso. Als Armin die Standarten und Adler der vernichteten Legionen zu seinen Füßen liegen sah, trat er in wilder Freude darauf und sprach zu dem Heere stolze Worte voll Hohnes über die geschändeten Feldzeichen; ein Beweis für die tiefe Bitterkeit, die den leidenschaftlichen Helden gegen alles Römische erfüllte.

An den Gefangenen nahmen die Sieger furchtbare Rache, indem sie sie teils den Göttern schlachteten, teils an den Bäumen aufhenkten. Die Köpfe hefteten sie als Opfer — wie sonst die Pferdehäupter — an die Baumstämme. Als Germanicus sechs Jahre später die Unglücksstätte aufsuchte, grinsten ihn noch die gebleichten Schädel an. Am grimmigsten sollen die Germanen aber gegen die römischen Liktoren und Sachwalter gewütet haben; einigen, so wird wenigstens berichtet, stachen sie die Augen aus, andern hieben sie die Hände ab. Einem soll sogar die Zunge ausgerissen worden sein, die ein Barbar in die Hand nahm, indem er die furchtbaren Hohnworte sprach: „Endlich hast du doch aufgehört zu zischen, du Schlange!“ Die Leiche des Feldherrn, welche die Soldaten seiner Umgebung in frommem Pflichtgefühl notdürftig mit Erde bedeckt hatten, ward wieder ausgegraben. Armin befahl, das ganze tote Heer unbestattet liegen zu lassen; den Kopf des Varus sandte er an Marbod als „Zeichen des Erfolges und Mahnung zum Anschluß“ an die Sache der Freiheit. Aber der Markomannenkönig bewies auch hier wieder, daß in ihm kein Armin lebte. Er verharrte in seiner unthätigen Vereinzelung, vielleicht damals schon neidisch auf den Ruhm seines großen Zeit- und Volksgenossen und übersandte das Haupt der Familie des Varus zur Bestattung.

Die festen Plätze in Germanien fielen sämtlich in die Hände der Sieger, wogegen die Rheinlinie von Lucius Asprenas, einem Neffen des Varus, mit zwei schnell nach Vetera geführten oberrheinischen Legionen gedeckt wurde. Die nach Aliso Geflüchteten hielten sich gegen die der Belagerung unkundigen Deutschen mit Erfolg, solange sie Nahrungsmittel besaßen. Als diese aber allmählich ausgingen und keine Hilfe vom Rhein her kam, beschlossen sie den Durchbruch zu wagen. In einer finsteren, stürmischen Nacht öffneten sie die Thore und zogen unter der Führung des tapferen Lucius Cädicius unbemerkt an dem ersten und zweiten Wachtposten der Germanen vorüber. Als sie aber an dem dritten vorbei kamen, wurden sie entdeckt, denn die Weiber und Kinder des Trosses konnten ihre Angst und Not nicht verschweigen. Da retteten die Tubabläser durch eine List die schon Verlorenen: sie stimmten einen lauttönenden Marsch an. Die Deutschen glaubten, Ersatztruppen rückten an, ließen daher von der Ver-

folgung ab und zogen sich in ihre alten Stellungen zurück. Nun kam wirklich Hilfe von Asprenas, und die Entronnenen gelangten unter deren Schutze glücklich über den Rhein nach Gallien.

Niederschmetternd war der Eindruck, den die Kunde von der Niederlage des Varus in Rom hervorrief. Der alte Kaiser zerriß in fassungslosem Schmerz sein Gewand und rief wiederholt die Worte aus: „Varus, Varus, gieb mir meine Legionen wieder!“ Monatelang schor er Haupthaar und Bart nicht. Es war aber nicht nur der Jammer über den Untergang eines herrlichen Heeres, der alle ergriff. In der ersten Bestürzung fürchtete man, die siegreichen Germanen würden sich nun gemeinsam erheben und, wie zu den Zeiten der Kimbern, gegen Italien selbst anrücken; auch den Galliern mißtraute man. Die Alpenpässe lagen ohne Deckung da, weil die gewöhnlich dort stehenden Truppen in Illyrien notwendig waren, damit nicht der eben gedämpfte Aufstand von neuem losbräche. Sogar in Rom selbst fühlte man sich nicht sicher. Der Kaiser ließ seine germanische Leibwache nach verschiedenen Inseln abführen; alle sonst in der Stadt weilenden Germanen wurden ausgewiesen; dem Jupiter wurden große Opferspiele gelobt, wenn er den Staat aus der Gefahr errette.

Aber die Deutschen dachten nicht an Eroberung. Hatten doch nicht eiumal die meisten, geschweige denn alle Stämme von Nordwestgermanien an dem Befreiungskampfe teilgenommen, die Küstenvölker der Friesen und Chauken waren ganz ferngeblieben. Und nur für den allernächsten Zweck hatte der begeisterte Feuereifer eines Armin die Einigung der zu allermeist von Varus in ihrer Existenz und Freiheit bedrohten Völkerschaften erzwungen. Nun war das Römerjoch glücklich abgeschüttelt; weiter hinaus dachte außer Armin niemand; niemand erwog, daß die Römer eine solche Scharte wieder auszuwetzen suchen würden, daß sie wiederkommen würden mit verdoppelter Macht, wenn man ihnen nicht zuvor käme durch einen Angriff in ihrem eigenen Reiche. Die Heimat war wieder frei, kein Römer weilte mehr im Lande, die römischen Burgen waren gebrochen. Damit ließen sich die Kurzsichtigen genügen. In Rom aber legte sich, als der Feind nicht einmal den Rhein zu überschreiten Miene machte, das Entsetzen, und die ruhige Überlegung kehrte langsam zurück. Der Kaiser ordnete neue Aushebungen an, zu denen sich zu stellen nur die schwersten Strafandrohungen zwingen konnten, und entsandte den Bezwinger Pannoniens an den Rhein. Der kluge Tiberius verzichtete auf seinen Triumph, eilte (im Jahre 10 n. Chr.) an die germanische Grenze, ordnete die Verteidigung des Rheins auf das beste, indem er jenseit des Stromes, auf deutschem Boden, in der Nähe des Ufers hie und da einen Grenzwall (limes) aufführen ließ und an den wichtigsten Punkten Besatzungen aufstellte. In das Innere aber wagte er sich nicht, sondern begnügte sich mit einigen kleinen Scharmützeln, nicht um

nehmung war ein Mann aus vornehmem Geschlecht, ein Fürst und Herr eines zahlreichen Gefolges, welcher in einem kraftvollen Körper einen kühnen, unternehmenden Geist barg und in längerem Aufenthalt am römischen Kaiserhof und Dienst im römischen Heere seine glänzende Befähigung durch Erfahrung geschult hatte. Marbod (Maroboduus), so war der Name des bedeutenden Mannes, hatte, von Ehrgeiz wohl mehr als von Patriotismus getrieben, die Markomannen für den Gedanken der Auswanderung so begeistert, daß sie ihn zu ihrem Herzog, später sogar zu ihrem Könige wählten und sich ganz seiner Führung anvertrauten. In raschem Siegeslaufe unterwarf Marbod das bojische Land und gründete nun hier ein gewaltiges Reich; sein Einfluß aber reichte noch weit über die Grenzen Böhmens hinaus: die Semnonen und Langobarden an der Niederelbe, lugische, ja sogar gotische Stämme schlossen sich als Schutz- oder Bundesgenossen ihm an.

Nicht ohne Grund erfüllte die festbegründete Herrschaft des klugen Mannes die Römer mit Besorgnis. Da er aber letzteren gegenüber sich sehr geschmeidig zeigte, kam es nicht sogleich zum Kampfe. Marbod hatte, wie sein großer Zeitgenosse Armin, mit klarem Blick erkannt, daß den Deutschen nichts fehlte als Einigung und daß sie ohne diese überall den Römern unterliegen mußten. Deshalb übte er eine straffe Herrschaft aus, baute sich eine feste Königsburg, schuf sich eine Leibwache und ein römisch geschultes Heer, mit dem er auch die umwohnenden Völkerschaften seinem Regimente unterwarf. Aber eins mangelte ihm, das eine, das den Armin zum großen Manne machte: der auf das Ganze gerichtete, uneigennützige, ideale Sinn. Marbod handelte, obwohl er seinem Volke einen höchst dankenswerten Dienst geleistet hatte, doch weit mehr aus selbstischen als aus volksfreundlichen Erwägungen, und dieser Mangel verschuldete später seinen Untergang.

Selbstsüchtig und in thörichter Verblendung seine Macht überschätzend, hielt er sich von den Freiheitskämpfen der andern deutschen Völker fern, ohne zu bedenken, daß die Römer mit jedem ihrer Siege seinem Reiche einen Schritt näher rückten. Eigentümlich war die Haltung, die er nach und nach gegen die römischen Machthaber einnahm. Er vermied es klüglich sie zum Kriege zu reizen, ließ aber gelegentlich merken, daß es ihm weder an Lust noch an Kraft zum Widerstande mangle. Seine Gesandten überbrachten bisweilen demütige Bitten, in denen er sich der Huld des Kaisers empfahl, ein andermal führten sie für ihn das Wort wie für einen Ebenbürtigen und Gleichgestellten. Die Römer ließen sich dies genau solange gefallen, als sie mußten. Sobald der Westen Deutschlands völlig beruhigt schien, beschlossen sie den gefährlichen Markomannenkönig unschädlich zu machen. Die Liebenswürdigkeit der kaiserlichen Regierung ließ allmählich

nach; Beschwerden liefen ein, daß der König allen Völkern und allen einzelnen Männern, die sich gegen Rom untreu bewiesen, bei sich eine Zuflucht gewähre. Nun besann man sich in Rom auf einmal, daß Marbod nur zu dem Zwecke ein Heer von 70000 Fußgängern und 4000 Reitern hielt und durch stete Kriege gegen seine Nachbarn übte, um es zum Kampfe mit den Römern tüchtig zu machen. Die Provinzen südlich der Donau schienen einem Angriff des mächtigen Fürsten allzusehr ausgesetzt, und „die Spitzen der Alpen, welche die Grenzscheide Italiens bilden, waren," wie Vellejus bemerkt, „von der Grenze seines Reiches nicht weiter als zweihundert (römische) Meilen entfernt."

Sollte die Unterwerfung Germaniens für gesichert gelten, so mußte Marbods Macht zertrümmert werden. Und darum beschloß Tiberius im Jahre 6 n. Chr. der Herrschaft des Königs ein Ende zu bereiten. Von verschiedenen Seiten zugleich sollte der Angriff erfolgen. Sentius Saturninus, der Statthalter von Germanien, erhielt den Auftrag, durch das Land der „befreundeten" Chatten und Hermunduren, also den Main hinauf, seine Legionen nach „Bojohemum" zu führen; Tiberius selbst wollte von Carnuntum an der Donau nach Norden vorrücken. Schon waren alle Vorbereitungen getroffen, in einer vorausbestimmten Gegend mitten in Böhmen sollten die beiden Heere einander treffen, die zusammen nicht weniger als 150000 Mann zählten, da rettete ein unvorhergesehenes Ereignis dem Marbod die Krone. In Pannonien und Dalmatien waren die Völker der römischen Bedrückungen müde oder, wie Vellejus sagt, „durch die Segnungen des langen Friedens" übermütig gemacht. In allen Teilen des gequälten Landes loderte der Aufstand empor, wahrscheinlich durch Marbod geschürt. Da mußte „der Ruhm der harten Notwendigkeit weichen", Tiberius führte das Heer, welches das Markomannenreich zerstören sollte, gegen die aufständischen Provinzen, nachdem er mit Marbod einen Frieden geschlossen hatte, bevor es zum Kriege gekommen war. Drei Jahre ununterbrochener Kämpfe waren erforderlich, um die Empörung völlig niederzuwerfen. Hätte Marbod gleichzeitig die Waffen gegen Rom erhoben, wer weiß, was geschehen wäre. Aber er ließ die günstige Zeit ungenutzt verstreichen, in seinem beschränkten Eigennutz sich freuend, daß er so leichten Kaufes dem drohenden Zusammenbruch seines Thrones entronnen war.

4. Die Schlacht im Teutoburger Walde.

(9 n. Chr.)

Während die Siege der römischen Waffen in Germanien immer nur vorübergehend zur äußerlichen Unterwerfung gezwungen, heimlich aber den alten Freiheitstrotz genährt hatten, war es den „friedlichen Künsten"

des Tiberius und des milden und klugen Statthalters Sentius Saturninus in überraschendem Grade gelungen, die Deutschen mit der römischen Oberhoheit zu befreunden. „Die deutschen Völker auf der rechten Rheinseite gewöhnten sich gleich ihren Brüdern auf dem linken Ufer an die Fremdherrschaft, die den Mangel der Freiheit mit andern Gütern und Gaben zu ersetzen bemüht war. Die Standlager der Legionen waren der Markt, wo der römische Kaufmann die Waren des Südens, den süßen Wein aus der gallischen Provinz, die edlen Früchte Italiens und Griechenlands, die Luxusgegenstände der reichen Kunst- und Handelsstädte feilbot. Hier lernte der Germane die Reize und Süßigkeiten eines verfeinerten Kulturlebens kennen und fand bald Gefallen an der Welt der Genüsse. Und wenn das Volk bethört wurde durch sinnliche Lockungen, so bewunderten die Fürsten und Volkshäupter den Geist der Ordnung, die Herrschaft des Gesetzes, den geregelten Gang eines Rechtsstaates, die feineren Manieren einer gebildeten Gesellschaft, die Macht festgegründeter Sitten, die Überlegenheit römischer Art und Kunst. Und kein Volk verstand es besser als die Römer, seine Güter und Gaben zu verwerten und andern Nationen wünschenswert zu machen. Die bürgerlichen Rechte in ihrer mannigfachen Abstufung, die militärischen Ehren und Auszeichnungen waren mächtige Hebel in der Hand einer klugen, mit den Schwächen der Menschennatur tief vertrauten Regierung. Mit diesem Preise lockten die Römer Völkerschaften, Familien und Einzelne auf ihre Seite. Germanische Jünglinge von hohem Stande dienten in den römischen Legionen und brüsteten sich mit fremdem Waffenschmuck; selbst Fürsten und Fürstensöhne bewarben sich um die Ehrenzeichen des weltbeherrschenden Volkes und fühlten sich geschmeichelt, wenn ihnen von Senat und Volk das Bürgerrecht verliehen oder vom Imperator eine militärische Auszeichnung zuerkannt ward. Die deutsche Volkseigentümlichkeit war in hohem Grade gefährdet, wenn die Bemühungen der Römer gelangen, ihre Herrschaft, ihre Sprache, ihr Rechtsleben jenseit des Rheins und der Donau zur Geltung zu bringen, wenn die deutschen Fürsten und Volkshäupter, die sie in ihre Dienste lockten, ihnen Treue und Hingebung bewahrten. Aber sie sollten bald erfahren, daß die Liebe für Freiheit und Vaterland, daß die Anhänglichkeit an die Sitten der Väter noch nicht erstorben war.“ (G. Weber.)

In Rom herrschte großer Jubel, als die Kunde eintraf, daß Tiberius und sein Neffe Germanicus, des Drusus Sohn, den furchtbaren Aufstand der Pannonier mit eiserner Hand niedergeschmettert hatten. Herrliche Feste, Ehrenerweisungen, Triumphe wurden vorbereitet; da verkehrte sich urplötzlich alle Freude in tiefste Trauer. Aus Germanien kam die Schreckenskunde: der Statthalter Quinctilius Varus sei mit drei Legionen von den Deutschen überfallen und niedergehauen, alle Adler seien verloren, sechs Reiterkohorten

hingeschlachtet! Das war so gekommen: die Befreundung der Westgermanen mit der römischen Herrschaft hatte unter der Statthalterschaft des milden und liebenswürdigen Sentius Saturninus, dessen biedermännisches Wesen den Deutschen gefiel, bedeutende Fortschritte gemacht. Aber was der umsichtige Staatsmann und vor ihm Drusus und Tiberius für Rom gewonnen hatten, das ging durch die Verblendung seines Nachfolgers, des Publius Quinctilius Varus wieder verloren. Dieser stammte aus einer mehr vornehmen als verdienstvollen Familie, war ein Mann von trägem Geiste und bequemen Manieren, an ein schlaffes Wohlleben gewöhnt, dabei in hohem Grade geldgierig und rücksichtslos gegen alle Menschen, die nicht Römer hießen. Als Statthalter von Syrien hatte er diese Provinz so ausgesogen, daß Vellejus sagen konnte: „Arm war er in das reiche Land gekommen, reich verließ er ein armes Land.“ Als er nun nach Germanien kam, glaubte er hier sein Leben wie in Syrien führen zu können. In unbegreiflicher Verblendung hatte der Kaiser diesem Mann mit dem militärischen Oberbefehl auch die Civilverwaltung des rechtsrheinischen Germaniens, als ob dies schon eine römische Provinz wäre, übertragen. Die Ruhe, die seit Jahren dort herrschte, mochte ihn zu dem Wahne verführen, die Germanen würden sich auch dies gefallen lassen. Aber er irrte sich und mußte seinen Irrtum schrecklich büßen.

Der sorglose Varus hatte keinen Begriff von den Schwierigkeiten seiner Aufgabe. Solange den Germanen allmählich und mit berechneter Rücksicht die römischen Verhältnisse angenähert wurden, empfanden sie sie kaum. Als aber Varus mit drei der stärksten Legionen samt Reitern und Hilfstruppen — im ganzen wohl 50000 Mann — über den Rhein her die Lippe heraufzog, mitten im Lande seinen ständigen Wohnsitz aufschlug und hier, als wäre er in Rom, Gerichtssitzungen nach römischem Recht hielt, da begannen die Deutschen sich auf ihre angestammte Freiheit zu besinnen. Als er römische Steuern erhob, freie Männer mit Geißelhieben und Hinrichtungen strafte, als die Liktorenbeile blitzten und in unverständlicher Sprache unverständliche Rechtssprüche gefällt wurden, da empörte sich das deutsche Blut gegen solche Nichtachtung des altheimischen, heiligen Herkommens. Nur eines Führers, der die ratlose Menge einte und ihr genau das Ziel wies, das sie erreichen mußte, um die Schmach der Fremdherrschaft abzuschütteln, bedurfte es, und dieser Führer fand sich. Der Mann, der den wild gärenden Elementen des Volkszornes zuerst Fesseln anlegte, um sie dann um so blitzartiger loswirken zu lassen, war Armin.

Ein großer Mann, in des Wortes kühnster Bedeutung, leidenschaftlich und maßvoll, kühn und berechnend, selbstbewußt und voll Hingebung an die allgemeine Sache, durch und durch Germane und doch der römischen Kultur, namentlich der Kriegs- und Waffenkunst, nicht unkundig, unternahm er

das große Werk, das Vaterland vom fremden Joche zu befreien. Armin war der Sohn eines cheruskischen Fürsten, Namens Segimer (Siegmar); selbst der oberflächliche Vellejus schildert ihn als „einen Jüngling von tapferer Hand wie von raschem Verstand, gewandten Geistes, mehr als sonst Barbaren es zu sein pflegen, einen Jüngling, aus dessen Antlitz und Augen das Feuer des Geistes leuchtete.“ Er hatte mehrere Jahre im römischen Heere an den Feldzügen in Pannonien und anderwärts als Führer einer cheruskischen Hilfsschar teilgenommen, hatte die römische Sprache erlernt und die klassische Bildung in sich aufgenommen und war von Tiberius in jeder Weise ausgezeichnet, auch mit dem römischen Bürgerrecht und dem Rang eines römischen Ritters begabt worden. Diesem ungewöhnlich begabten, ebenso schönen als liebenswürdigen Jüngling — er stand damals im 27. Jahre — schenkte der thörichte Varus sein unbeschränktes Zutrauen und Wohlwollen; denn er hielt ihn für gänzlich romanisiert und suchte den einflußreichen Fürsten an seine Person zu fesseln, um ihn als gefügiges Werkzeug für seine Unterdrückungspläne zu benutzen. Armins Bruder, den die Römer Flavus d. h. Blondkopf nannten, hatte sich von der römischen Kultur und den ihm erteilten Auszeichnungen blenden lassen und war ein echter Römling geworden. Aber Armin war kein Flavus. In seinem edlen Herzen brannte die Schmach des Vaterlandes. Alle Lockungen Roms wogen ihm nicht die liebe Heimat auf. Sein Volk, seine heimischen Götter, die Freiheit des deutschen Landes zu retten, stürzte er sich in einen verzweifelten Kampf, der sein Leben verzehrte, dem er alles, was ihm persönlich lieb war, opferte. Mit beispielloser Ausdauer und rührender Treue, mit Löwenkühnheit und dämonischer List hat er den ungleichen Kampf ausgefochten, und er hat, trotz aller Enttäuschungen und vergeblichen Anstrengungen im einzelnen, doch sein großes Ziel erreicht. Ihm verdanken wir es, daß wir keine Romanen geworden sind, wie es die Kelten wurden, daß unser Volkstum, unsre herrliche Sprache und unsre heimische Sitte und Sinnesart erhalten geblieben ist, wenn auch inzwischen zwei Jahrtausende daran gerüttelt und manchen edlen Zweig von dem großen Baum gerissen haben. Noch einmal, er war ein großer Mann.

Seine größte That, über die wir leider nicht so genau unterrichtet sind, als ihre unendliche Wichtigkeit wünschenswert erscheinen lassen muß, ist die Vernichtung des Varus mit seinen drei Legionen im Teutoburger Walde, und doch ist diese That eine der größten Treulosigkeiten, welche die Geschichte kennt. „Genial war der Entwurf“, sagt ein geistvoller Geschichtschreiber unserer Zeit,*) „dämonisch die Ausführung des Planes; die an-

*) Felix Dahn in seiner Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker. 2, S. 64.



geborene, naive Arglist des Barbaren, des Sohnes des Urwalds, war gelehrig durch die Schule römischer Politik gegangen, die Künste und falschen Ratschläge eines Tiberius hatte er nicht umsonst in der Nähe kennen gelernt: er vergalt seinen Lehrmeistern mit ihrer eignen Lehre. Jene That im Teutoburger Walde, einer der treulosesten Völkerrechtsbrüche, ist nur dann — aber dann auch voll zu rechtfertigen, wenn man sie als Wiedervergeltung der jahrhundertelang systematisch gegen alle erreichbaren Völker geübten, oft noch weit größeren Listfrevel Roms und zugleich als einziges letztes Mittel der Notwehr zur Errettung des ganzen Volkes auffaßt."

Mit großer Vorsicht ging Armin an die Verwirklichung seines Entschlusses, indem er die träge Natur und die leichtfertige Sicherheit des römischen Feldherrn auf das Schlauste benutzte. Anfangs weihte er nur die besten seiner Landsleute in seine Pläne, allmählich erweiterte sich der Kreis der Verschwörung, bis er weit über die Grenzen des Cheruskerlandes sich ausdehnte. Wohl warnte der verräterische Römling Segest, auch ein cheruskischer Gaufürst, den Statthalter vor dem gefährlichen Jüngling; aber Varus blieb verblendet und lachte der Warnung. Und Armin verstand es, den Vertrauensseligen noch in seiner Sicherheit zu bestärken. Nach wie vor mußten Fürsten, Edle und Gemeinfreie im Lager erscheinen und den Rechtsspruch des Römers erbitten, Armin selbst blieb in der unmittelbaren Nähe des Feldherrn. Letzterer war gutes Muts und schalt alle, die ihm Vorsicht gegen den anmutigen Jüngling anrieten.

Nun galt es aber, den Varus aus der Nähe seiner Standlager und Festen, die für die kunstlose Kriegführung der Germanen uneinnehmbar waren, in das sumpfige Waldgebirge fortzulocken. Zu diesem Zwecke mußte sich der Verabredung gemäß ein im Innern Deutschlands wohnender Volksstamm — wir wissen nicht, welcher — empören. Auch diese List gelang. Varus brach mit seiner ganzen Streitmacht auf, um die Aufständischen selbst zum Gehorsam zurückzuführen. Bei dem letzten festlichen Mahle, das der Bethörte vor seinem Abmarsch gab, sagte Segest ihm ins Gesicht, daß alles nur Blendwerk sei, und riet ihm, den Armin und die übrigen Fürsten, die zugegen waren, in Fesseln zu legen; das Volk werde nichts wagen ohne seine Häuptlinge. Aber Varus erlag dem Schicksal, das ihn verderben wollte. Tacitus, der dies gelegentlich berichtet, weiß auch zu sagen, woher der Haß des treulosen Segest rührte: Armin liebte seine Tochter Thusnelda (Thursinhilda), und wurde von ihr wieder geliebt. Standhaft weigerte sich die stolze Jungfrau, den Verlobten, den ihr des Vaters Wille erkoren hatte, zum Gatten zu nehmen. Später verschärfte sich der Gegensatz zwischen Armin und Segest zu grimmigster Feindschaft, als ersterer die Geliebte mit ihrer Zustimmung der Gewalt des Vaters entführte. Wie die edle Tochter, die mit der treusten Hingebung an Armin

hing, so war auch Segests Sohn, der junge Segimund (Siegmund), seinem Vater unähnlich. Er war römischer Priester am „Altar des Augustus" zu Köln geworden; als er aber die Kunde von der Erhebung des Vaterlandes gegen die fremden Unterdrücker vernahm, zerriß er die Priesterbinde, entfloh und schloß sich der heimischen Sache an.

Der Spätsommer war schon angebrochen, als Varus seinen Todesmarsch antrat. Die deutschen Fürsten ließen ihn ziehen und blieben zurück, angeblich um Hilfsvölker anzuwerben und dann in kurzem zu ihm zu stoßen. Diese Hilfsvölker aber standen schon an einem bestimmten Orte bereit und warfen sich jetzt unter der Führung ihrer Fürsten auf die im Lande zerstreuten kleineren Abteilungen der römischen Truppen. Letztere wurden allenthalben überwältigt und getötet. Inzwischen war Varus schon mitten im Urwalde angelangt, wo kaum noch ein Ausweg zu finden war. Und nun sollte es ihm schrecklich tagen, daß die Germanen keine Untergebenen, sondern Feinde sein wollten. Die Berge, zwischen denen das Heer sich durchwinden mußte, waren voll feuchter, sumpfiger Thalgründe; die Waldungen wurden immer dichter, riesige Stämme versperrten fortwährend den Weg, so daß die Römer Not genug hatten sie zu fällen, Wege zu bahnen und, wo es notwendig war, Brücken zu schlagen. Dazu führte Varus — es war ja Friedenszeit! — einen zahlreichen, schwerfälligen Troß von Wagen, Lasttieren und Sklaven mit sich; an einen geordneten, festgeschlossenen Marsch war nicht zu denken. Um sie noch mehr auseinander zu bringen, begann der Regen in Strömen herabzugießen und der Sturmwind zu heulen. Der aufgeweichte Boden verstattete keinen sichern Tritt, man strauchelte beständig über Wurzeln und Baumstümpfe. Der Sturm riß von den tausendjährigen Eichen schwere Äste herab, welche die darunter Schreitenden verwundeten und in Verwirrung und Schrecken brachten.

In solcher Lage befand sich das römische Heer, als die Deutschen ihre Angriffe begannen. Durch das dichteste Gebüsch brachen sie von allen Seiten hervor, schleuderten zuerst von weitem ihre Speere auf die in buntem Gemisch zwischen Wagen und Troßknechten dahinziehenden Legionen und stürmten dann, nachdem sie schon viele verwundet hatten, dicht heran. War es nun endlich den Römern gelungen, sich etwas zur Abwehr zu ordnen, so verschwanden die Feinde ebenso rasch, wie sie gekommen waren, in den Wäldern, wo sie jeden Fußpfad kannten, um wieder hervorzubrechen, sobald die Legionen ihren Marsch fortsetzten.

Dennoch brachten die Römer es fertig, mitten in dieser Bedrängnis ein Lager aufzuschlagen, streng nach den Regeln der römischen Befestigungskunst, groß von Umfang und für jede der drei Legionen besonders abgesteckt. Die Mehrzahl der Wagen und was sich sonst als überflüssig erwies, verbrannten sie. Am folgenden Tage schien sich ihre üble Lage etwas

bessern zu wollen, sie kamen in lichtere Gegenden und marschierten in besserer Ordnung weiter. Aber bald gerieten sie wieder in die Urwälder, wo die feindlichen Angriffe sich erneuten und sie in die größte Verwirrung brachten. Auf einen engen Raum zusammengepreßt hinderte ein Streiter den andern; die Bäume machten einen nachdrücklichen Vorstoß unmöglich. Das Lager, das Varus, als endlich die Nacht herniedersank und dem Ringen ein Ende bereitete, aufschlagen ließ, verriet durch seinen geringen Umfang in erschreckender Weise, wie sehr die Legionen bereits zusammengeschmolzen waren; es fehlte schon an Arbeitskräften, um die Befestigungen einigermaßen genügend herzustellen; der Graben war nur wenig ausgetieft, der Wall ungleich und ohne Sorgfalt aufgeschüttet. Daß die Nacht den geängstigten Menschen keinen Schlummer brachte, kann man sich vorstellen.

Der Tag der Entscheidung — es war wahrscheinlich der 11. September — brach an. Kaum hatten sich die müden Soldaten auf den Weg gemacht, da war es, als öffnete der Himmel alle seine Schleusen. Der Regen fiel in Strömen nieder, und der Sturm raste über den Wald. Bald konnten die Römer nicht mehr vorrücken auf dem schlüpfrigen, völlig durchweichten Erdboden. Und nun eröffneten die Germanen in ungeheurer Überzahl aus dem Waldesdunkel hervorstürzend die fürchterlichste Schlacht. Während dem Römer seine schwere Rüstung und die Wucht der Waffen, die ihm sonst einen gewaltigen Vorteil verlieh, diesmal selbst zum Verderben ward, indem sie ihn in der Abwehr hinderte und in den Schlamm hinabzog, sprangen die Deutschen, d. h. die Cherusker mit ihren Nebenvölkern, unbeschwert von gewichtigen Schutzwaffen, ohne Panzer und Helm, nur den leichten Lindenschild und den langen Speer in den nervigen Händen, in weiten Sätzen wie das Wild des Waldes über die morastigen Stellen, in die sie die verzweifelnden Römer in machtvollem Anprall stießen. Da bemächtigte sich der meisten noch Lebenden dumpfe Mutlosigkeit. An ein Entrinnen war nicht mehr zu denken. Varus, schon verwundet, stieß sich das Schwert in die Brust, um nicht in die Hände der erbitterten Feinde zu fallen. Viele folgten seinem Beispiele. Andere warfen die Waffen weg und erwarteten, ohne sich zu wehren, den Todesstoß, andere wurden gefangen, andere kämpften mannhaft bis zum letzten Atemzuge. So fanden fast alle den Untergang. Das war die Schlacht im Teutoburger Walde.*) Drei

*) Über die Örtlichkeiten des Kampfes gehen die Ansichten weit auseinander. Nach Knoke (Die Kriegszüge des Germanicus) schlug Varus sein erstes Lager zwischen Iburg und Hagen (Anfang des Teutoburger Waldes), das zweite in der Gegend von Natrup und Leeden auf. Ein Versuch am dritten Tage südlich vom Habichtswald nach Westen zu marschieren mißlang. Der Verzweiflungskampf und der Untergang des römischen Heeres soll in den Sümpfen bei den Loserbergen, nördlich von Leeden, in und neben dem Habichtswald stattgefunden haben. Andere suchen das Schlachtfeld in der Gegend von Osnabrück, andere im sog. Lippischen Walde.



der besten römischen Legionen waren vernichtet, die Adler in den Händen der Feinde, nur wenige versprengte Flüchtlinge, meistens Reiter, entkamen. Diese retteten sich im Schutz der Nacht mit einem Teil des Trosses nach Aliso. Als Armin die Standarten und Adler der vernichteten Legionen zu seinen Füßen liegen sah, trat er in wilder Freude darauf und sprach zu dem Heere stolze Worte voll Hohnes über die geschändeten Feldzeichen; ein Beweis für die tiefe Bitterkeit, die den leidenschaftlichen Helden gegen alles Römische erfüllte.

An den Gefangenen nahmen die Sieger furchtbare Rache, indem sie sie teils den Göttern schlachteten, teils an den Bäumen aufhenkten. Die Köpfe hefteten sie als Opfer — wie sonst die Pferdehäupter — an die Baumstämme. Als Germanicus sechs Jahre später die Unglücksstätte aufsuchte, grinsten ihn noch die gebleichten Schädel an. Am grimmigsten sollen die Germanen aber gegen die römischen Liktoren und Sachwalter gewütet haben; einigen, so wird wenigstens berichtet, stachen sie die Augen aus, andern hieben sie die Hände ab. Einem soll sogar die Zunge ausgerissen worden sein, die ein Barbar in die Hand nahm, indem er die furchtbaren Hohnworte sprach: „Endlich hast du doch aufgehört zu zischen, du Schlange!“ Die Leiche des Feldherrn, welche die Soldaten seiner Umgebung in frommem Pflichtgefühl notdürftig mit Erde bedeckt hatten, ward wieder ausgegraben. Armin befahl, das ganze tote Heer unbestattet liegen zu lassen; den Kopf des Varus sandte er an Marbod als „Zeichen des Erfolges und Mahnung zum Anschluß“ an die Sache der Freiheit. Aber der Markomannenkönig bewies auch hier wieder, daß in ihm kein Armin lebte. Er verharrte in seiner unthätigen Vereinzelung, vielleicht damals schon neidisch auf den Ruhm seines großen Zeit- und Volksgenossen und übersandte das Haupt der Familie des Varus zur Bestattung.

Die festen Plätze in Germanien fielen sämtlich in die Hände der Sieger, wogegen die Rheinlinie von Lucius Asprenas, einem Neffen des Varus, mit zwei schnell nach Vetera geführten oberrheinischen Legionen gedeckt wurde. Die nach Aliso Geflüchteten hielten sich gegen die der Belagerung unkundigen Deutschen mit Erfolg, solange sie Nahrungsmittel besaßen. Als diese aber allmählich ausgingen und keine Hilfe vom Rhein her kam, beschlossen sie den Durchbruch zu wagen. In einer finsteren, stürmischen Nacht öffneten sie die Thore und zogen unter der Führung des tapferen Lucius Cädicius unbemerkt an dem ersten und zweiten Wachtposten der Germanen vorüber. Als sie aber an dem dritten vorbei kamen, wurden sie entdeckt, denn die Weiber und Kinder des Trosses konnten ihre Angst und Not nicht verschweigen. Da retteten die Tubabläser durch eine List die schon Verlorenen: sie stimmten einen lauttönenden Marsch an. Die Deutschen glaubten, Ersatztruppen rückten an, ließen daher von der Ver-

folgung ab und zogen sich in ihre alten Stellungen zurück. Nun kam wirklich Hilfe von Asprenas, und die Entronnenen gelangten unter deren Schutze glücklich über den Rhein nach Gallien.

Niederschmetternd war der Eindruck, den die Kunde von der Niederlage des Varus in Rom hervorrief. Der alte Kaiser zerriß in fassungslosem Schmerz sein Gewand und rief wiederholt die Worte aus: „Varus, Varus, gieb mir meine Legionen wieder!“ Monatelang schor er Haupthaar und Bart nicht. Es war aber nicht nur der Jammer über den Untergang eines herrlichen Heeres, der alle ergriff. In der ersten Bestürzung fürchtete man, die siegreichen Germanen würden sich nun gemeinsam erheben und, wie zu den Zeiten der Kimbern, gegen Italien selbst anrücken; auch den Galliern mißtraute man. Die Alpenpässe lagen ohne Deckung da, weil die gewöhnlich dort stehenden Truppen in Illyrien notwendig waren, damit nicht der eben gedämpfte Aufstand von neuem losbräche. Sogar in Rom selbst fühlte man sich nicht sicher. Der Kaiser ließ seine germanische Leibwache nach verschiedenen Inseln abführen; alle sonst in der Stadt weilenden Germanen wurden ausgewiesen; dem Jupiter wurden große Opferspiele gelobt, wenn er den Staat aus der Gefahr errette.

Aber die Deutschen dachten nicht an Eroberung. Hatten doch nicht einmal die meisten, geschweige denn alle Stämme von Nordwestgermanien an dem Befreiungskampfe teilgenommen, die Küstenvölker der Friesen und Chauken waren ganz ferngeblieben. Und nur für den allernächsten Zweck hatte der begeisterte Feuereifer eines Armin die Einigung der zu allermeist von Varus in ihrer Existenz und Freiheit bedrohten Völkerschaften erzwungen. Nun war das Römerjoch glücklich abgeschüttelt; weiter hinaus dachte außer Armin niemand; niemand erwog, daß die Römer eine solche Scharte wieder auszuwetzen suchen würden, daß sie wiederkommen würden mit verdoppelter Macht, wenn man ihnen nicht zuvor käme durch einen Angriff in ihrem eigenen Reiche. Die Heimat war wieder frei, kein Römer weilte mehr im Lande, die römischen Burgen waren gebrochen. Damit ließen sich die Kurzsichtigen genügen. In Rom aber legte sich, als der Feind nicht einmal den Rhein zu überschreiten Miene machte, das Entsetzen, und die ruhige Überlegung kehrte langsam zurück. Der Kaiser ordnete neue Aushebungen an, zu denen sich zu stellen nur die schwersten Strafandrohungen zwingen konnten, und entsandte den Bezwinger Pannoniens an den Rhein. Der kluge Tiberius verzichtete auf seinen Triumph, eilte (im Jahre 10 n. Chr.) an die germanische Grenze, ordnete die Verteidigung des Rheins auf das beste, indem er jenseit des Stromes, auf deutschem Boden, in der Nähe des Ufers hie und da einen Grenzwall (limes) aufführen ließ und an den wichtigsten Punkten Besatzungen aufstellte. In das Innere aber wagte er sich nicht, sondern begnügte sich mit einigen kleinen Scharmützeln, nicht um

Ruhmes willen, sondern nur „um die römischen Waffen jenseits des Rheines wenigstens zu zeigen.“ So erkannten die Römer selbst fürs nächste wenigstens die Rheinlinie als Grenze des Reiches gegen Germanien an.

5. Armin und Germanicus.

(Von 14 bis 16 n. Chr.)

Zwei Jahrzehnte waren verronnen, seit der große Drusus das Werk der Unterwerfung Germaniens unternommen hatte, und jetzt sahen sich die Römer auf demselben Punkte stehen, wie damals. Alles, was mit unsäglichen Anstrengungen gewonnen worden war, das hatte die einzige Schlacht im Teutoburger Walde vernichtet. In allen Kämpfen, die bisher die Römer geführt hatten, waren sie zuletzt Sieger geblieben; wie schwer die Verluste, wie zahlreich auch die Niederlagen im einzelnen gewesen waren, der Erfolg hatte doch zuletzt in jedem Kriege den Beweis geliefert, daß wohl römische Heere unterliegen könnten, niemals aber Rom, welches zur Weltherrschaft berufen war. Nun hatte ein „barbarisches“ Volk diesen stolzen Wahn zerstört: die Varusschlacht schien ungerächt zu bleiben, die Ehre der römischen Nation war befleckt, niemand wollte sie rein waschen. Tiberius stand von der Eroberung Germaniens ab, das Blut so vieler tapferer Krieger war umsonst geflossen.

Inzwischen hatte der alte Kaiser Augustus sein müdes Auge für ewig geschlossen; sein ungeliebter Stiefsohn Tiberius bestieg den Kaiserthron (im Herbst des Jahres 14 n. Chr.). Er hatte sich auch beim Heere, das doch die Hauptstütze seiner Macht bildete, keine Liebe zu erwerben gewußt. Die Treue der Legionen schien in verschiedenen Gegenden des Reiches stark zu wanken; die Rheintruppen gingen zu offener Meuterei über und wollten ihren Oberbefehlshaber, den jugendlichen Claudius Cäsar Germanicus, den Sohn des Drusus, zum Kaiser ausrufen. Dieser feurige und ehrgeizige Jüngling hatte schon im Jahre 11 n. Chr. neben Tiberius die Truppen geführt, während er das folgende Jahr, für das er zum Konsul gewählt war, in Rom verbrachte. Vom Jahre 13 an aber übernahm er den alleinigen Oberbefehl. Der greise Augustus mochte ein angreifendes Vorgehen gegen die überrheinischen Germanen untersagt haben. Ungern fügte sich der thatenlustige Held dem Willen des Großvaters (Tiberius hatte den Germanicus, seinen Brudersohn, an Kindesstatt annehmen müssen),*) denn ihm, dem leiblichen Sohne des Drusus, mußte begreiflicher-

*) Auch war die hochherzige Gattin des Germanicus, Agrippina, als Tochter der Julia, eine Enkelin des Augustus. Agrippinas Vater war der ausgezeichnete Feldherr M. Vipsanius Agrippa, der die Ubier auf das linke Rheinufer verpflanzt hatte.

weise der Wunsch, der so viele mutige Herzen erfüllte, das zerstörte Lebenswerk jenes großen Feldherrn wiederaufzurichten, mehr als alle andern beseelen. Nun war der alte Kaiser gestorben, und der erste Thronwechsel der Monarchie verlief nicht ohne bedenkliche Erschütterungen. Die vier Legionen in Untergermanien, unter dem Legaten Aulus Cäcina, erhoben — nachdem ein Soldatenaufstand in Pannonien glücklich gedämpft war — die Fahne des Aufruhrs, während die in Obergermanien unter Gajus Silius in zweideutiger Gesinnung warteten, welchen Erfolg die andern haben würden. Nun war das Andenken des Drusus im Volke hochgefeiert; man glaubte allgemein, wenn ihm die Herrschaft beschieden gewesen wäre, so würde er die alte Freiheit wieder eingeführt haben, und gleiche Gesinnungen traute man seinem Sohne zu. Ganz verschieden von dem trüben, grämlichen Tiberius, das verjüngte Ebenbild seines Vaters, voll echten Bürgersinnes und bewundernswerter Leutseligkeit, war er in kurzer Zeit der Abgott des Heeres geworden. Aller Herzen flogen ihm zu. Aber standhaft wies er die lockende Versuchung, an der Spitze der Legionen sich die Kaiserkrone zu erringen, von sich, bewahrte seinem Adoptivvater und Oheim die Treue und führte die Meuterer nicht ohne schwere eigene Gefahr zum Gehorsam zurück. Seiner Menschenkenntnis, Beredsamkeit, hinreißenden Liebenswürdigkeit und imponierenden Hoheit gelang es einen völligen Umschwung in der Stimmung der Soldaten hervorzubringen; sie fesselten selbst die hauptsächlichsten Unruhstifter und brachten sie zur Bestrafung. Dann aber verlangten sie mit stürmischem Ungestüm, zur Sühne ihres rasenden Beginnens, gegen den Feind d. h. gegen die Germanen geführt zu werden. Nichts hatte Germanicus sehnlicher gewünscht. Er erklärte dem Kaiser, die Gärung nur durch diesen frischen Kriegszug ersticken zu können; da ihm als Oberbefehlshaber des ganzen Rheinheeres außerdem das Überschreiten der Grenze und — bis zu einem gewissen Grade — das selbständige Vorgehen gegen die Deutschen nicht gewehrt werden konnte, so gab er der Kampflust der Soldaten nach, schlug noch im Herbst desselben Jahres (14 n. Chr.) eine Brücke über den Rhein bei Vetera Castra (Birten bei Xanten) und ließ 12000 Legionare, 26 Kohorten Bundesgenossen und acht Schwadronen Reiter hinüberrücken.

Die germanischen Zustände lagen für die Römer nur allzugünstig. Nach der Varusschlacht hatten sich die Deutschen einer sichern Sorglosigkeit ergeben, die Völkerbündnisse, die der Eifer Armins geknüpft hatte, waren gelockert, zum Teil ganz aufgelöst, Streitigkeiten zwischen Fürsten einer Völkerschaft rissen die Gaugenossen in unheilvollen Hader. Selbst die Cherusker, die durch Armin zum führenden Stamm im Nordwesten geworden waren und die völlig zu einigen doch auch dem großen Helden nicht gelungen war, gerieten untereinander in Fehde, und Armin selbst trug

daran einen Teil der Schuld. Obwohl der Römerfreund Segest, durch den einmütigen Willen seines Gaues gezwungen, sich seit der Teutoburgerschlacht eine Zeitlang widerwillig der Sache der Freiheit angeschlossen hatte, brach doch bald wieder sein unpatriotischer Sinn durch, und persönliche Kränkung fachte den Haß gegen Armin zu hellen Flammen an, da letzterer, wie schon bemerkt worden ist, Segests Tochter Thusnelda entführte und die willig Folgende trotz des väterlichen Einspruchs zum Weibe nahm. Solch gewaltsamer Bruch der Sitte aber, der vor dem Gesetz fast dem Totschlag gleich geachtet ward, heischte Rache, und so brach zwischen den beiden Fürsten eine erbitterte Fehde aus.

Unter solchen Umständen versprach ein unvorhergesehener römischer Einbruch leichten Erfolg. Allerdings war die Jahreszeit für ein größeres Unternehmen schon zu weit vorgerückt, und Germanicus mußte sich daher mit einem raschen Streifzug begnügen. Die Lippe aufwärts marschierend, dann in südöstlicher Richtung abschwenkend brach er von Norden her in das Land der Marsen ein, das südlich der Lippe, im Sauerland bis zum Rothaargebirge, zu suchen ist. Kundschafter meldeten, daß die Deutschen „voll Freude und Lust" in geringer Entfernung lagerten; denn in der bevorstehenden Nacht werde ein Fest bei frohem Mahle feierlich begangen. Cäcina erhielt Befehl mit Leichtbewaffneten voranzugehen und die Waldung, wo sie der Durchzug hemmte, auszuhauen; in geringem Abstand folgte der Oberfeldherr mit den Legionen. Es war eine sternenhelle Nacht. Geräuschlos und unbemerkt näherten sich die Römer der Lichtung, in welcher — nach Knoke etwa zwischen Dortmund und Herdecke — zahlreiche Gehöfte der Marsen zusammenlagen, und umstellten sie ringsum. Die Ahnungslosen hatten keinen Wachtposten ausgestellt, niemand dachte ja an einen feindlichen Überfall, man glaubte sich im tiefsten Frieden. Da brachen plötzlich von allen Seiten die römischen Scharen aus dem Walde, hieben auf die Wehrlosen, zum Teil infolge des Festgelages Berauschten, wütend ein und verwüsteten alles mit Feuer und Schwert. Selbst Frauen, Greise und Kinder wurden erbarmungslos niedergemetzelt, Häuser wie Heiligtümer — darunter das hochverehrte Heiligtum einer Göttin Tamfana — dem Erdboden gleichgemacht. Die schlaftrunkenen, unbewaffneten, ratlos umherirrenden Männer fielen ohne Gegenwehr unter den Streichen der Mordbrenner, von denen kaum einer verwundet ward.

Als die Völker an der oberen Ems und der Lippe — die Brukterer, Usipeter und Tubanten — von dem verräterischen Überfall vernahmen, griffen sie zu den Waffen und besetzten die waldigen Höhen, durch die der Rückweg der Römer führte. Germanicus erhielt indes davon Kunde und zog in voller Kampfbereitschaft dahin. Lange rührte sich nichts. Als aber der Heereszug zwischen den Anhöhen in langer, schmaler Säule

sich hinwand, da griffen die Deutschen plötzlich an. Ihr Hauptstoß richtete sich auf die Nachhut, wo die römischen Bundesgenossen marschierten. Schon wurden diese durch die dichtgedrängten Scharen der Anstürmenden in Unordnung gebracht, da ritt Germanicus an die Legion heran, die bei der Meuterei sich besonders halsstarrig gezeigt hatte, und rief mit weithin schallender Stimme: „Jetzt ist der Augenblick gekommen, den ihr so heiß ersehnt habt, der Augenblick, wo ihr eure Empörung vergessen machen könnt. Wohlan, verwandelt nun eure Schuld in Ruhm!“ Da entbrannten alle vor Schlachtbegierde; sie durchbrachen die Reihe der Feinde, drängten sie auf eine Lichtung zurück und hieben grimmig ein. Die weiter vorn dahinziehenden Truppen hatten unterdes das Ende der Waldung erreicht und schlugen ein Lager auf. Die Germanen verloren sich im Waldesdickicht und beunruhigten den römischen Heereszug nicht weiter. Mit gestärktem Selbstvertrauen kehrten die Römer von ihrem wohlfeil errungenen Siege über den Rhein zurück und bezogen die Winterlager.

Dieser Streifzug war das Vorspiel zu zwei viel großartigeren Unternehmungen. Da nämlich das eigenmächtige Vorgehen des Germanicus keinen Tadel bei Tiberius fand, sondern ihm sogar Danksagungen und Ehrenbezeugungen eintrug, beschloß der Feldherr auf dem betretenen Wege weiterzugehen und den zertrümmerten Bau seines Vaters Drusus wieder herzustellen. Im Frühling des Jahres 15 n. Chr. erschien er wieder in Deutschland, früher als die Germanen erwartet hatten. Auch diesmal verdankte er seine ersten Erfolge der Überraschung. Er selbst brach mit der Hauptmacht von Mainz aus gegen die Chatten auf, Cäcina führte die niederrheinischen Truppen weiter nördlich gegen die Cherusker und Marsen. Nachdem Germanicus das von seinem Vater angelegte Tauduskastell (in der Nähe von Homburg) neu befestigt hatte, drang er bis an die Adrana (Eder) vor, schlug die überraschten Chatten über den Fluß zurück, daß sie ihre Dörfer und Felder im Stiche ließen und sich in den Urwald zerstreuten, und verbrannte ihren Hauptort Mattium (jetzt Maden, südlich von Kassel). Das offene Land ward gründlich verwüstet, was von Menschen den Römern in die Hände fiel, getötet oder in die Sklaverei verkauft. Darauf trat der Feldherr den Rückzug nach dem Rhein an, ohne dabei von Feinden beunruhigt zu werden. Gern hätten die Cherusker den Chatten geholfen, aber sie wie die Marsen schreckte Cäcina, der bald hier bald dort mit seinem Heere erschien.

Da kamen Gesandte des Segest, die um Hilfe gegen Angehörige seines eigenen Heimatstammes baten. Die große Mehrzahl der Cherusker nämlich stand auf Armins Seite. Letzterer aber hielt den Vater seiner Gattin in dessen befestigter Hofstätte belagert, weil dieser ihm, wahrscheinlich in Armins Abwesenheit, seine Thusnelda wieder geraubt hatte. Der Gesandt-

schaft beigegeben war Segests Sohn Segimund, der wegen seiner Teilnahme an der Varusschlacht nicht zu reden wagte. Germanicus hielt es nicht für überflüssig, Segests Bitte zu erhören; er nahm die Gesandten und den Segimund gnädig auf und ließ das Heer umkehren. Es kam zum Kampfe gegen Armin vor Segests Burg. Mit leichter Mühe vertrieben die übermächtigen Römer die kleine Schar des Belagerers. Segest mit seiner Sippe und einem stattlichen Gefolge ward befreit und begab sich in römischen Schutz. Unter den edlen Frauen, die der Römling mit sich brachte, war auch die edle Thusnelda, „mehr dem Gatten als dem Vater gleichend,“ wie Tacitus sagt. Thränenlos trug sie ihr herbes Geschick, das sie auf immer von dem geliebten Manne schied, die Hände über der Brust gefaltet, ohne durch ein bittendes Wort ihre Lippen zu entweihen, schritt sie gesenkten Blickes einher, an das Kindlein denkend, das ihr unter dem Herzen ruhte, das Kind ihres Armin. So geriet sie, das Weib des Befreiers der Deutschen, durch die niederträchtige Gesinnungslosigkeit ihres Vaters auf immer in die Hände der Römer, die sie als ein kostbares Unterpfand gegen ihren Todfeind mit Freuden empfingen und festhielten. Die Gatten haben einander nie wieder gesehen, nie hat das Auge des Vaters sich an dem Anblick des erhofften Sohnes laben können. Thusnelda gebar in der Gefangenschaft einen Knaben und nannte ihn Thumelikus. Er ward zu Ravenna erzogen und dann von einem „schmählichen Los“ betroffen. So sagt Tacitus im ersten Buch der „Annalen“ und verspricht seinerzeit darüber das Genauere mitzuteilen. Aber der Teil seines Werkes, in dem er dies gethan hat, ist uns nicht erhalten, und so wissen wir auch nicht, wie der beklagenswerte Jüngling sein Leben beschloß. Man vermutet, er sei zum Gladiator oder zum Possenreißer gemacht worden. Von dem doppelten Jammer Thusneldas als Mutter und Gattin, von dem nur der Tod sie erlöste, meldet kein Bericht.

Die Kunde, Segest habe sich ergeben und gnädige Aufnahme gefunden, wirkte gewaltig auf die Germanen; mehrere mögen seinem Beispiele gefolgt sein, die Römlinge fühlten sich jedenfalls sehr ermutigt; die meisten empfanden doch die Schmach tief und wurden zu erhöhtem Widerstandstrotz angetrieben; Inguiomer (Ingomar), Armins Oheim, der bisher zu Segest gehalten hatte, trat zu den Freiheitskämpfern über. Den leidenschaftlichen Armin selber trieb der Gedanke an sein ihm entrissenes Weib und das schon vor der Geburt verknechtete Kind fast zur Verzweiflung. Bebend vor Wut und Schmerz flog er die Cheruskergaue auf und ab, zum Kampfe gegen Segest und die Römer rufend. Überall redete er, was der Haß gegen die Räuber ihm eingab. „Traun, ein herrlicher Vater, ein ruhmreicher Feldherr, ein tapferes Heer, die mit ihren zahllosen Armen ein schwaches Weib entführten! Mir sind drei Legionen unterlegen! Nicht mit Verrat gegen

wehrlose Weiber, nein, in ehrlichem Kampf gegen Gewaffnete habe ich gestritten. Noch könnt ihr in unserm Haine die römischen Feldzeichen sehen, die ich den Göttern zu Ehren aufgehängt habe. Mag auch Segest drüben im geknechteten Lande als Knecht wohnen; wir freien Männer werden es den Römern niemals verzeihen, daß wir zwischen Elbe und Rhein Rutenbündel und Beile und die römische Toga gesehen haben. Andere Völker haben die römische Tyrannei nie kennen gelernt, haben den Römern keine Tribute gezahlt, vor keinem römischen Richter den Nacken gebeugt. Wir haben das alles geduldet und haben es abgeschüttelt. Wir haben den Varus vernichtet; der, wie die Römer fabeln, unter die Götter versetzte Augustus und der vielgepriesene Tiberius vermochten nichts wider uns. Und nun sollen wir vor einem unreifen Knaben und einem meuterischen Heere erbeben? Wenn ihr die Heimat, die ruhmreichen Ahnen und die alte Sitte mehr liebt als Zwingherren und römische Eindringlinge, so lasset euch nicht durch Segest zu schmachvoller Knechtschaft verlocken, sondern folget mir zu Ehre und Freiheit!"

Die wilde Leidenschaft und die glühende Beredsamkeit des großen Helden riß alle mit sich fort. Nicht nur die Cherusker schlossen sich einmütig ihm an, auch die Nachbarstämme traten zu ihm. Mit Besorgnis vernahm es Germanicus. Daß auch Inguiomer, der sogar bei den Römern in altbegründetem Ansehen stand, abgefallen war, schien ihm ein bedenkliches Vorzeichen einer allgemeinen Erhebung der Deutschen. Er sandte zunächst, um die Feinde auseinander zu halten, den in vierzig Dienstjahren ergrauten, sehr tüchtigen Cäcina mit vier Legionen durch das Boruktererland an die Ems; die Reiterei unter Gajus Pedo Albinovanus ließ er durch Friesland vorrücken; mit den übrigen vier Legionen fuhr er selbst zu Schiff den Rhein hinab, durch den Drususkanal und den Flevosee in die Nordsee nach der Mündung der Ems und ein Stück in den Fluß hinein. Hier am Mittellauf der Ems, etwa in der Gegend der heutigen Stadt Rheine, vereinigte sich verabredetermaßen die ganze Streitmacht der Römer, die über 80000 Mann zählte. Die Chauken boten Hilfstruppen an und erkauften sich dadurch Bundesgenossenschaft. Die Brukterer verbrannten selbst ihre Höfe und Felder, um die Römer von ihrem Lande abzuhalten; aber ehe sie sich in den gewöhnlichen Waldverstecken verbargen, überraschte sie eine Streifschar unter Lucius Stertinius, die ihnen schwere Verluste beibrachte und viele schonungslos mordete. Darauf führte Germanicus auch das Hauptheer in das Gebiet der Brukterer und durchzog dasselbe, alles Land zwischen Ems und Lippe verwüstend und dem vorsichtig ausweichenden Armin folgend, bis er an den Teutoburger Wald gelangte.

Hier ergriff ihn das Verlangen, den dort gefallenen, noch unbestatteten

Kriegern die letzte Ehre zu erweisen. Nachdem Cäcina das Dunkel des Urwaldes durchforscht und an sumpfigen Stellen die nötigen Brücken und Dämme angelegt hatte, betrat das ganze Heer die erinnerungsreiche Stätte, für die Römer „so finster dem Auge wie der Erinnerung“. „Das erste Lager des Varus,“ so lautet die Darstellung des Tacitus, „mit seinem weiten Umfange und den wohlabgesteckten Quartieren erschien deutlich als dreier Legionen Werk; aber eine Strecke weiterhin gab ein halb eingestürzter Wall und ein ungewöhnlich flacher Graben zu erkennen, daß an dieser Stelle die schon halb vernichteten Trümmer des Heeres gerastet hatten. Inmitten des Schlachtfeldes selbst lagen die gebleichten Gebeine unberührt, so wie jeden, im Kampf oder auf der Flucht, der Tod ereilt hatte, zerstreut oder in Haufen zusammen. Dazwischen lagen Bruchstücke von Waffen und Gliedmaßen von Pferden. Von den Baumstämmen herab grinsten die Schädel der Geopferten. Auch die Altäre, auf denen letztere hingeschlachtet waren, erblickte man in den umliegenden Hainen. Tiefe Wehmut und das Gefühl der Hinfälligkeit alles Menschenglückes ergriff das ganze Heer. Einige waren darunter, die der furchtbaren Niederlage entronnen waren. Diese berichteten und zeigten nun: hier seien die Legaten gefallen, dort die Adler ihnen entrissen worden; an dieser Stelle habe der unselige Varus sich den Tod gegeben; von jener Anhöhe herab habe Armin die Seinigen angeredet. . . . So bestattete denn das anwesende römische Heer, sechs Jahre nach jener Niederlage, die Gebeine der drei Legionen, allesamt, die da lagen, zur Ruhe. Keiner wußte, ob er die Überreste eines Fremden oder eines lieben Verwandten oder Freundes begrub. Die erste Rasenscholle zu dem Grabhügel, den sie wölbten, legte der Feldherr selbst.“ Die Pietät gegen die Gefallenen erklärt das Verfahren des Germanicus schon hinlänglich; er wollte aber auch die Seinigen durch den traurigen Anblick zu größerer Erbitterung gegen die Feinde anspornen. Tiberius mißbilligte später sein Thun; er meinte, ein so grauenvolles Schauspiel hätte das Heer leicht entmutigen können und der mit der Augurwürde bekleidete Imperator habe sich nicht auf Totenbestattung einlassen sollen.

Armin wich mit seinem Heere noch weiter zurück bis in eine rings von Wald umgebene Niederung, die (nach Knoke) im heutigen Barenauer Paß wiedergefunden wird. Hier wandte er sich plötzlich um, und Germanicus ließ sich, an einer offenbar nicht eben günstigen Stelle, verleiten, die angebotene Schlacht anzunehmen. Durch einen schnellen Angriff der deutschen Plänkler wurde die römische Reiterei in Verwirrung gesetzt und floh. Hilfskohorten, die der Feldherr sandte, wurden mit fortgerissen und mehrten die Bestürzung. Sie wären von den Germanen allesamt in einen Sumpf gedrängt worden, der jedem Unkundigen Verderben drohte, hätte nicht Germanicus die Legionen vorrücken lassen. Diesen gelang es, die Schlacht

zum Stehen zu bringen. Aber das war auch alles; ein Sieg ward nicht erfochten. „Nach unentschiedenem Kampfe kam es zum Abzug der Römer," so heißt es in dem römischen Schlachtbericht, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß sich dahinter das Zugeständnis einer erlittenen Niederlage verbirgt. Was danach geschah, stimmt zu solcher Annahme vollständig: Germanicus trat den Rückmarsch an, er wagte trotz der Erfolglosigkeit des Kampfes nicht, noch einmal Armin anzugreifen. Wie er gekommen war, so führte er seine Legionen an die Ems zurück und suchte von hier aus zu Schiffe an der Nordseeküste hin wieder nach dem Rhein zu gelangen; ein Teil der Reiterei zog abermals unfern dem Ufer nach Friesland zu; Cäcina sollte mit Benutzung der oben erwähnten langen Brücken des Domitius (s. S. 198) den nächsten Weg nach Vetera Castra einschlagen.

Dieser Weg führte aber fast ununterbrochen durch morastiges Land, „voll zähen, dicken Schlammes oder gefährlich wegen versteckter Gewässer." Ringsherum zogen sich allmählich ansteigende Wälder, welche Armin mit seiner ganzen Streitmacht besetzt hielt, da er auf wohlbekannten Richtwegen in Eilmärschen den langsam dahinziehenden, schwerbepackten Soldaten zuvorgekommen war. Überdies waren die Bohlwege auf lange Strecken durch das Alter unwegsam geworden und eingesunken. Cäcina sah sich vor die schwierige Aufgabe gestellt, die „Brücken" herzustellen und zugleich den Feind abzuwehren. Aber der ergraute Kriegsmeister verzagte in dieser bösen Lage nicht. Er ließ zunächst ein befestigtes Lager aufschlagen, wodurch die Wegarbeiter gedeckt wurden, und teilte sein Heer: die eine Hälfte mußte die Bohlen legen, die andere das Lager verteidigen. Da aber griffen Armins Scharen von allen Seiten an. Ihre Absicht war, die Brückenarbeiter von den Lagertruppen zu trennen. Das Angstgeschrei jener mischte sich mit den Schlachtrufen der Streiter. „Alles," erzählt Tacitus, „war dabei den Römern gleicherweise ungünstig: der Boden mit seinem tiefen Schlamm, nicht haltbar genug, um darauf festen Fuß zu fassen, zu schlüpfrig, um darüber vorzuschreiten; die Soldaten niedergedrückt durch die Last der Rüstungen, kaum im stande die Wurfgeschosse zu schwingen; andererseits die Cherusker, gewöhnt an Kampf in Sumpf und Moorland, riesige Gestalten, mit ungeheuren Lanzen bewaffnet, mit denen sie von weitem Wunden stachen."

Die Nacht trennte endlich die Kämpfenden. Aber diese Nacht brachte neues Entsetzen; denn nun ließ der unermüdliche Armin seine durch die glücklichen Erfolge von glühendem Eifer beseelten Germanen alle Gewässer, die auf den rings ansteigenden Höhen entsprangen, in die Niederung leiten, wo Cäcinas Lager stand. Die Befestigungen und die Brückenarbeiten wurden überschwemmt, die Mühsal der Soldaten verdoppelte sich. Und von den Waldhügeln her ertönte schauerlich durch die finstere Nacht das wilde

Jauchzen und Singen der Deutschen, die sich durch ein festliches Gelage auf den morgenden Tag vorbereiteten. Welch ein Gegensatz zwischen diesem ausgelassenen Jubel und der Stimmung, die bei den Römern herrschte. „Trüb brannten die Wachtfeuer; nur abgerissene Laute waren zu vernehmen. Die müden Krieger lagerten ohne Ordnung am Walle oder irrten zwischen den Zelten umher, todmüde und doch schlaflos.“ Den Feldherrn schreckte ein grauenvoller Traum aus seiner kurzen Ruhe empor. Das Bild des Varus, das vielen vor der Seele stehen mochte, stieg auch ihm auf: mit Blut bespritzt stieg der tote Feldherr gespenstig aus dem Sumpfe, winkte mit der Hand und schien ihn zu sich zu rufen. Aber der Träumende stieß die Geisterhand zurück.

Der erprobte Heerführer verlor den kalten Mut nicht. Sein Plan war, die Germanen so lange in den Wäldern festzuhalten, bis die Verwundeten und der Troß über die Bohlenwege hinweg eine breitere Ebene erreicht hätten, welche mitten im Moorland in geringer Entfernung lag. Als der Tag graute, wichen die Legionen, die auf den äußersten Flügeln in der gefährlichsten Stellung standen, aus Furcht oder Trotz von ihren Posten und eilten, um sich zu retten, selbst jener Ebene jenseit des Sumpfes zu. Dennoch brach Armin, obwohl jetzt die Flanken ohne Schutz waren, noch nicht hervor. Als aber die übrigen zwei Legionen folgten, das Gepäck in Schlamm und Morast stecken blieb, die Soldaten allenthalben in Unordnung gerieten, die Ordnung der Feldzeichen hin und her wankte und jeder, wie es in solchen Lagen geschieht, nur an sich und an seine Rettung dachte, aber die Befehle überhörte, da hieß Armin seine Deutschen losbrechen. „Seht da!“ rief er mit gewaltiger Stimme, „Varus und seine Legionen! zum zweitenmal in unsere Hand gegeben!“ Und damit stürmte er selbst mit seinem Fürstengefolge auf den Zug der Römer und sprengte ihn mitten auseinander. Seinem klugen Befehle gemäß stachen die Germanen vor allem die Pferde der Berittenen nieder. Auf dem schlüpfrigen Boden ausgleitend, warfen die ermüdeten Tiere ihre Reiter ab, rannten nieder, was ihnen in den Weg kam, und zerstampften die Gestürzten. Ein Hagel von Wurfpfeilen regnete auf die Römer herab, an ein Vortragen oder Aufpflanzen der Adler war nicht zu denken. Dem Feldherrn selbst ward, während er sich bemühte die Schlachtordnung wieder herzustellen, das Pferd unter dem Leibe durch ein Wurfgeschoß getötet. Er stürzte und wäre umzingelt worden, hätten sich nicht die Soldaten der ersten Legion zwischen ihn und die Feinde geworfen.

Aus solcher Not rettete die Römer die thörichte Beutegier der siegesgewissen Feinde; statt die Legionen, die wirklich durch das Schicksal und durch Armins geniale Berechnung in ihre Hand gegeben waren, vollständig zu vernichten, stürzten sie sich auf das Gepäck nnd fingen an zu plündern.

So gelang es den Römern mit unsäglichen Anstrengungen, nach einem Tag ununterbrochenen Kampfes, doch gegen Abend auf festen Boden zu kommen. Aber noch war der Mühsal kein Ende. Ein Wall mußte aufgeworfen, Rasen ausgestochen, Erde ausgegraben und herzugetragen werden, während die dazu erforderlichen Werkzeuge zum größten Teil verloren waren. Ja, mit dem steckengebliebenen Troß waren nicht nur Schaufeln, Körbe und Spaten, sondern auch die Zelte für die Mannschaften und das Verbandzeug für die Verwundeten verloren. Alles war außerdem mit Sumpfwasser und Blut besudelt, selbst die Nahrungsmittel; kein Licht, kein Feuer brannte. Alle glaubten, ihre letzte Nacht sei herbeigekommen. Ein Pferd, das sich losgerissen hatte, lief scheu gemacht umher und erregte in der Finsternis großen Schrecken. In dem Wahne, die Germanen seien eingebrochen, stürzte alles auf die Thore, besonders auf das Hinterthor zu, das am weitesten vom Feinde ablag und dem Entkommen am günstigsten war. Da warf sich der alte Cäcina, da weder Bitten noch Drohungen fruchteten, der Länge nach auf die Thorschwelle nieder. Das half; Scham und Mitleid regte sich; niemand wollte auf des greisen Legaten Leib treten. Zugleich überzeugten die Tribunen und Hauptleute die Soldaten, wie grundlos die Angst war. Als die Besinnung wiederkehrte, hieß Cäcina die Scharen vor das Feldherrnzelt zusammentreten und ihn ruhig anhören. Er bewies ihnen, daß ihr ganzes Heil in der durch Klugheit geleiteten Tapferkeit beruhe; man müsse innerhalb des Walles bleiben, bis die Feinde, in der Hoffnung ihn zu erstürmen, näher heranrückten; dann müsse sofort nach allen Seiten ein Ausfall unternommen werden; nur so werde man den Rhein erreichen können. Wenn sie aber vor der Zeit zu entkommen suchten, so warteten ihrer nur immer dichtere Wälder und tiefere Sümpfe und die Mordgier der Feinde. Darauf verteilte er die Pferde der Legaten und Tribunen, mit seinem eigenen anfangend, ohne Rücksicht auf Rang unter die tapfersten Krieger, damit sie bei dem Ausfall voraus stürmten, während die Hauptmasse zu Fuße folgte.

Während so der maßgebende Befehl eines trefflichen Feldherrn die schwer gefährdeten Legionen in aller Not und Bestürzung zu ihrem Heile zusammenhielt, siegte im Rate der deutschen Fürsten die Mehrheit der Stimmen über die Mahnung des scharfen Verstandes. Ungezügelte Kampf- und Beutegier der Mannen und Uneinigkeit der Führer brachte die Germanen um den schon fast sichern Sieg. Der wohlerwogene Rat Armins war, man solle abwarten, bis die Römer ihr Lager verließen, und sie dann auf dem feuchten, schwierigen Boden umzingeln; der tapfere, aber dem großen Manne an Scharfblick und Feldherrngeschick nicht im entferntesten ebenbürtige Inguiomer dagegen riet ohne Zaudern anzugreifen; die Erstürmung des Walles werde ohne Mühe gelingen, die Zahl der Gefangenen

werde größer, die Beute reichlicher sein, als wenn man die Feinde erst herauslasse. Diese Meinung war natürlich dem wilden Ungestüm der Menge einleuchtender als Armins Vorsicht. Und so betrog die thörichten Helden wieder einmal ihre tolle Streitlust, ungehört verhallte die warnende Stimme des Herzogs — denn in solcher Stellung haben wir uns Armin zu denken —; sein klug berechneter Plan scheiterte, nicht an der römischen Überlegenheit, sondern an der Stierköpfigkeit seiner Mannen, deren ungeschlachte Tapferkeit noch nicht gehorchen gelernt hatte.

Als der Tag graute, begannen die Germanen den Wallgraben mit hineingeworfenem Reisig auszufüllen und rannten darüber hinweg gegen den Wall los, um ihn zu erklimmen und über die Pallisaden zu klettern. Nur wenige römische Wachtposten zeigten sich oben; die Menge der Soldaten schien wie von Furcht gebannt im Schoße des Lagers sich zu verstecken. Da, als die Deutschen so zwischen Pfahlmauer und Graben gleichsam eingeklemmt waren, ertönten plötzlich die römischen Hörner und Tuben. Im Sturmschritt brachen zu allen Thoren die wohlgeordneten Kolonnen hervor und griffen nun ihrerseits die Angreifer im Rücken an. Die Germanen, die von der Festigkeit eines römischen Lagerwalles keinen Begriff hatten und es nur mit wenigen, halb kampfunfähigen Gegnern glaubten aufnehmen zu müssen, waren jetzt von der so unerwartet anstürmenden stattlichen Streitmacht nicht wenig betroffen. Nach einem verzweifelten Handgemenge löste sich alles in wilder Flucht auf. Inguiomer ward schwer verwundet aus dem Kampfe getragen; Armin entkam, als er alles, wie er erwartet hatte, verloren sah, unversehrt. Die Verfolgung der flüchtigen Germanen währte bis gegen Abend. Erst dann kehrten die von Siegesbewußtsein neugestärkten Römer ins Lager zurück. Ohne durch Angriffe weiter beunruhigt zu werden, traten die Legionen den Rückzug nach dem Rhein an.

Hier in Vetera Castra hatte sich unterdes das Gerücht verbreitet, das Heer sei völlig umzingelt und die Germanen rückten in hellen Scharen gegen Gallien an. Eine solche Bestürzung erregte dies Gerede, daß man schon die Rheinbrücke abbrechen wollte. Und es wäre geschehen, wenn nicht eine Frau diese Schmach abgewendet hätte. Des Germanicus Gattin, die leidenschaftliche, aber hochgesinnte Agrippina vertrat damals, wie Tacitus sagt, die Stelle des abwesenden Feldherrn. Überall zum Rechten sehend, den Bedürftigen Kleidung, den Verwundeten Verband und Hilfe spendend, wehrte sie jetzt dem Abbruch der Brücke, und als Cäcina mit seiner vielgeprüften Schar heimkehrte, stand die großartige Frau am Eingang der Brücke und empfing die Legionen mit Lob und Dank.

Inzwischen hatten auch die übrigen Heeresteile schweres Ungemach zu bestehen. Germanicus übergab, um die Schiffe bei dem unbekannten, an Untiefen reichen Meere nicht zu sehr zu belasten, zwei von den vier Legionen,

die er zur See hergeführt hatte, dem Publius Vitellius, damit er mit ihnen den Landweg längs der Küste einschlage. Vitellius hatte anfangs auf trockenem Boden und bei nur mäßig anspülender Flut einen ruhigen Marsch. Aber bald — es war zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche, wo am häufigsten Sturmfluten den Ocean anschwellen — geriet der Zug in schwere Bedrängnis. Eine Springflut überströmte weit und breit das Land. Moor, Gestade, Ebene des Festlandes waren nicht mehr zu scheiden; wo sicherer oder gefährdeter Weg, wo seichte Stelle oder tiefes Gewässer war, konnte niemand sehen. Die anbrausenden Wogen rissen viele Menschen um, Vieh und Gepäck ward von Strudeln verschlungen, Leichname schwammen dazwischen herum und trieben gegen die mühsam Weiterziehenden. Die einzelnen Heeresabteilungen gerieten durcheinander, die Leute standen bald bis an die Brust, bald bis an den Mund im Wasser. Manche verloren den Boden unter den Füßen, wurden weggeschwemmt und versanken. Kein Zuruf, keine wechselseitige Ermunterung half, wo das Wasser herdrang. Der Brave und der Feigling, der Kluge und der Unverständige, der Bedächtige und der Kopflose, hier waren sie alle einander gleich; alles wurde in dem gleichen Strom mit fortgerissen. Endlich arbeitete sich Vitellius auf höheren Boden durch und rettete dorthin seine Scharen. Sie übernachteten, rings von Fluten umwogt, ohne Lebensmittel, ohne Feuer, zitternd vor Kälte, zum Teil verletzt, in einem so bedauernswerten Zustand wie ein von übermächtigen Feinden umlagertes Heer. Das wiederkehrende Tageslicht zeigte ihnen wieder trockenen Boden. Sie erreichten einen Fluß (die Hunse?), an dessen Ufer die Schiffe des Germanicus ihrer warteten.*) Der Feldherr ließ die wegemüden Männer an Bord nehmen und kehrte mit ihnen nach glücklicher Fahrt in den Rhein zurück. Hier traute man kaum seinen Augen, als man die Legionen wiedersah; man hatte schon den Prinzen samt seinem Heere für ertrunken gehalten.

Während dieser Ereignisse hatte Lucius Stertinius (vgl. S. 215) den Bruder des Segest, Segimer, zur Unterwerfung genötigt und ihn samt seinem Sohn Sesithank nach der „Stadt der Ubier“ (Köln) gebracht. Beide erlangten Verzeihung. Der Vorgang zeigt, wie F. Dahn bemerkt, daß Rom Wert darauf legte, den andern Germanen die Fürsten der Cherusker, des Führervolks im Freiheitskampfe, als reuige Wiederunterworfene darzustellen; andererseits mochte es den Gesippen schwer werden, unter dem steten Argwohn und Vorwurf des Verrates sich im Lande zu halten.

Es war dies allerdings ein sehr dürftiger Ertrag aller der unendlichen

*) Die Örtlichkeiten sind nach der Darstellung des Tacitus überaus schwer zu bestimmen. Wir müssen hier wie überhaupt bei den Zügen des Germanicus darauf verzichten, die weitauseinandergehenden Meinungen der Gelehrten darzulegen.



Anstrengungen und Opfer, die der Zug des Jahres 15 gekostet hatte. Ein Sieg war nicht erfochten, eine Entscheidung nicht errungen worden. Allgemeiner als je regte sich der Freiheitsstolz im nordwestlichen Germanien, Armin verfügte über mehr Volksgenossen als jemals zuvor. Und dennoch war der verlustreiche Feldzug nicht ohne einen bedeutsamen Gewinn. Germanicus hatte eingesehen, „daß die Barbaren in offener Feldschlacht auf einem für beide Teile gleich günstigen Boden von der Kriegskunst der Legionen jedesmal geschlagen wurden, daß ihnen dagegen ihre Wälder und Sümpfe, ihre kurzen Sommer und vorzeitigen Winter Vorschub leisteten, daß die Legionen bei dem Eindringen vom Rhein gegen die Elbe durch die großen Märsche mehr Schaden litten, als durch das Schwert. Gallien, erschöpft durch die zahlreichen früheren Lieferungen, vermochte nicht mehr die große Zahl von Pferden zu stellen, welche die Reiterei und mehr noch der starke Troß zur Beförderung der Lebensmittel und des Materials für Brücken-, Lager- und Wegebau in dem sumpfigen, pfadlosen Waldland erheischte. Und eben jener zu Lande unentbehrliche, lang gestreckte, unbehilfliche Zug des Trosses erleichterte den Feinden Hinterhalt und Überfall, erschwerte den Römern die Verteidigung. Alles dies gestaltete sich anders, günstiger bei dem Angriff von der See her. Mochten auch die deutschen Küstenvölker keineswegs, wie Tacitus meint, das Meer als ein ihnen fremdes, ihnen unbeschreitbares Gebiet scheuen, immerhin konnten sie weder auf der See und in dem Unterlauf der Flüsse mit ihren Küstenfahrern den römischen Trieren begegnen, noch die Landung der Legionen verhindern. Früher als bei dem Angriff auf dem Landweg, sobald die See schiffbar geworden, konnte der Feldzug eröffnet, ungetrennt, auf denselben Schiffen, konnten Truppen, Gepäck, Lebensmittel befördert, Reiter und Rosse ohne Erschöpfung durch beschwerliche Sumpf- und Waldmärsche, von den Küsten und Strommündungen aus mitten in das Herz Germaniens geworfen werden.“*)

Solche Erwägungen führten den Feldherrn zu dem Entschluß, im Frühling des nächsten Jahres (16 n. Chr.) auf einer Flotte von 1000 Schiffen mit seiner ganzen Heeresmacht und allem Kriegsmaterial die Nordseeküste entlang zu segeln und von hier aus ungetrennt sogleich mitten in Deutschland einzubrechen. Er handelte nach dem Vorbilde seines Vaters, aber sein Unternehmen war weit großartiger, als es zu Drusus' Zeiten gewagt worden war. Die Schiffe wurden großenteils neu erbaut, mit flachen Kielen, um ohne Schaden aufzulaufen, und weitem Bauche, um gegen den Schwall der Wogen besser geschützt zu sein; an vielen waren

*) So F. Dahn in seiner Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker 2, S. 84. Vgl. Tacitus, Annalen 2, 5.

auf beiden Enden Steuerruder angebracht, damit sie ohne Wendung schnell nach entgegengesetzter Richtung gerudert werden könnten. Die Fahrzeuge, in denen die großen Wurfmaschinen, Pferde und Proviant befördert wurden, waren mit Verdecken versehen. Zum Sammelplatz der ganzen, imponierenden Macht ward die „Insel der Bataver" bestimmt. „Der Rhein nämlich," so lautet des Tacitus lehrreiche Schilderung, „der bis dahin in einem Bett ununterbrochen dahinströmt oder doch nur kleine Inseln umschließt, teilt sich, wo das Bataverland beginnt, gleichsam in zwei Flüsse und behauptet seinen Namen und die Gewalt seiner Strömung da, wo er an Germanien entlang zieht, bis er sich mit dem Ocean mischt; das gallische Ufer bespült er in breiterem, sanfterem Strome; mit geändertem Namen nennen ihn die Anwohner hier Vahalis (Wahl); bald dient ihm als Ersatz auch für diesen zweiten Namen der Fluß Mosa (Maas), dessen unermeßlich breite Mündung er benutzt, um sich in eben denselben Ocean zu ergießen."

Noch ehe die römischen Streitkräfte in dieser Gegend sich sammelten, kam es an zwei Stellen Germaniens zu kleineren Kämpfen. Der Legat Gajus Silius war mit einer auserwählten Mannschaft gegen die Chatten geschickt. Aber da plötzlich große Regengüsse eintraten, richtete er nichts aus. „Vermutlich waren die Chatten, durch den früheren Überfall gewarnt, jetzt besser auf der Hut." Selbst die Beute, die Silius machte, war unbedeutend; nur zwei vornehme Frauen, die Gattin und die Tochter des chattischen Fürsten Arp fielen ihm in die Hände. Etwas wichtiger war ein zweites Vorspiel des großen Feldzugs. Die Germanen hielten „das Kastell am Flusse Lupia (Lippe)," womit doch wohl Aliso gemeint ist, das die Römer inzwischen wieder besetzt haben konnten, mit so zahlreicher Mannschaft umlagert, daß Germanicus mit nicht weniger als sechs Legionen einen schnellen Streifzug dahin unternahm, um die Feste zu entsetzen. Bei seiner Annäherung wichen indes die Belagerer in die Waldgebirge zurück. Den alten „Altar des Drusus", den die Deutschen zerstört hatten, richtete er wieder auf und weihte ihn zu Ehren seines Vaters feierlich ein. Er vernahm auch, die Germanen hätten den Grabhügel über den Gebeinen der Varianischen Legionen weggerissen; so gern Germanicus auch diesen wiederhergestellt hätte, so mußte er doch diesmal darauf verzichten, da Wichtigeres zu thun war. Auf dem Rückwege nach dem Rhein befestigte er die Heerstraße zwischen diesem Strom und dem Kastell Aliso längs der Lippe durch starke Wälle und Dämme.

Die Flotte hatte sich inzwischen zusammengefunden. Ohne Zögern steuerte der Feldherr auf ihr mit Legionen, Bundesgenossen, Kriegsgeräten und Mundvorrat in den Drususkanal, wo er zu seinem Vater um Segen zu dem großen Werke betete. Von hier aus ging es in glücklicher Fahrt durch den Zuyder-See und die Nordsee bis an die Mündung der Ems.

Die Flotte ward vor einem nahe der Mündung auf dem linken Ufer gelegenen Kastell Amisia zurückgelassen. Warum er sie nicht weiter stromauf führte und rechts landete, sondern das Heer auf dem linken Ufer aufwärts rücken, dann mit mehrtägigem Zeitverlust Brücken schlagen und die Truppen diese überschreiten ließ, wissen wir nicht. Während jenseit der Brücken, also auf dem rechten Ufer, ein Lager befestigt ward, kam die Kunde, die Angrivarier (die nördlichen Nachbarn der Cherusker, im Lande der „Engern") hätten sich zum Abfall erhoben. Stertinius ward sofort gegen sie abgesandt und strafte ihre „Treulosigkeit" mit Feuer und Schwert. So sicherte er den Rücken der römischen Operationslinien.

Ohne Widerstand zu finden zog das Heer in südöstlicher Richtung bis zur Weser (bei Rehme oberhalb der westfälischen Pforte?). Hier lagerten auf dem andern Ufer die Cherusker mit ihren Verbündeten unter Armin. Letzterer trat mit einigen andern Edlen an den Strom und fragte hinüber, ob der Cäsar (Germanicus) selbst schon angekommen sei. Auf die bejahende Antwort bat er, man möge ihm eine Unterredung mit seinem Bruder, den die Römer Flavus nannten, verstatten. Er wußte diesen also im Gefolge des Feldherrn. Flavus, „allbekannt wegen seiner Treue (gegen die Römer) und wegen einer Wunde, die ihm wenige Jahre zuvor das eine Auge geraubt hatte," trat vor. Armin begrüßte ihn, ließ dann seine eigenen Begleiter zurückgehen und ersuchte seinen Bruder die Bogenschützen, die am römischen Ufer aufgestellt waren, zu entfernen. Sein Wunsch ward erfüllt. Darauf fragte er den Bruder, woher sein Gesicht so entstellt sei. Flavus nannte den Ort und den Tag der Schlacht. Armin fragte weiter, welche Belohnung er empfangen habe. Der Bruder nannte sie mit dem Stolz des echten Römlings: Solderhöhung, die Ehrenkette, den Ehrenkranz und andere Dienstauszeichnungen. Da lachte Armin und rief in bitterem Hohn: „Ei sieh doch, wie billig ist die Knechtschaft zu kaufen!" Flavus suchte sich zu rechtfertigen; er redete von Roms Größe, von der Macht des Kaisers; wie der Besiegte schwere Strafe zu gewärtigen habe, den Unterwürfigen dagegen Gnade und Freundschaft erwarte; auch seine Gattin Thusnelda und sein Sohn würden nicht feindselig behandelt. Nun brach bei Arnim der ganze Schmerz und Ingrimm, die ganze liebevolle Bitterkeit seiner gramschweren Seele durch und machte sich in erschütternden Worten Luft. Er sprach von des Vaterlandes gutem Recht, von der alten, von den Vätern ererbten Freiheit, von den trauten, heimischen Göttern; er sprach auch von der lieben Mutter, die als Witwe in seinem Hofe saß und deren Thränen noch immer um den ungetreuen Sohn flossen; er beschwor den Abtrünnigen, er möge doch um der Mutter willen nicht aus freier Wahl sein Haus, die Blutsfreunde, die treuen Mannen, ja den ganzen Stamm verlassen und

schnöde verraten, deren Herr und Fürst er von Rechts wegen sein sollte. Der Römling, gewiß nicht ungetroffen von solcher Rede, hatte doch nicht die Kraft, sich der unwürdigen Ketten, die ihn fesselten, zu entledigen; er barg die Beschämung hinter heftigen Worten. Nun schleuderte Armin ihm die peinlichste Kränkung zu, beide gerieten in leidenschaftliche Wut. Hätte nicht der Strom dazwischen gelegen, sie wären handgemein geworden. Stertinius eilte herbei und hielt den Flavus zurück, der schon in heftigem Zorn nach seinem Roß und seinen Waffen rief. Armin aber streckte drohend den Arm empor und kündigte in lateinischen Worten eine Schlacht an, so daß die Römer die Ansage verstanden.

Am folgenden Tage stellten sich die Germanen am rechten Weserufer in Schlachtordnung auf. Germanicus wollte nicht im Angesicht des Feindes den Übergang erzwingen und so seine besten Truppen aufs Spiel setzen, deshalb ließ er nur die Reiterei an zwei seichten Stellen durch den Fluß rücken. Stertinius und ein Hauptmann mit Namen Ämilius führten die Schwadronen hinüber und griffen, um den Feind zu teilen, an verschiedenen Punkten an. Chariowalda dagegen, der Anführer der kecken Bataver, setzte mit den Seinigen, alle Gefahr verlachend, an einer Stelle über, wo der Fluß reißend dahinschoß. Aber seine Tollkühnheit ward ihm zum Verderben. Ihn lockten die Cherusker, zum Scheine fliehend, in eine Ebene, rings von waldigen Höhen umgeben. Hier wandten sie sich und stürmten von allen Seiten auf ihn los. Immer dichter wurden die von aller Hilfe Getrennten umzingelt und auf einen engen Raum zusammengedrängt. Lange wehrten sie sich tapfer. Endlich ermahnte Chariowalda die Seinen, in gedrängtestem Keil die Scharen der Feinde zu durchbrechen und sprengte selbst in den dichtesten Haufen. Ein Hagel von Wurfspeeren überschüttete ihn, sein Roß brach zusammen, er selbst sank und viele Brave um ihn. Die übrigen rettete eigene Kraft und Schnelligkeit und die endlich zum Entsatz unter Stertinius und Aemilius anrückende römische Reiterei.

Unterdes hatte Germanicus mit den Legionen auf Schiffbrücken die Weser überschritten und befahl auf dem rechten Ufer ein Lager aufzuschlagen. Durch einen Überläufer erfuhr er, an welchem Orte Armin die Schlacht beginnen wollte, daß die Cherusker mit andern deutschen Stämmen in einem dem Donar geweihten Haine versammelt seien und bei Nacht einen Überfall auf das Lager unternehmen würden. Die Aussage erwies sich als wahr. Man konnte den Schein von den Wachtfeuern und Opferflammen sehen; Kundschafter, die sich näher gewagt hatten, meldeten, man höre das Schnauben der Pferde und das dumpfe Geräusch einer ungeheuren, ordnungslosen Menschenmenge. Germanicus erkannte, daß ein großer, entscheidender Schlag bevorstehe, und hielt es für gut, vorher die Stimmung der Seinen zu erkunden. Um ganz sicher zu gehen, verließ er, als die

Nacht hereingebrochen war, mit einem einzigen Begleiter, ein Stierfell um die Schultern geworfen, sein Zelt und schlich durch die Lagergassen, indem er zuweilen vor den Zelten lauschend stehen blieb. Was er hörte, erfüllte ihn mit Stolz und Freude: der eine pries des Feldherrn Hochherzigkeit, der andre seine stattliche Schönheit, die meisten seine Milde und Freundlichkeit, seine im Ernst und Scherz sich stets gleich bleibende Güte, und laut bekannten sie, es sei jedes ehrlichen Soldaten Pflicht sich dem geliebten Feldherrn in der Schlacht dankbar zu zeigen und an den verwünschten Friedensstörern Rache zu nehmen.

Nach Mitternacht näherten sich Scharen der Deutschen dem Lagerwall, um es womöglich durch Überrumpelung einzunehmen; da sie aber merkten, daß der Wall stark mit Truppen besetzt war, zogen sie wieder ab, ohne einen Speer abgeschleudert zu haben. So verging die Nacht ohne weitere Beunruhigung. Am Morgen erwachte Germanicus frischen Mutes, durch einen heitern Traum gestärkt, und berief das Heer zur Versammlung. Weise durchdacht und klug auf den bevorstehenden Kampf berechnet waren die Worte, die er, nach Tacitus Bericht, an seine Krieger richtete: „Nicht ebene Felder allein sind dem römischen Soldaten günstig zur Schlacht, sondern, bei geschickter Verwertung, auch Wälder und Bergthäler. Denn der Barbaren riesige Schilde und ihre unmäßig langen Speere sind unter den Baumstämmen und dem überall aufschießenden Gestrüpp keineswegs so bequem, wie eure kurzen Schwerter und Wurfspieße und die eng anliegenden Panzer. Werfet nur die Spieße beizeiten in voller Wucht und stoßt mit den Schwertern immer nach dem Gesicht. Der Germane hat weder Panzer noch Helm. Selber sein Schild ist nicht mit Eisen oder Leder gefestigt, sondern besteht nur aus Weidengeflecht oder bunt bemalten Brettern. Höchstens die vorderste Kämpferreihe führt ordentliche Langspeere, die übrigen nur ungefüge, im Feuer gehärtete Stangen oder kurze Spieße; nicht einmal Schwerter haben sie alle. Ihre Leiber — nun ja, fürchterlich sind sie zu schauen und kraftvoll zu kurz dauerndem Ansturm; aber Wunden zu ertragen taugen sie nicht. Ohne Gefühl für Schande, ohne auf die Anführer zu hören, laufen sie davon. Verzagt im Unglück, achten sie im Glück kein göttliches und menschliches Recht. Seid ihr der mühseligen Märsche und Seefahrten müde und sehnet ihr ein Ende eurer Anstrengungen herbei, — wohlan, nur hier, in der heutigen Schlacht könnt ihr es gewinnen. Wir sind der Elbe schon näher als dem Rhein, und jenseit der Elbe droht uns kein Krieg mehr. Nur diesmal noch haltet aus! wir stehn auf den Fußstapfen meines Vaters Drusus und des Kaisers! Zeigt euch solcher Vorgänger würdig und erringet den Sieg!" Durch diese Rede entflammte er die Kampflust der Soldaten. Das Zeichen zur Schlacht ward gegeben.

Aber auch Armin und die andern Fürsten der Germanen versäumten nicht, ihre Streiter zum Kampfe anzufeuern. „Da habt ihr die Römer," rief der große Cheruskerheld, „es sind die hurtigen Flüchtlinge aus der Varusschlacht! Um nicht wieder in den Krieg zu müssen, haben sie Meuterei getrieben. Mancher trägt noch auf dem Rücken die schimpfliche Wunde. Meeresbrandung und Sturm hat sie schon jämmerlich zugerichtet. Was vermögen sie gegen eure gerechte Wut und den Zorn der Götter, die auf euch herabschauen und zu euch herniedersteigen in die Schlacht? Wo ist ihre Siegeszuversicht? Weil sie ihre Niederlage ahnten, haben sie Schiffe über das Meer geführt. So entzogen sie sich feig unsern Angriffen und wollen sich bei der Flucht unsern Hieben entziehen. Aber wenn es zur Schlacht kommt, sollen sie sich vergebens nach ihren Schiffen umschauen. So weit lassen wir sie nicht fort. Denkt an die römische Habsucht, Grausamkeit und Frechheit! Nichts bleibt euch übrig als Freiheit oder Tod!" So sprach Armin, und nun war kein Halten mehr. Von beiden Seiten stürmten die Scharen, nach Kampfe lechzend, zur Schlacht.

Eine Ebene war die Walstatt,. die von den Deutschen Idisiaviso, Wiese der Idise, d. h. der Walküren*) genannt ward. Dieses Gefilde liegt, nach Tacitus, mitten zwischen der Weser einerseits und den sie begleitenden Höhenzügen andrerseits und zieht sich, je nachdem der Fluß sich ausdehnt oder in schmalem Bette fließend eingeengt wird, in wechselnder Breite hin. Im Rücken der Germanen erhob sich ein Bergwald von hochragenden Bäumen ohne Untergehölz. Auf dem Gefilde und am Waldrande stand das Heer der Barbaren. Nur die Cherusker hielten weiter rückwärts auf der Höhe, um von hier aus sich während des Gefechtes auf die Römer zu stürzen. Die Ordnung des Römerheeres war folgende: Im Vordertreffen standen die gallischen und germanischen Hilfsvölker, dann folgten Bogenschützen zu Fuß, dann vier Legionen. Hinter ihnen an der Spitze seiner Leibwache und einer auserlesenen Reiterschar ritt der Feldherr selbst. Dahinter kamen die übrigen vier Legionen, Leichtbewaffnete und berittene Bogenschützen. Alle Soldaten waren sorglich bedacht, die Zugordnung beim Übergang zur Schlacht nicht zu stören.

Wären doch die Germanen ebenso an Zucht und Gehorsam gewöhnt gewesen! Aber diese verscherzten wieder den Sieg und zerstörten den klugen Plan Armins durch ihren leichtsinnigen Ungestüm und ihre unbezähmbare

---

*) So nach der schönen und überzeugenden Besserung Jakob Grimms; die Handschrift hat freilich Idistaviso, das aber jeder befriedigenden Erklärung spottet. Man sucht das Gefilde „bei Oldendorf, am Fuße des Süntel oder des Hohensteins, oder, in neuerer Zeit bei Dören und Bückeburg" (Dahn). Nach Knoke wäre die Ebene bei Eisbergen (südlich von Bückeburg) gelegen, der Sammelplatz der Germanen die Höhe der Arensburg, der Angrivarierwall östlich vom Dorf Leese.

Kampfwut. Gegen Armins ausdrücklichen Rat brachen die Cherusker zu früh hervor und stürzten sich auf die stärksten Reitergeschwader. Da befahl Germanicus dem Stertinius die übrige Reiterei seitwärts eine Wendung machen zu lassen und die Angreifer im Rücken zu packen; er selbst werde zur rechten Zeit eingreifen. In diesem Augenblick zogen acht Adler über das Heer zum Walde hin. Das scharfe Auge des Feldherrn gewahrte das herrliche Glückszeichen. „Auf," rief er mit lauter Stimme, „folget den Vögeln Roms, den Schützern und Führern der Legionen!" Jetzt griff das Fußvolk an, und zu gleicher Zeit fiel die Reiterei den Deutschen in den Rücken und in die Flanken. In kurzer Frist war die Schlachtordnung der Germanen, wenn überhaupt von solcher die Rede sein kann, in gräßlichster Verwirrung. Die einen flohen von der Ebene dem Walde zu, die andern aus dem Walde ins Freie. Der Teil der Cherusker, der auf der Anhöhe mit Armin gehalten hatte, wahrscheinlich das Gefolge des Feldherrn, ward jetzt herabgedrängt. Weithin kenntlich ragte über alle der große Held hervor. Durch gewaltige Thaten, ermunternden Zuruf, durch Hindeuten auf seine frisch blutende Wunde suchte er den Kampf zum Stehen zu bringen. Umsonst! Wunder der Tapferkeit verrichtend, stürzte er auf die Bogenschützen los, um ihre Reihen zu durchbrechen; und dies wäre ihm geglückt, wenn nicht die gallischen, rätischen und vindelikischen Kohorten sich ihm entgegen geworfen hätten. Dennoch schlug er sich durch, durch die Riesenkraft seines Armes und den feurigen Ungestüm seines Rosses. Mit dem Blut seiner Wunde bestrich er sich das Antlitz um nicht erkannt zu werden. Die Chauken freilich erkannten ihn doch; aber wenn sie auch in römischen Diensten standen, so war doch die deutsche Treue nicht ganz in ihnen erstorben; sie öffneten ihre Reihen ehrfürchtig vor dem Mann, von dem der Sänger auch in ihrer Heimat Lieder sang, und ließen ihn hindurch. Auch Inguiomer entrann. Die meisten Mannen lagen tot auf dem Schlachtfeld. Weitauf mußten Walhalls Thore stehn, um die Scharen der Kommenden zu fassen.

Einen glänzenden Sieg hatten die Römer erfochten, und mit geringen Opfern. Von der letzten Stunde des Vormittags bis zur Nacht dauerte das Morden. Leichen und Waffen bedeckten rings das Gefilde. Auf der Walstatt riefen die Legionen den Kaiser zum „Imperator" aus*), errichteten einen hohen Erdhügel, häuften auf diesen die erbeuteten Waffen zu einem Siegeszeichen auf und schrieben daran die Namen der in der Schlacht besiegten Völker.

*) Tiberius ward ausgerufen, weil Germanicus nur an dessen Statt befehligte; die Ehre galt also eigentlich letzterem, wie sich von selbst versteht. Die Legionen pflegten dies übrigens nach siegreichen Entscheidungsschlachten auch sonst zu thun.

Aber der Mut der Deutschen war trotz der furchtbaren Verluste, die sie erlitten hatten, nicht gebrochen. Nichts entflammte ihre Wut mehr als der Anblick des römischen Siegesmales; ihre Wunden, ja selbst die Trauer um die Gefallenen trat zurück vor dem Gefühl der Scham, daß der heimische Boden ein solches Denkmal trug. Statt sich entmutigt in ihre Wälder zurück zu ziehen, verlangten sie schon nach wenigen Tagen leidenschaftlich von ihrem verwundeten Herzog, daß er sie zu erneutem Kampfe führe. Alles griff zu den Waffen: die Gemeinfreien wie die Fürsten und Edelinge, die Jungen wie die Alten. Nachdem sie schon den Zug der Römer beständig beunruhigt und letzteren manchen Verlust beigebracht hatten, stellten sie sich zur Schlacht. Eine enge, feuchte Ebene von Fluß und Urwald eingeschlossen, ein Sumpf am Waldesrand, das war das erkorene Walfeld. Die Angrivarier hatten an der einen Seite vor alters einen hohen und breiten Damm als Grenzwehr gegen das Gebiet der Cherusker aufgeworfen. Hier stand das germanische Fußvolk, den Legionen den Weg zu sperren, die Reiterei hielt in den nahen Hainen versteckt, um den Römern, wenn sie in den Wald einmarschierten, in den Rücken zu fallen.

Germanicus wußte dies alles, durch Späher über die Pläne der Germanen unterrichtet, und er sann darauf, sie durch ihre eigne List zu verderben. Die Reiterei unter dem Legaten Sejus Tubero sollte die Ebenen durchziehen, die eine Hälfte des Fußvolkes den Wall umgehen und im Walde die Feinde aufhalten, die andre — unter seiner eigenen Führung — den Wall von vorn stürmen und so den Weg öffnen. Aber der Sturm auf den Grenzwall ward abgeschlagen; denn letzterer glich fast einer Festungsmauer; Geschosse und Steine hagelten furchtbar auf die Stürmenden nieder. Germanicus stand von dem vergeblichen Kampfe ab und zog seine Legionen zurück. An ihre Stelle schob er die Schleuderer und die schweren Wurfgeschütze und ließ nun seinerseits den Wall mit Geschossen überschütten, um die Verteidiger zu vertreiben. In der That wurden die Heldenmütigsten von diesen, die in den vordersten Reihen standen, von den schweren römischen Pfeilen und Lanzen niedergestreckt. Die Reihen der Verteidiger lichteten sich in schrecklicher Weise. Und als nun die Legionen einen zweiten Sturm unternahmen, wichen die Tapfren zurück. Dennoch gaben sie die Schlacht nicht verloren. Am Waldrande hielten sie wieder, und nun standen sie wie die Mauern. Ein schier endloser Kampf, Mann gegen Mann, entspann sich, in welchem kein Teil dem andern an Tapferkeit nachstand. Aber die überlegene Bewaffnung und die der germanischen Kampfweise nicht günstige Örtlichkeit, die den machtvollen Vorstoß untersagte, entschied doch zuletzt für die Römer. Dazu kam, daß Armin durch die auf dem Idisenfelde erhaltenen Wunden und durch seine unerhörte Thätigkeit erschöpft war. Aller Ehren wert kämpfte zwar der

kühne Greis Inguiomer und eilte die Schlachtreihe auf und ab, die Seinen anfeuernd. Aber der Widerstand der wackern Männer erlahmte zuletzt. „Nicht der Mut, nur das Glück wich von ihnen," sagt Tacitus. Germanicus hatte, um von allen gesehen zu werden, den Helm abgenommen und rief seinen Reitern zu: „Schlagt sie tot! Gefangene nützen uns nichts! Dies Volk muß völlig vernichtet werden, sonst ist es nicht zu besiegen."

Der Abend sank herein; da zog er eine Legion aus dem ermattenden Kampfe, daß sie ein Lager aufschlage, die andern mordeten fort bis in die finstre Nacht. Die Reiterei hatte ohne Erfolg gekämpft. Ob überhaupt ein Sieg erfochten war, bleibt zweifelhaft, wenn auch Germanicus wiederum einen Waffenhügel errichtete und ihn mit einer stolzen Inschrift versah. Jedenfalls trat der „siegreiche Feldherr" unmittelbar danach den Rückweg an, „da der Sommer bereits vorgerückt war," sagt Tacitus. Es war gegen Ende August. Die tapferen Angrivarier, die an der Verteidigung ihrer Landesmark rühmlichen Anteil genommen hatten, sollten durch Stertinius gezüchtigt werden. Rasch zeigten sie an, sie wollten sich unterwerfen, und erhielten volle Verzeihung. „Schwerlich wären sie so gut davon gekommen, hätte nicht der Oberfeldherr den Rückzug des ganzen Heeres für notwendig erachtet. Er konnte also nicht daran denken, die Früchte solch unerhörter Anstrengungen zu ernten, das heißt, die Völker zwischen Rhein und Elbe nicht nur in der Schlacht zu bezwingen, sondern, wie jene stolze Inschrift rühmte, sie zu unterwerfen — er hat die Elbe nie gesehen! — Er konnte nicht hoffen, das durchzogene Gebiet durch Kastelle dauernd zu behaupten, das Land, wie die dem Rhein nächsten Strecken, zur Provinz zu machen. Richtig hatte sein eignes Wort das Verhängnisvolle der Germanenkriege Roms bezeichnet: nur die Vernichtung der Germanen würde sie beendet haben. Und da dies Ziel, das die dauernde Besetzung ihres ganzen Landes, wie etwa Galliens, würde vorausgesetzt haben, alsbald, ja vielleicht schon damals als unerreichbar erkannt wurde, war auch das Urteil über die großartige Eroberungspolitik, so Cäsars wie seiner Erben Drusus und Germanicus, gefällt: so wenig wie die Parther sollte Rom die Germanen endgültig und völlig unterwerfen. Die Eroberungskraft Roms hatte wie im Osten so im Norden ihre Grenze gefunden." (Dahn.)

Nur eine von den Legionen wurde auf dem Landwege nach Vetera Castra geschickt. Den größten Teil der Kriegsmacht führte Germanicus auf der Flotte die Ems hinab in den Ocean. „Zuerst," erzählt Tacitus, „rauschte die ruhige Fläche unter den Ruderschlägen der tausend Schiffe und kräuselte sich, von ihren Kielen durchzogen. Bald aber stürzte aus einem schwarzen Wolkenball Hagel herab, und zugleich benahmen die Wo=

gen, die ohne bestimmte Richtung von verschiedenen, rings hereinbrechenden Stürmen aufgewühlt wurden, die Aussicht und erschwerten das Kommando. Der Soldat, voll Angst und unwissend, wie es auf der See zugehe, stand den Schiffern im Wege oder half zur Unzeit und hinderte dadurch die Kundigen nur in ihrem Dienst. Auf einmal brach ein ungeheurer Südwind aus. Er riß die Schiffe mit sich fort, immer weiter in die eisigen Gegenden des Nordens; hierhin und dorthin schleuderte er sie auf das hohe Meer oder an Inseln, von verborgenen Klippen umdroht. Doch ebenso plötzlich sprang der Wind wieder um. Da war es unmöglich fest am Steuer zu bleiben, unmöglich die einstürzenden Wellen auszuschöpfen: Pferde, Lastvieh, Gepäck, selbst Waffen wurden über Bord geworfen, um die Schiffe zu erleichtern, die an den Seiten Wasser durchließen und überdies oft von Sturzwellen überflutet wurden. Um wieviel der Ocean gewaltiger ist als das Mittelmeer, um wieviel Germanien an Rauheit des Klimas andere (südlichere) Länder überbietet, um soviel überstieg jenes Unglück an Unerhörtheit und Größe alles: feindliche Gestade ringsum, und ein Meer, so weit und tief, daß man glaubt, hier sei die Welt zu Ende. Ein Teil der Schiffe ging unter, die Mehrzahl wurde an öde, unbewohnte Inselgestade geschleudert, wo viele Soldaten Hungers starben. Nur das Schiff des Germanicus lief an das Land der Chauken an. Der verzweifelnde Feldherr wurde durch das Unwetter eine Zeitlang hier festgehalten. Nun durchirrte er Tag und Nacht die Felsen und Vorsprünge der Küste und rief: er sei schuld an solchem Verderben! Kaum hielten ihn seine Freunde davon zurück, sich ins Meer zu stürzen. Endlich legte sich der Aufruhr der Elemente, die Wellen verliefen sich, der Wind ward günstig. Einzelne schwer beschädigte Schiffe stellten sich ein; die Mehrzahl der Ruder war zerbrochen, statt der Segel dienten zum Teil zerfetzte Kleidungsstücke; einige Fahrzeuge wurden von andern, besser erhaltenen ins Schlepptau genommen. Eiligst ließ Germanicus sie ausbessern und schickte sie aus, die Inseln abzusuchen. Wirklich wurden die meisten Soldaten durch diese Fürsorge zusammen gebracht; einige brachten auch die Angrivarier wieder; einige waren bis nach Britannien verschlagen worden und wurden von den dortigen Stammfürsten herübergeschickt. Die Verschlagenen erzählten nun Wunder von gewaltigen Wirbelwinden, von unbekannten Vögeln und Seeungeheuern, von halb menschlichen, halb tierischen Gestalten, die sie gesehen hatten oder doch gesehen zu haben glaubten." Über 20000 Menschen waren zu Grunde gegangen.

Die Kunde von dem Unglück, das die heimkehrenden Feinde betroffen hatte, blieb nicht ohne Wirkung auf die Germanen. Sie mochten darin eine Rache der einheimischen Götter an den fremden Unterdrückern erkennen und erhoben sich mutig zu neuem Kampfe. Aber Germanicus beschloß ihnen sofort zu zeigen, daß Roms Kraft die alte sei. Noch im

Herbst desselben Jahres (16 n. Chr.) entsandte er den Gajus Silius gegen die Chatten, während er selbst gegen die Marsen aufbrach. Ein Verräter aus diesem Volke hatte gemeldet, in einem heiligen Haine der Marsen liege ein Adler vergraben, der in der Varusschlacht verloren gegangen war. Sofort wurde eine Schar abgeschickt, die Feinde vorn aus dem Walde zu locken, eine andre hinten herum, um den Boden aufzugraben, wenn die Besatzung des heiligen Ortes nicht zugegen sei. Die List glückte, und um so kampfbegieriger rückte Germanicus weiter in das Innere, verheerte das Land und ließ niederhauen, was ihm in den Weg kam. Zu einem wirklichen Kampfe kam es nicht.

Hierauf bezogen die Römer die Winterlager, alle gehoben von dem Gefühl, daß sie das Unglück zur See durch einen glücklichen Feldzug wieder gutgemacht hätten. Germanicus erhöhte ihre Freude noch durch eine großartige Freigebigkeit, indem er jedem aus seinen Mitteln ersetzte, was er verloren zu haben angab. Es galt beim Feldherrn wie bei den Soldaten für unzweifelhaft, daß der Germanen Widerstandskraft gebrochen sei, daß viele darauf dächten um Frieden zu bitten, und daß der Krieg, wenn noch der nächste Sommer hinzugenommen würde, für immer zu Ende gebracht werden könnte.

Doch diese Hoffnung war eine starke Selbsttäuschung, zu der die bisherigen Erfahrungen nicht berechtigten. Was hatte denn der einzige entschiedene Sieg, den die Römer auf deutschem Boden erkämpft hatten, die Schlacht auf der Idisenwiese, für Folgen gehabt? Der Freiheitsmut der Deutschen war nur noch zu helleren Flammen emporgelodert, ihre Widerstandskraft hatte sich nicht im mindesten verringert, eher erhöht; denn so verzweifelt war noch nie von Deutschen auf ungünstigem Boden gestritten worden als am Angrivarierwall. Die Siege des Germanicus hatten die durch die Teutoburger Schlacht geschändete Waffenehre der Legionen wieder hergestellt, aber sie waren durchaus keine Entscheidungsschlachten geworden, und eine Entscheidung hätte überhaupt nur durch völlige Vernichtung der Germanen — die doch ein Ding der Unmöglichkeit war — erreicht werden können. Der nüchterne Tiberius war in keiner solchen Selbsttäuschung wie sein jugendlicher, ehrgeiziger, idealer Neffe befangen. Sein kalter durchdringender Verstand sah die Verhältnisse so, wie sie wirklich lagen, er mußte sich sagen, daß all das römische Blut, das in Strömen geflossen war, vergebens vergossen worden sei, und es war keineswegs nur Mißgunst und Neid auf den Ruhm des Neffen, sondern vor allem die ernste Auffassung seines kaiserlichen Berufs, die ihm für die damalige Zeit nicht abgestritten werden kann, wenn er ihn von der fruchtlosen Arbeit in Germanien abberief. Er hatte sie nie laut gebilligt, nur mehr stillschweigend geduldet; an äußern Ehrenerweisungen hatte er es nicht fehlen lassen, aber

auch nicht an Erhebung berechtigter Bedenken. Jetzt erhielt Germanicus ein kaiserliches Handschreiben, das er nicht unbeachtet lassen konnte wie die früheren. Es begann mit der unverhohlenen Aufforderung, abzustehen von dem begonnenen Werke, dessen Vollendung Germanicus so nahe glaubte. „Kehre heim,“ hieß es in dem Briefe, „zu dem dir zuerkannten Triumphe! Genug der Erfolge, genug der Unfälle! Große, glückliche Schlachten kannst du aufzählen; aber denke auch der Verluste, die Wind und Wetter uns zugefügt haben, nicht durch deine Schuld, aber doch schwer und bitter. Neunmal hat mich Augustus nach Germanien geschickt; doch was ich errang, das danke ich weit mehr der Klugheit als der Gewalt. So habe ich die Sugambern gewonnen, so die Markomannen und den König Marbod durch friedliche Künste umgarnt. Auch die Cherusker und die übrigen noch freien Stämme können wir nun, nachdem wir genugsam auf Rache bedacht gewesen, ihren innern Streitigkeiten überlassen.“ Als Germanicus nur noch um ein Jahr bat, um das Begonnene zu Ende zu bringen, erwiderte Tiberius nichts; aber er bot dem Widerstrebenden zum zweiten Male das Konsulat an, dessen Geschäfte nur von einem in Rom Anwesenden verwaltet werden konnten. Das war stillschweigende Berufung auf seine eigne kaiserliche Macht zugleich wie auf des Germanicus Pflicht, dem bittenden Kaiser zu willfahren, da er befehlen konnte. Und Germanicus säumte nicht länger. Daß er ungern, ja gebrochenen Herzens das Feld der Ehre verließ, tief gekränkt das Unternehmen aufgab, welches er als das Werk seines Lebens, als Vermächtnis seines ruhmreichen Vaters betrachtete, daß er, leidenschaftlicher und weniger weitschauend als Tiberius, dessen Befehl nur für eine Frucht des Neides hielt, werden wir ihm nicht verargen, so ungerecht auch im Grunde sein Unterfangen gewesen war: ein freies Volk, das die ihm aufgelegten Ketten zerrissen hatte, mit blutigem Schwerte in das römische Joch zu zwingen.

Am 26. Mai des nächsten Jahres (17 n. Chr.) hielt Cäsar Germanicus einen glänzenden Triumph über die Cherusker, Chatten, Angrivarier und „was sonst noch für Stämme bis an die Elbe hin wohnen.“ Der Krieg wurde also für beendet angesehen, da man es dem Feldherrn verwehrt hatte ihn zu beenden. Mit Staunen und freudiger Bewunderung betrachteten die Zuschauer den herrlichen Helden, der umgeben von fünf blühenden Kindern auf seinem Triumphwagen stand, und die Abbildungen der Berge und Flüsse, die Zeugen gewesen waren von den Siegen der römischen Waffen. Unter der Beute und den Gefangenen schritt Segimund, Segests Sohn, mit andern vornehmen Germanen, schritt auch die unglückliche Thusnelda mit ihrem nun dreijährigen Söhnlein Thumelikus einher. Mit kalter Neugier nur mochten die Römer und Römerinnen auf die herrliche hohe Gestalt und den kleinen Blondkopf blicken; für uns ist

es nach fast zwei Jahrtausenden noch immer ein tief wehmütiger Gedanke, daß damals die Gattin des Mannes, dem wir verdanken, daß wir Deutsche sind, ungebeugt zwar, aber mit unendlichem Weh im Herzen den Triumph des Römers zieren mußte, des geliebten Eheherrn, der durch ein grausames Schicksal auf immer von ihr geschieden war, gedenkend, mit Schmerz und Zärtlichkeit auf das Kind hinabblickend, auf dem nie das Vaterauge geruht hatte, das ihr einziger Trost und doch ihr tiefster Kummer war. Segest aber, Thusneldens Vater, „sah," so sagt ein alter Bericht, „selbst hochgeehrt mit an, wie die, welche ihm die Teuersten waren, den Triumphzug schmückten."

Germanicus starb schon zwei Jahre nach diesem Triumph. Er hat den Schmerz nicht überwunden, von dem Werke abstehen zu müssen, das er für die Aufgabe seines Lebens hielt.

6. Marbods und Armins Ausgang.

(Von 17 bis 21 n. Chr.)

Die Abberufung des Germanicus löste zugleich den gemeinsamen Oberbefehl über die rheinischen Legionen, und dadurch war auch von selbst die bisherige Kriegführung, der Angriffskrieg gegen Germanien, abgeschnitten. Man beschränkte sich nun römischerseits auf die Verteidigung. Der glänzende Feldzug des Jahres 16 war der letzte, den die Römer in der Absicht, Germanien zu unterwerfen, führten; die Reichsgrenze war von der Elbe, wo Drusus und Germanicus sie begründen wollten, an den Rhein zurück verlegt. Die Römer begannen nun eine andre Art der Politik, und die Staatsweisheit des Tiberius, die in dem Satze gipfelte: man solle die Germanen ihrer innern Uneinigkeit überlassen und — versteht sich! — die letztere nach Kräften schüren, bewährte sich trefflich; sie war zwar unrühmlich, aber erfolgreich; sie brachte zwar keine glorreichen Siege, aber dafür auch keine blutigen Verluste; die Römer konnten in Ruhe zusehn, wie sich die germanischen Bruderstämme unter einander befehdeten und schwächten.

Kaum war die gemeinsame Gefahr beseitigt, die wirklich — so schien es — wenigstens unter den Stämmen des Westens ein Gefühl ihrer Zusammengehörigkeit, ja sogar eine gewisse Einigung hervorgerufen hatte, als schon eine tiefe Spaltung ganz Deutschland innerlich zerriß. Als Armin nach der Varusschlacht den Kopf des römischen Feldherrn an Marbod sandte, war dies nichts anderes als „der wilde Ausdruck des Gedankens, daß für alle Germanen die Stunde gekommen sei, in gemeinschaftlichem Ansturm sich auf das römische Reich zu stürzen und des Landes Grenze und des Landes Freiheit so zu sichern, wie sie allein gesichert werden können: durch

Niederschlagung des Erbfeindes in seinem eignen Heim. Aber der gebildete Mann und staatskluge König hatte die Gabe bekanntlich nur angenommen, um den Kopf nach Rom zur Beisetzung zu senden. Er that nichts für, aber auch nichts gegen die Römer und beharrte unerschütterlich in seiner Neutralität. Unmittelbar nach dem Tode des Augustus hatte man in Rom den Einbruch der Markomannen in Rätien gefürchtet, aber, wie es scheint, ohne Ursache, und als dann Germanicus den Angriffskrieg gegen die Germanen vom Rhein aus wieder aufnahm, hatte der mächtige Markomannenkönig unthätig zugesehn. Diese Politik der Feinheit oder der Feigheit in der wild bewegten, von patriotischen Erfolgen und Hoffnungen trunkenen germanischen Welt grub sich ihr eigenes Grab." (Mommsen.)

Das straffe Regiment des suebischen Königs, der seine Herrschaft über immer mehr Stämme auszudehnen und nachdrücklich geltend zu machen suchte, mochte schon seinen Markomannen nicht besonders behagen; vollends mißfiel sie aber den nördlichen Bundesgenossen, die sich ihm angeschlossen hatten: die Semnonen und Langobarden fielen von ihm ab und traten zu dem Bunde, an dessen Spitze der Kämpfer für die Freiheit, der unermüdliche Feldherr und Krieger, der gefeiertste und geliebteste Mann der Nation, Armin, stand. Man vermutet wohl nicht mit Unrecht, daß die ansehnlichen Streitkräfte, über die Armin und Inguiomer in den Kämpfen gegen Germanicus offenbar geboten, ihnen zum großen Teil von dieser Seite zugeströmt sind. Als nun der römische Angriff auf einmal abbrach, wendeten sich die Waffen der Vaterlandsfreunde gegen den zweideutigen, unpatriotischen Marbod. Armin sah, wie es scheint, die Notwendigkeit ein diesen Egoisten vom Thron zu stoßen, ihn zu strafen für seine römerfreundliche Haltung, den Geist der Freiheit auch in diesem Teile Germaniens anzufachen und so den großen Gedanken eines gemeinsamen Vorgehens gegen Rom seiner Verwirklichung entgegen zu führen.

Nach dem Übertritt der Semnonen und Langobarden hätte Armin den Angriff gegen Marbod mit entschiedenem Übergewicht eröffnen können. Aber auch im Innern des cheruskischen Völkerbundes waren Spaltungen eingetreten. „Die beiden nah verwandten cheruskischen Fürsten, die in den letzten Kämpfen die Patrioten wenn nicht siegreich, doch tapfer und ehrenvoll geführt und bisher stets Schulter an Schulter gefochten hatten, standen in diesem Kriege nicht mehr zusammen." Inguiomer, ein Greis an Jahren, trat mit seinen Mannen auf Marbods Seite, aus keinem andern Grunde, als weil er es für seiner unwürdig erachtete, der zweite zu sein, wo ein „Jüngling", der eigne Brudersohn, der erste war; denn Armin war ohne Zweifel seit dem Jahre der Varusschlacht der erkorene Herzog der Cherusker und der verbündeten Völker. Die Selbständigkeit des cheruskischen Fürsten, trotz seiner Stellung unter dem Herzog, kann nach dem,

was im ersten Buch über die germanischen Volks- und Staatsverhältnisse gesagt worden ist, nicht wunder nehmen. So bestimmte Inguiomer gegen die Mehrzahl der andern cheruskischen Gaue und gegen das schwerwiegende persönliche Ansehen des großen Schlachtenlenkers die „äußere Politik“ seines Gaues. Eine Völkerschaft, in der dies möglich war, kann man gewiß nicht einen Staat in unserm Sinne nennen, sondern nur einen sehr locker gefügten Staaten- oder richtiger Gauebund.*) Ein Blick in solche Verhältnisse, wie er uns hier gegönnt ist, muß aber mit um so aufrichtigerer Bewunderung vor dem großen Geiste erfüllen, der es trotz dieses Mangels an innerem Haft der Völker dennoch, lediglich durch die hinreißende Macht seiner gewaltigen Persönlichkeit, wenigstens vorübergehend verstanden hat eine Art Einigung (wenn auch nicht Einheit) so widerspenstiger, aus den verschiedenartigsten Gründen schnell auseinander strebender Elemente durchzusetzen. Merkwürdig ist es nun zu sehen, wie der Mann, der allein einen solchen Gedanken zu verwirklichen vermochte, in dem Kampfe gegen den Gewaltherrscher Marbod auftritt als Verfechter und Hort der alten „Freiheit“ d. h. der Ungebundenheit der innern Verfassungszustände, der er selbst zuletzt zum Opfer fallen sollte.

So kam es denn — im Jahre 17, wahrscheinlich am Nordabhange des Erzgebirges im heutigen Sachsen — zur Entscheidungsschlacht, in der Germanen gegen Germanen, ja Stammesgenossen gegen einander, kämpften. Die Schlachtreihen wurden geordnet. Nicht planlos, wie es einst bei den Deutschen Brauch gewesen war, stürzten die einzelnen Haufen in den Kampf. In den langen Kriegen gegen die römischen Legionen hatten sich Armins Helden doch endlich daran gewöhnt, den Feldzeichen zu folgen, sich durch eine für den Notfall zurückgehaltene Nachhut zu sichern und auf des Feldherrn Worte zu hören. Hoch zu Roß (so erzählt Tacitus) ritt Armin durch die Reihen der Seinen, alles mit scharfem Auge überblickend und prüfend. Die Streiter, an die er heransprengte, rief er mit zündenden Worten an: er erinnerte sie an die wiedererkämpfte Freiheit, an die Vernichtung der Legionen, er wies sie auf die Waffen und Geschosse hin, die sie einst in ruhmreichen Kämpfen den Römern entrissen hatten und die sie jetzt selber in Händen trugen. Den Marbod nannte er einen feigen Flüchtling, der statt in der Feldschlacht gegen die Erbfeinde wacker mitzukämpfen sich in den Schlupfwinkeln seiner böhmischen Wälder versteckt habe, der durch Geschenke und Boten sich ein Bündnis erschlichen habe, einen Verräter des Vaterlandes und Söldling des Kaisers. Mit demselben Ingrimm müsse man ihn aus dem Lande jagen, wie sie einst den Varus zerschmettert hätten. Er mahnte sie an die zahllosen Schlachten und klei-

*) Siehe F. Dahn, Deutsche Geschichte 1, S. 384 f.

neren Treffen, in denen er ihnen voran gekämpft hatte. Wer da der Sieger geblieben sei, das lehre der Erfolg, der Abzug der Römer aus den germanischen Gauen.

Auch Marbod redete zu seinem Heere. Er prahlte mit seinen Verdiensten und schalt auf den Gegner. Indem er den Inguiomer an der Hand faßte, rief er, das sei der Mann, dem die Cherusker einzig ihre Siege verdankten; er habe alles weislich geraten, was glücklichen Erfolg gehabt. Armin sei selbst ohne Erfahrung und voll wahnwitzigen Hochmuts; seinen ganzen Ruhm habe er fremdem Verstand zu verdanken und der niederträchtigsten Arglist. Drei arglose Legionen unter einem Führer, der auf nichts als auf Freundschaft gefaßt gewesen, betrügerisch zu überfallen, das sei eine rechte Kunst. Die Niedertracht sei übrigens den Germanen nur zum Unheil gewesen, weil sie die Rache der Römer heraufbeschwor, und habe ihm selbst Schmach und Schande gebracht: denn sein Sohn und sein Weib lebten in römischer Knechtschaft. Dann kam der schamlose Lästerer auf seine eigne Vortrefflichkeit zu sprechen: mit zwölf Legionen sei Tiberius gegen ihn gezogen; er aber habe den Ruhm Germaniens unverletzt bewahrt. Unter billigen Bedingungen habe er die Feinde zum Abzuge gebracht, und das reue ihn wahrlich nicht: denn in seiner Hand liege es, entweder unter günstigen Aussichten den Krieg gegen die Römer zu beginnen, oder zum Segen seiner Völker unblutigen Frieden zu halten.

Durch solche Ansprachen wurden die Heere zu heftiger Schlachtbegierde entflammt. Jedes Volk hatte außerdem seinen eignen Grund zur Anstrengung aller Kräfte: die Cherusker kämpften für ihren alten Ruhm, die Langobarden und Semnonen für ihre neuerworbene Freiheit, die anderen für Ausbreitung ihrer Herrschaft. Nie sind, nach dem Zeugnis des Tacitus, Germanen gegen Germanen mit wuchtigerem Ungestüm und größerer Erbitterung aufeinander gestoßen. Und dennoch ward kein eigentlicher Sieg erfochten, da auf beiden Seiten der rechte Flügel geschlagen wurde. Daß trotzdem Armins Erfolg der günstigere war, ergiebt sich mit Sicherheit aus Marbods Verhalten nach der Schlacht. Während die cheruskischen Bundesstreiter sich auf eine neue Schlacht gefaßt machten, zog Marbod sein Lager auf eine Hügelreihe zurück, ein Zeichen, daß er sich besiegt gab. Infolge dessen aber fielen noch mehr Völker von ihm ab und gingen zu Armin über. Da sah sich der König genötigt nach Böhmen umzukehren und schickte Gesandte an den Kaiser Tiberius, die um Hilfe bitten sollten. Aber obgleich Tiberius gewiß mit heimlicher Freude von Deutschen selbst römische Einmischung in die einheimischen Angelegenheiten erfleht sah, gedachte er doch erst den einst so Hoffärtigen noch tiefer zu demütigen und versagte die Hilfe. Marbod, so lautete die kalte Antwort, habe keinen Grund die römischen Waffen gegen die Cherusker anzurufen, er, der die

Römer, als sie denselben Feind bekämpften, ohne Hilfe gelassen habe. Eine wohlverdiente Zurechtweisung, die „der Meister der Staatskunst seinem unebenbürtigen Schüler erteilte.“ So erntete Marbod die erste Frucht seiner eigennützigen und kurzsichtigen Politik. Der Kaiser aber sandte den jüngeren Drusus, den Sohn des gleichnamigen berühmten Helden, den Bruder des Germanicus, nach Illyrien, damit er von dort aus die Germanen gegen einander hetze, und der Statthalter „erwarb sich,“ nach Tacitus Worten, „keinen geringen Ruhm durch Schürung der inneren Zwietracht unter den Deutschen, wodurch der in seiner Macht schon tief erschütterte Marbod vollends ins Verderben gezogen werden sollte.“

Und es währte kaum zwei Jahre, bis die römische Staatskunst ihren Zweck erreicht hatte. Durch römische Arglist unzweifelhaft angestiftet und genährt, brach eine Empörung im Lande des „immer mehr gefürchteten als geliebten“ Herrschers aus, an deren Spitze, wie die Überlieferung besagt, ein junger Gotone (Gote) von adligem Geschlecht namens Katwalda stand. Offenbar gehörte der Stamm oder Gau, dessen Fürst Katwalda war, zu den außerböhmischen Bundesgenossen oder Unterworfenen des Marbod. Der Fürst hatte sich einst vor Marbods Haß aus dem Lande flüchten müssen; jetzt da des Gewaltherrschers Thron zu wanken begann, nahm er Rache. Mit einer tapfern Schar rückte er rasch in das Markomannenland ein, wußte den Volksadel, den natürlichen Gegner des unbeschränkten Königtums, durch Überredung auf seine Seite zu ziehen und nahm durch einen Handstreich die Königsstadt und von dort aus Marbods Burg, die daneben lag. Hier bemächtigte er sich des großen aufgespeicherten Schatzes, der meist aus der Beute der Markomannen bei der Unterwerfung der Bojer herrührte, und fand eine Anzahl römischer Marketender und Handelsleute, die sich dort des Gewinnes halber niedergelassen hatten.

Von allen verlassen blieb dem Könige keine andre Zuflucht als den Schutz des Kaisers anzuflehen. Als Flüchtling überschritt er die Mark seines Reiches und erreichte die Donau, da wo sie die Nordgrenze von Noricum bildete. Von hier aus schrieb er an Tiberius, auch jetzt nicht im Ton eines schutzflehenden Flüchtlings, sondern in der stolzen Erinnerung an sein früheres Glück: viele Stämme lüden ihn, einst den berühmtesten König, zu sich ein, er aber gebe der römischen Freundschaft den Vorzug. Mit anscheinender Höflichkeit und doch leisem Hohn antwortete Tiberius: er solle in Italien einen sichern und ehrenvollen Aufenthalt finden, so lange er hier bleiben wolle; wenn er aber vorziehe, sich anders wohin zu wenden, so werde dem auch kein Hindernis in den Weg gelegt werden. Vor dem Senate rühmte sich der Kaiser nicht wenig, daß er diesen gefährlichen und mächtigen Mann durch seine schlauen Künste ver-

nichtet habe. Warum er dem Gestürzten einen Unterschlupf in Italien vergönnte, läßt uns Tacitus erraten: er benutzte ihn als Scheuche gegen die ihm früher unterthanen Suebenvölker; wenn sie einmal Miene machten die römischen Grenzen zu beunruhigen, wies Tiberius auf den verjagten König hin und drohte, ihn mit Gewalt in sein altes Reich zurückzuführen. „So tief verhaßt war des Vertriebenen Regierung, daß man sie als Drohrute brauchen konnte.“ Noch achtzehn Jahre lebte der König, vor dem einst Rom gezittert hatte, in Ravenna, von einem römischen Gnadengehalt. Tiberius ließ ihn stets beobachten und sorgte dafür, daß er Italien nicht verließ. So ruhmlos endete der Mann, der so großartig begonnen, und so erntete er den letzten verdienten Lohn dafür, daß er bei allen seinen Herrscherthaten mehr seinen eigenen Vorteil als seines Volkes Wohl bedacht hatte.

Katwalda übrigens sollte sich der angemaßten Herrschaft nicht lange erfreuen. Er geriet in Kampf mit seinen westlichen Nachbarn, den römisch gesinnten und wahrscheinlich von den Römern zum Kampfe gereizten Hermunduren, unter der Anführung eines Herzogs Vibilius. Es blieb auch ihm nichts übrig als sich an den Kaiser zu wenden. Er ward natürlich in Gnaden angenommen. Forum Julium (jetzt Fréjus) im narbonensischen Gallien erhielt er als Wohnsitz angewiesen. Die Gefolgschaften sowohl Marbods als Katwaldas wurden, damit sie keine Unruhen hervorriefen, jenseits der Donau zwischen den Flüssen March und Gran angesiedelt, wo sie ein kleines Königreich für sich bildeten. Die Römer gaben ihnen den nötigen König selbst: er hieß Vannius, war ein geborener Quade*) und hing gänzlich von Rom ab.

Um dieselbe Zeit etwa — wahrscheinlich im Jahre 21 — starb auch der große Armin. Seine Gegner und Nebenbuhler waren gesunken, die deutsche Nation „sah auf keinen andern als auf ihn. Aber diese Größe war seine Gefahr und sein Verderben.“ Nach dem Abzuge der Römer und der Niederwerfung Marbods mag er wohl eingesehen haben, daß nur eine einheitliche Zusammenfassung der zersplitterten Stämme auf die Dauer den übermächtigen Feinden der Germanen widerstehen könne, daß dem massiven Staatsgebäude Roms gegenüber die leichte, kunstlose Holzhütte der germanischen Volksgemeinde nicht mehr den Anforderungen der Zeit entspreche und daß er berufen sei, der Nation, der er die Freiheit und Existenz gerettet hatte, auch einen tauglicheren inneren Halt durch Errichtung eines cheruskischen Einheitsstaates zu verleihen. Welche Würde er außer dem Herzogsnamen, der mit dem Kriege erlosch (siehe S. 63), in

*) Die Quaden, ein deutscher Volksstamm, den Markomannen nahe verwandt, wohnten südöstlich von letzteren, im heutigen Mähren.



seinem Volke bekleidet hat, ob er nur Fürst seines Gaues oder König über mehrere Gaue war,*) jedenfalls strebte er danach sämtliche Gaue seines Heimatsstammes unter seiner starken Hand zu vereinigen; gewiß nicht in der tyrannischen, römelnden Weise Marbods, sondern dem germanischen Volksgeiste sich anbequemend. Aber auch hierzu erwiesen sich die Westgermanen noch nicht als reif. Ihr Freiheitstrotz, den selbst ein Armin in der Schlacht nur mit Mühe gezügelt hatte, lehnte sich sofort gegen jede Beschränkung ihrer ungebändigten Selbstherrlichkeit auf. Neidische Verwandte des großen Mannes selbst waren es, die den Kampf gegen ihn schürten. Es kam zum Bürgerkrieg zwischen dem weitdenkenden Helden und den starrköpfigen Vertretern der angeblichen Volksfreiheit. Durch „hinterlistigen Anschlag seiner Blutsfreunde" fiel der Erretter deutschen Volkstums zwölf Jahre nach der Varusschlacht. Der größte Geschichtschreiber des römischen Kaiserreichs hat mit großartiger Unparteilichkeit ihm, dem Feinde, dem Vernichter der varianischen Legionen, im zweiten Buche seiner Annalen eine Grabschrift gesetzt, die ihn selbst ebenso wie den Helden ehrt. Sie lautet: „Ohne Zweifel war Armin Germaniens Retter; und nicht mit dem erst aufsteigenden Rom hat er, wie andre Könige und Feldherrn, gekämpft, sondern mit dem Reich, als es in höchster Blüte stand. In der Feldschlacht nicht immer des Erfolges sicher, blieb er im Kriege doch unbesiegt. Auf sieben und dreißig Jahre brachte er sein Leben; zwölf Jahre behauptete er seine Macht. Noch singen von ihm die Heldenlieder der Barbaren. Den Jahrbüchern der Griechen, die nur ihre eignen Thaten bewundern, ist er unbekannt, und auch bei uns Römern nicht nach Gebühr gewürdigt, da wir nur Längstvergangenes preisen, gleichgültig gegen die jüngere Zeit." Und billig stellen wir diesem gerechten Lob des alten Römers die schlichten Worte zur Seite, mit denen ein großer Geschichtschreiber der Neuzeit von dem Helden scheidet: „Dem hochsinnigen Manne, der fünfundzwanzigjährig seine sächsische Heimat von der italischen Fremdherrschaft erlöst hatte, der dann in siebenjährigem Kampfe für die wiedergewonnene Freiheit Feldherr wie Soldat gewesen war, der nicht bloß Leib und Leben, sondern auch Weib und Kind für seine Nation eingesetzt hatte, um dann, ein Siebenunddreißigjähriger, von Mörderhand zu fallen, diesem Manne gab sein Volk, was es zu geben vermochte, ein ewiges Gedächtnis im Heldenlied."

*) Letzteres scheint glaublicher, zumal sein Geschlecht von Tacitus später ausdrücklich als das „königliche" bezeichnet wird.

7. Innere Unruhen in Germanien, Aufstand der Bataver, Fortschritte der Römerherrschaft im Frieden.

(Von 22 bis ca. 150 n. Chr.)

Die Zeit der großen äußern und innern Kämpfe war für eine lange Reihe von Jahren vorüber. Von einzelnen Aufständen und Unruhen abgesehen herrschte bis gegen die Mitte des zweiten Jahrhunderts Friede zwischen Deutschland und Rom. Dieser Zeitraum „des friedlichen Verkehrs zwischen Germanen und Römern“ war es, wo die halbwilde Nomadennatur des Deutschen sich allmählich an eine mehr seßhafte Lebensweise*) gewöhnte. Wir haben, nach dem Muster des Tacitus, die großen Grundzüge des germanischen Lebens schon im ersten Buche zu zeichnen versucht. Hier ist noch einiges nachzuholen, was auf das Verhältnis unserer Vorfahren zu den Römern ein etwas helleres Licht zu werfen geeignet ist. Die wenigen in diesen Zeitraum fallenden äußern Thatsachen, über die wir sichere Kunde besitzen, werden dabei nur ganz kurz erwähnt werden, da sie entweder nicht von Belang für die weitere Entwicklung der germanischen Nation oder so dürftig überliefert sind, daß sich von ihnen kein klares Bild gestalten läßt.

Die römische Provinz Germania blieb ein Name, beschränkt auf die nur zum geringern Teil wirklich von Germanen, meist von Kelten und römischen Ansiedlern bewohnten Striche westlich vom Rhein. Ja zu Obergermanien gehörten ausgedehnte Länderstrecken, die niemals von Germanen berührt worden waren, namentlich die Gaue der Lingonen um Langres, der Sequaner um Besançon und der Helvetier in der Schweiz. Auf dem rechten Rheinufer wurde durch den römischen Grenzwall noch „der zunächst dem Strome gelegene Strich des Münsterlandes abgeschnitten, der als Weideland für die Herden der Legionen liegen blieb und auf dem germanische Niederlassungen nicht geduldet wurden, ebenso wenig wie rechts vom Oberrhein und im Neckargebiet.“ Das weiter nördlich von jenem Strich liegende nordwestdeutsche Niederland rechts vom Rhein bis zur Ems stand unter römischer Oberhoheit, insofern die Völker daselbst, z. B. die Bataver und Kanninefaten, zur Stellung von Hilfsvölkern (wegen ihrer Treue und Tapferkeit hochgeschätzt) oder, wie die Friesen, nur zur Zahlung eines unbedeutenden Tributes verpflichtet waren. Letztere, die weiter nichts für

*) Dies gilt, wie schon früher bemerkt worden ist, indes nur für die Westgermanen; diese wurden in der That, wenn auch der Wandertrieb nie ganz in ihnen erlosch, zu einem Volk von Ackerbauern. Nur die Landnot hat sie in späterer Zeit gezwungen ihre Grenzen zu überschreiten, niemals sind sie aber in der Weise gewandert wie die Ostgermanen, die durch den Einfall der Hunnen aus ihren Wohnsitzen gedrängt wurden und auf römischem Boden sich neue Existenzen gründeten.

Rom aufbrachten als jährlich eine Sendung von Ochsenhäuten, erhoben sich im Jahre 28 wegen Bedrückungen der römischen Beamten und schlugen den Statthalter von Niedergermanien empfindlich aufs Haupt, wodurch sie sich großen Ruhm unter den Germanen erwarben. Nur zum Teil stellten erst achtzehn Jahre später die Römer ihre Herrschaft über die Friesen wieder her, als die Chauken, die das römische Joch ganz abgeschüttelt hatten und die Küsten Galliens durch Seeraub und Plünderung heimsuchten, zurückgeschlagen werden mußten. Gleich darauf aber zog der Kaiser Claudius im Jahre 47 alle Besatzungen — außer bei den Batavern — über den Rhein zurück und verbot alle Angriffskriege gegen die Germanen.

Demselben Kaiser war es beschieden die Früchte der „Friedenskünste“ Tibers bei den Cheruskern zu ernten. In blutigen inneren Fehden hatte allmählich ihr gesamter alter Adel den Untergang gefunden. Da endlich erkannte das Volk, das seinen größten Sohn ermordet hatte, weil er das „allein rettende Werk der Einigung“ unternahm, seinen schweren Irrtum und suchte einen König. Aber nur ein Mann war übrig, dem sie die Krone anzubieten für würdig hielten, weil er aus dem „königlichen Geschlecht“ des großen Helden war. Dieser eine — Italicus ist sein bezeichnender Name — war zwar gänzlich verrömert, wie sein Vater Flavus gewesen war; doch trotzdem — vielleicht auch unter Mitwirkung der römisch Gesinnten im Lande — erkoren sie ihn zum König aller cheruskischen Gaue. Vom römischen Kaiser selbst mußten sie ihn sich erbitten. Er war stattlich von Gestalt, vielleicht äußerlich ein Ebenbild seines berühmten Oheims, mit Waffen und Rossen verstand er nach heimischem wie nach römischem Brauche umzugehen. Claudius freute sich der Ehre, den alten Todfeinden des Reiches einen König geben zu können, er stattete ihn mit Geld und ehrenvoller Begleitung aus und mahnte ihn, „die Ehre seines Geschlechtes hochsinnig zu vertreten.“ Die Cherusker empfingen ihn mit herzlicher Freude, und der Anfang seiner Regierung versprach das Beste. Er stand allem Parteiwesen fern und erwies sich daher gegen alle gerecht und wohlwollend. Man rühmte von ihm, daß seine römische Bildung ihn nicht unempfänglich für die germanische Lust an festlichen Trinkgelagen gemacht hatte. Allenthalben erscholl sein Lob. Aber das war nicht von Dauer, nicht ohne Grund mochte man allmählich dem Günstling Roms unpatriotische Pläne zuschreiben. Die Freunde der alten Freiheit sammelten bei den Nachbarvölkern Mannen zum Kampfe, wurden aber in einer Schlacht von Italicus besiegt. Dieses Glück schlug indes zum Unheil für den Sieger wie für sein Volk aus. Seine Herrschaft ward nun wirklich tyrannisch, die eignen Unterthanen verjagten ihn. Da gedachten die Langobarden der alten Treue gegen Armin und führten seinen Neffen mit Waffengewalt auf den Thron zurück. Doch durch diese Kämpfe war die

Kraft der ehemals so mächtigen Cherusker ganz erschöpft, sie sanken von ihrer führenden Stellung unter den norddeutschen Stämmen in Unbedeutendheit herab, so daß sie von nun an nicht mehr selbständig handelnd hervortreten. Ihre Reste haben sich später mit den Chauken, Angrivariern und einigen kleineren Völkerschaften zu dem bald kühn emporstrebenden Stamme oder Bunde der Sachsen verschmolzen.

An die Stelle, die bisher die Cherusker unter den Westgermanen eingenommen hatten, traten ihre Widersacher, die Chatten, die wiederum durch die mächtigen Hermunduren in Schach gehalten wurden. In einem Kampf beider Stämme um die heiligen Salzquellen bei Kissingen siegten die Hermunduren. Wie weit deren Macht reichte, erhellt daraus, daß sie den wahrscheinlich nach römischem Muster (wie einst Marbod) regierenden Vannius (siehe S. 239) vom Thron stießen und dessen beiden Schwestersöhnen zur Herrschaft verhalfen. Die Römer schauten allen diesen thörichten Bruderkriegen mit Behagen zu. Man sieht, ihre ursprüngliche, seit Cäsar zum Bewußtsein gekommene Aufgabe, den Westen und Norden Europas zu kultivieren, war längst vergessen; ihr Einfluß wirkte lediglich zerstörend. Die römische Staatsklugheit „beseitigte nicht die Ursache des immer wieder hervortretenden Vordrängens der Germanen, ihre Bodenbewirtschaftung, die unverhältnismäßig viel Land brauchte; sie hat deshalb die römische Herrschaft zwar gefristet, aber nicht gerettet.“*)

Am Rhein herrschte seit Jahren Waffenruhe. Auf Veranlassung der Kaiserin Agrippina, der Gemahlin des Claudius, der Mutter Neros, der Tochter des Germanicus und der älteren Agrippina, wurde die „Stadt der Ubier“, in der sie geboren war, in eine römische Veteranenkolonie verwandelt und Colonia Agrippinensis oder Agrippina (Köln) genannt. Um die Soldaten nicht in Unthätigkeit versinken zu lassen, ließen die Statthalter am Rhein Dämme und Kanäle bauen. Durch solch friedliches Aussehn zu dem Glauben verleitet, den römischen Feldherrn sei von der kaiserlichen Regierung förmlich untersagt die Legionen gegen Germanen zu führen, beschlossen die Friesen, denen ihre Sitze zu eng wurden, nicht auszuwandern, aber sich auszubreiten, und zwar in den Niederungen zwischen dem Zuydersee und dem unteren Rhein. Diese sumpfigen und waldigen Gegenden hatten die Römer einst zu militärischen Zwecken in Besitz genommen; sie waren aber gegenwärtig fast völlig unbewohnt, herrenloses Gut, wie die Friesen meinten. Sofort schlugen sie nun ihre Holzhäuser auf, streuten Samen aus und bestellten das Land wie heimisches.**) Da aber

*) S. Kaemmel, Deutsche Geschichte S. 33 und vgl. oben S. 57 f.

**) Man sieht, nicht Beute, sondern neues Ackerland ist das Ziel, nicht Krieg das Mittel, nicht abenteuernde Wanderung der Charakter, nicht Kampfslust, sondern Landbedürfnis der Beweggrund dieses Unternehmens; auch nicht mehr schweifende No-

drohte der unterrheinische Statthalter, er werde sie mit Gewalt vertreiben, wenn sie sich nicht in ihre alten Wohnsitze zurückzögen, oder den Kaiser um neue bäten. Kurz entschlossen reisten zwei angesehene Fürsten der Friesen, welche die Ansiedelung geleitet hatten, nach Rom — es waren dieselben biedern Gesellen, die das oben berichtete schöne Wort von der deutschen Treue sprachen (s. S. 22). Nero beschenkte beide mit dem römischen Bürgerrechte, befahl aber den Friesen, die besetzten Ländereien wieder zu räumen. Nur mit Waffengewalt waren sie dazu zu bewegen; die nun abermals leer gewordenen Gegenden beanspruchten dann, aus gleichem Grunde und zu gleichem Zwecke wie die Friesen, die Amsivarier, welche des fortwährenden Drängens von seiten ihrer chaukischen Nachbarn müde waren und sich lieber der römischen Botmäßigkeit unterwerfen wollten. Ein ehrwürdiger, hochangesehener Greis Namens Bojokal führte für die Bittenden vor dem römischen Statthalter das Wort. Seine Rede, die Tacitus uns aufbewahrt hat, zeigt klar, welch bittere Not diese Völker zum Wandern drängte. „Soll soviel Ackerland," sagte er unter anderm, „brach liegen, um gelegentlich einmal als Weide eures Viehes zu dienen? Haltet immerhin Weideland für eure Herden offen; nur dürfen Menschen nicht deshalb hungern. Wie der Himmel den Göttern, so ist die Erde den Menschen verliehen; herrenloses Land ist Gemeingut. O ihr Gestirne am hohen Himmel, du Sonne, du Mond, ihr Sterne alle, euch frage ich: schauet ihr lieber auf menschenleeren Boden oder auf Wohnungen der Sterblichen herab? O lasset doch das Meer hereinbrechen über die Grausamen, die uns das Fleckchen Land mißgönnen!" Umsonst! sie wurden abgewiesen. Nun irrten sie heimatlos von einem Stamm zum andern, hier als verarmte Gäste, dort als Feinde behandelt, bis ihre junge Mannschaft gefallen, viele als Gefangene verkauft waren. Dennoch tauchen sie später als ein Bestandteil der Franken wieder auf.

Wie von den Donaugermanen die Markomannen, so zeichneten sich unter den rheinischen die Bataver als treffliche Soldaten in den römischen Hilfsscharen aus. In den über das Reich hereinbrechenden Wirren nach Neros Tod spielen sie bereits eine hervorragende Rolle; die wilde Naturkraft der riesigen Gesellen erregte allgemeine Bewunderung, freilich auch zuweilen schon ein berechtigtes Bangen. „Suebische" Scharen haben dem Vespasian den Sieg bei Cremona erringen helfen; scheinbar um am Niederrhein für Vespasians Rechte einzutreten, in Wahrheit aber, um das römische Joch abzuschütteln, erhoben sich gleichzeitig die Bataver gegen Vitellius,

maden, sondern Ackerbauer haben wir vor uns, welche so bald als möglich wieder seßhaft werden und sich nur bewegen, weil sie müssen. S. Dahn, Deutsche Gesch. 1, S. 403.

für den sie sich anfangs mit den gallisch-germanischen Legionen entschieden hatten. Die batavischen Kohorten waren eben nur der Stimmung der letzteren gefolgt; nun aber erfuhren sie von der Ausrufung Vespasians zum Kaiser, und Klagen ihrer Landsleute über schändliche, die Sittlichkeit des keuschen Volkes tief verletzende Bedrückungen von seiten niederer römischer Beamten, wie immer neue, gesetzwidrige Aushebungen für Vitellius reizten ihren Unwillen aufs höchste. Diese Erbitterung benutzte ein kluger, kühner Mann aus edlem Geschlecht, Claudius Civilis, der trotz seines römischen Namens ein deutsches Herz im Busen trug. In seiner Seele glühte etwas von dem dämonischen Römerhaß des Armin, obwohl er an Großartigkeit der Persönlichkeit und der Erfolge sich mit diesem nicht vergleichen kann. In römischen Diensten durch seine glänzende Tapferkeit ausgezeichnet, war er dennoch mehrmals als des Hochverrats verdächtig in Ketten geworfen worden, sein Bruder wurde auf dieselbe unerwiesene Anklage hin sogar hingerichtet. Mit großer Vorsicht hielt Civilis anfangs seinen eigentlichen Plan verborgen und erklärte sich mit seinen Kohorten und Landsleuten für Vespasian. Die Rheinlegionen waren damals nicht vollzählig und bestanden aus den schlechtesten Truppen, außerdem war kein Angriff von ihnen zu fürchten, da ihr Anführer ein kränklicher und noch dazu, wie man sich zuraunte, vitellianisch gesinnter Mann war. Civilis konnte also vor der Hand ungestört seine Vorkehrungen zu einem großen Aufstand gegen die Fremdherrschaft treffen.

Bei einem nächtlichen Götterfeste, im heiligen Haine verpflichtete er die Häupter seines Stammes zur Erhebung gegen Rom. Als Führer des Aufstandes trat zunächst, während Civilis sich vorsichtig zurückhielt, der tollkühne Kanninefate Brinno hervor. Die Bataver und Kanninefaten erkoren ihn zu ihrem Herzog. Die von den Römern so oft mißhandelten Friesen schlossen sich an. Brinno bemächtigte sich, von der See her anrückend, zweier römischer Winterlager und bedrohte die fast besatzungslosen Kastelle, deren Befehlshabern nichts andres übrig blieb, als sie selbst in Brand zu stecken. Jetzt trat Civilis offen an die Spitze der drei aufständischen Völkerschaften, er schlug die Römer zum Lande hinaus und bemächtigte sich sogar der gegen ihn ansegelnden Rheinflotte, die ihm durch die germanische Bemannung ausgeliefert wurde. Die gallischen Kohortenführer, die ihm in die Hände gefallen waren, entließ er sofort ihrer Haft und schickte sie in ihre Heimat, damit sie dort zur Empörung antrieben. Er selbst rückte vor Vetera Castra, besiegte in kurzem Kampfe die beiden dort liegenden Legionen und trieb sie ins Lager zurück. Als dies die Bataver vernahmen, welche in der obergermanischen Armee dienten, entwichen sie von Mainz aus, schlugen sich nach dem Niederrhein durch und vereinigten sich mit Civilis. Der Sturm auf Vetera Castra mißlang freilich, doch nahm

Civilis die kleineren Lager zu Gelduba (Gellep) und Askiburg (Asburg zwischen Xanten und Neuß) ein und bedrohte Köln.

Auch die rechtsrheinischen Germanen rief der thätige Mann zur Teilnahme an der Erhebung gegen die verhaßten Römer auf. Die Brukterer, Tenkterer, Usipeter und Chatten leisteten dem Rufe willig Folge, begeistert durch die Weissagungen der weisen Jungfrau Véleda, die auf einem Turm an der Lippe hausend Zukunftssprüche erteilte. Durch große Scharen dieser Völker verstärkt, konnte Civilis Truppen gegen die Moriner und Menapier, gegen die Treverer und Ubier, ja gegen die Hauptfeste am Mittelrhein gegen Moguntiacum (Mainz) schicken.

Bisher hatten alle Scharen des kühnen Bataverս unter dem Scheine gefochten, als hätten sie für Vespasian geschworen. Nun aber traf die Kunde von der Schlacht bei Cremona (im Herbst des Jahres 69) ein, in der Vespasian sich die Krone erkämpfte; infolge dessen mußte Civilis seine Maske abwerfen und offen den Abfall von der Römerherrschaft erklären. Die römischen Legionen erschlugen selbst ihren Oberbefehlshaber und blieben unthätig, Civilis bemächtigte sich binnen kurzem ganz Niedergermaniens, nur Vetera Castra, Novesium (Neuß) und Bonna (Bonn) leisteten Widerstand; in Obergermanien Mainz.

Auch im eigentlichen Gallien hatte die Empörung ihr Haupt erhoben. Im Einverständnis mit Civilis zog eine große Heerschar keltischer Kohorten, Treverer und Lingonen, denen sich auch die Tungern und Nervier anschlossen, nach dem Niederrhein, um Neuß zu nehmen, und rief, lächerlich genug, einen Lingonen mit Namen Julius Sabinus zum Kaiser eines zu gründenden „Großreiches Gallien“ aus. Wirklich waren die Legionen von Neuß und Mainz so entartet, diesem „Kaiser“ den Treueid zu schwören; Köln wurde zur Huldigung gezwungen. Nun hielt sich auch die Besatzung von Vetera Castra nicht länger, alle römischen Befestigungen längs des Rheines wurden zerstört. Aber mit dem „gallischen Großreich“ sollte es bald vorbei sein. Als die den Römern treugebliebenen Sequaner dem Sabinus eine schwere Niederlage beibrachten, trat bei vielen Galliern sofort ein gänzlicher Umschlag der Stimmung ein; verzagt und kleinlaut verliefen sich die meisten. Und als nun vollends Vespasian den trefflichen Feldherrn Petilius Cerialis an den Rhein entsandte und die nur ungern mit den Galliern gemeinsame Sache machenden Legionen ohne weiteres zu ihm übertraten und zu Gnaden angenommen wurden, da fügten sich auch die Lingonen und Treverer und gelobten dem römischen Kaiser Treue.

Nicht so kläglich verlief der germanische Aufstand. Zwar wurde Civilis von Trier, das er zu erstürmen suchte, zurückgeworfen und die Kölner fielen auf die Nachricht hiervon zu den Römern ab, ja sie ermordeten sogar treuloserweise die in der Stadt liegenden germanischen Kohorten und

Einwohner und nahmen des Civilis Gattin und Schwester gefangen; aber Civilis verlor den Mut noch nicht. Bei Vetera Castra, wo er sich trefflich verschanzt hatte, bot er dem römischen Feldherrn den Kampf an. Cerialis war ihm an Zahl und Tüchtigkeit der Streitkräfte weit überlegen; dennoch kostete es ihm zwei furchtbare Schlachttage, um den kühnen Volksführer und seine todesmutigen Scharen zu überwinden. Civilis entwich darauf nach der „Insel der Bataver“, von wo aus er den Römern noch manchen Schaden zufügte. Als aber die Römer die Batavernsel angriffen und verheerten, nur die Güter des Civilis arglistig verschonend, da begehrten auch die Bataver nach Frieden, und so verlief der ganze Aufstand ergebnislos. Die Bedingungen, unter denen Cerialis den Frieden gewährte, waren milde; es wurden im ganzen die alten Verhältnisse wieder hergestellt, nur dienten die batavischen Hilfsvölker künftig nicht mehr in geschlossenen Heeresabteilungen und wurden in fernen Gegenden des Reichs den Legionen eingereiht. — Bis fast zum Ende des Aufstandes (70 n. Chr.) begleitet die Darstellung des Tacitus die Ereignisse, um plötzlich abzubrechen und uns aus hellem Tageslicht in die unklare Dämmerung einer trümmerhaften, einsilbigen Überlieferung zu versetzen. Eine zusammenhängende Erzählung der bis in die Mitte des vierten Jahrhunderts hineinreichenden Ereignisse ist nicht mehr möglich, und es verlohnt wenig, die dürftigen einzelnen Thatsachen, von denen wir hören, aneinanderzureihen. Viel wichtiger erscheint uns an dieser Stelle eine bündige Darstellung von den friedlichen Fortschritten der römischen Herrschaft auf deutschem Boden einzuschalten, die wir dem trefflichen Werke*) eines neueren Geschichtsforschers entnehmen und bei der wir uns nur unwesentliche Kürzungen und Zusätze gestatten.

„In den nächsten Jahrzehnten machte die römische Herrschaft wieder Fortschritte; denn unter den Flaviern (seit 69) und der Dynastie des Nerva (seit 96) war wieder ein frischerer Zug in das römische Reich gekommen; noch einmal nahm es wenigstens an einigen Grenzen den Gedanken auf, seiner Macht und Gesittung die Völkerwildnis des Nordens zu unterwerfen. Am Rhein geschah das allerdings nur in bescheidenem Maßstabe. Einige der benachbarten Stämme wie die Chatten, Tubanten (zwischen Yssel und Vecht) und Brukterer wurden vorübergehend zum Gehorsam gebracht. Eine militärische Besetzung rechtsrheinischen Landes hat am Niederrhein nicht stattgefunden, ebenso wenig eine Verschiebung der römischen Kulturgrenze; denn der Schwerpunkt der Grenzpolitik lag seit dem Ende des ersten Jahrhunderts nicht mehr am Rhein, sondern an der

*) Der auch der reiferen Jugend nicht genug zu empfehlenden, durch geschmackvolle Darstellung ebenso wie durch sinnige Auffassung und gediegene Forschung ausgezeichneten Deutschen Geschichte von Otto Kaemmel.



Donau, weil von hier, nicht von dort die größte Gefahr drohte. Dagegen setzten sich im Vorlande des Oberrheins gallische Abenteurer fest, und ihre Siedelungen wurden allmählich so ansehnlich, daß Kaiser Domitian (81 bis 96) beschloß, dies ganze Gebiet, die sogenannten Zehntlande (agri decumates),*) bis über den Neckar hinaus durch eine feste Grenzsperre zu sichern. Er begann deshalb am Taunus die Erbauung des germanischen Limes. Trajan (98—117) hat ihn wohl im wesentlichen vollendet und sein Nachfolger Hadrian (117—138) die römische Grenzwehr zum völligen Abschluß gebracht.

Der römische Grenzwall oder „Pfahlgraben" (limes) begann an der Grenze der beiden germanischen Provinzen bei Rheinbrohl gegenüber der Ahrmündung, lief zum Taunus und längs des Nordabhanges desselben, das untere Kinzigthal einschließend, ostwärts, dann südlich bis zum Main, den er bei Ober-Krotzenburg erreichte, so daß dieser Fluß selbst bis Miltenberg die Grenzscheide bildete; von da ab ging der Limes schnurgerade bis Lorch an der Rems. Hier begann dann der rätische Limes, der im flachen Bogen längs der Rauhen Alp zog und bei Kehlheim ober Regensburg die Donau erreichte. Die ganze Grenzlinie hat eine Länge von 370 römischen Meilen (542 km), von denen etwa zwei Drittel (250 röm. M. = 368 km) auf den germanischen, ein drittel (120 röm. M. = 174 km) auf den rätischen Limes entfallen, und ist nicht eigentlich ein Festungswerk, wie der Piktenwall Hadrians im nördlichen England, sondern eine Grenzsperre, welche die Überwachung des Grenzverkehrs den Germanen gegenüber erleichtern sollte, deshalb nur bei Tage nach Ablegung der Waffen und Zahlung des etwaigen Eingangszolles passiert werden durfte und nur insoweit befestigt war, daß die Wachmannschaften gegen überraschende Angriffe gesichert waren. Diesen Zwecken entspricht die ganze Anlage.

Der rätische Limes besteht nur aus einer mauerähnlichen Anschüttung von Bruchsteinen ohne Graben und Türme; die in einer Entfernung von 4 bis 5 km dahinter liegenden Kastelle stehen mit ihm in keiner Verbindung. Der rheinische Limes dagegen ist ein niedriger Erdwall mit vorgelegtem flachen Graben und aufgesetzten Wachttürmen, verstärkt durch eine Reihe etwas weiter rückwärts stehender Kastelle, die voneinander höchstens 15 km (einen halben Tagemarsch) abstehen und von sehr verschiedener Größe sind. Zu ihnen gehören z. B. die Saalburg auf dem Taunus und das Kastell von Nieder-Bieber, weiter südlich das sehr bedeutende von Jagsthausen. Gegen einen ernsthaften Angriff konnte der Limes weder

*) Das dunkle Wort wird von einigen gedeutet als „das vermessene Land"; andere leiten den Namen davon ab, daß die Bewohner einen „Zehnten" zahlen mußten. Für das lateinische limes gebraucht man oft das deutsche Wort ‚Pfahlgraben.'

gehalten werden, noch ist er jemals gehalten geworden; die wirkliche Verteidigungslinie blieb stets der Rhein.

Im Rheinlande hat Rom großartige Straßen- und Festungsanlagen in engster Verbindung geschaffen. Von Lugdunum (Lyon) führte die eine Hauptstraße nach Metz (Divodurum) und Trier (Augusta Treverorum), von hier verzweigte sie sich nach Köln und Mainz. Eine andre lief das Rheinufer entlang, stromabwärts bis Leyden (Lugdunum Batavorum), stromaufwärts über Straßburg (Argentoratum) nach Vindonissa (Windisch zwischen Aar und Reuß) und dem Großen St. Bernhard (Alpis Poenina). Den Straßenbau rechts des Rheines begann schon Vespasian mit der Strecke Straßburg-Offenburg, die dann ostwärts bis Augusta Vindelicorum (Augsburg) verlängert wurde; die Strecke Offenburg bis Baden (Aquä Aureliä) bis Ladenburg (Lupodunum) am Neckar bis Mainz ließ Trajan erbauen. Sie alle wurden unter der Leitung kaiserlicher Baumeister meist von den Truppen hergestellt und imstand gehalten, und waren zunächst für militärische Zwecke bestimmt, deshalb nach militärischen Gesichtspunkten gebaut. Sie liefen daher möglichst auf der Höhe, durchschnitten die Thäler auf der kürzesten Linie ohne Rücksicht auf steile Steigung und waren stets auf einem mindestens 12′ hohen Erddamme geführt, dabei aber aus Sparsamkeitsrücksichten verhältnismäßig schmal (18′). Von Millie zu Millie (1,5 km) standen hohe, runde Meilensteine mit der Angabe der Meilenzahl und Daten über den Straßenbau; von Tagemarsch zu Tagemarsch (20 Millien = 30 km) fand man Etappenstationen (mansiones, Rastorte) mit Unterkunftsräumen, Magazinen und Ställen für mindestens vierzig Pferde, dazwischen Wechselstellen (mutationes), alles zunächst für Offiziere und Beamte berechnet. Die Benutzung dieser Straßen erleichterten Reisebücher und Karten, von denen uns in der sogenannten „Peutingerschen Tafel“ (tabula Peutingeriana) eine mittelalterliche Kopie erhalten ist.

In engster Verbindung mit den Straßen standen die festen Standlager am Rhein. Trajan scheint noch sieben Legionen am Rhein gelassen zu haben, später verringerte sich die Zahl auf vier, also auf die Hälfte des Bestandes unter Augustus, und diese Legionen blieben seitdem auf Jahrhunderte in ihren Standquartieren, die 1. und 30. am Niederrhein, die 8. und 22. am Oberrhein. Dies waren einerseits Bonn und Vetera Castra, an dessen Stelle erst im dritten Jahrhundert Noviómagus (Nymwegen) trat; andrerseits Mainz und Vindonissa, seit Trajan anstatt des letzteren Straßburg. Dazu traten zahlreiche kleinere Kastelle am Rhein und am Limes, welche von Legionsabteilungen oder auch von Hilfstruppen besetzt waren; in den Zehntlanden standen nur solche, z. B. Vindeliker und Briten. Die Standlager waren stets in der Form eines länglichen Rechtecks

oder eines Quadrats angelegt, mit abgerundeten Ecken, die Mauer im Innern durch einen Erdwall, nach außen durch einen Graben verstärkt, die vier Thore, je eines an jeder Seite, waren durch Türme gesichert. In der Mitte erhob sich das Prätorium (Hauptquartier), bei größern Standlagern ein stattlicher Bau; dahinter das Quästorium mit den Magazinen, davor nach der dem Feinde zugewandten Seite ein Bad und die Mannschaftsquartiere, die übrigens nur Erdhütten, nicht massive Kasernen gewesen zu sein scheinen. Stets waren auch Brunnen vorhanden. Diesen Standlagern kam dann die Rheinflotille zu Hilfe, welche den Strom vollends unter die Herrschaft der Römer brachte.

Unter ihrem Schutze blühte auch städtisches Leben nach italischem Vorbild empor und mit ihm die ganze Fülle südländischer Kultur. Durch Ansiedelung italischer Kolonisten oder entlassener Soldaten und durch Romanisierung der Eingeborenen entstanden Städte oder stadtähnliche Gemeinwesen neben oder aus älteren Ortschaften längs des ganzen Rheinlaufes und ostwärts im Neckargebiet bis an die Rauhe Alp. Die älteste römische Stadtgemeinde im Rheinlande ist die Colonia Augusta Rauracorum (Augst bei Basel), eine Gründung des Augustus. Von Kaiser Claudius erhielt die Ortschaft der germanischen Ubier 51 n. Chr. italische Ansiedler und wurde als Colonia Agrippinensis (Köln) der Kaiserin Agrippina zu Ehren eingerichtet (s. S. 243), später sogar mit dem Jus Italicum (Steuerfreiheit) ausgezeichnet; schon im Jahre 69 war daher ihre germanische Bevölkerung durch Familienverbindungen und den Einfluß römischer Bildung wenigstens der Gesinnung nach so völlig romanisiert, daß sie gegen ihre eignen Landsleute die Verräter spielte. Wohl um dieselbe Zeit, unter Kaiser Claudius (41—54 n. Chr.), der hier geboren war, wurde Trier Kolonie, mit starken Festungswerken umgeben, zu denen die mächtige Porta nigra gehörte, schon zu Anfang des zweiten Jahrhunderts eine blühende Stadt, seit dem Beginne des vierten stolze Kaiserresidenz, daher mit glänzenden Bauten, den mächtigsten diesseits der Alpen, geschmückt und damals ein Platz von 50—60000 Einwohnern. Neben diesen wirklich städtischen, mit selbstgewählten Behörden und selbständiger Verwaltung versehenen Gemeinden blühten kleinere Flecken (vici) auf, die einer solchen unterworfen waren, namentlich da, wo warme Quellen sprudelten, denen im kalten Norden die Südländer besonders nachgingen. Vielfach waren diese Orte übrigens keineswegs römischen, sondern meist einheimischen, also keltischen Ursprungs, wie ihre Namen bezeugen; so links Rigómagus (Remagen), Antunacum (Andernach), Bingium (Bingen), so rechts des Rheins Aquä Mattiacä (Wiesbaden), Lupodunum (Ladenburg), das zu Speier (Noviómagus) gehörte, Vicus Aurelii (Öhringen bei Heilbronn), Sumlocenna (Sülchen bei Rotenburg am Neckar), Aurelia Aquensis

(Baden-Baden), Aquä Flaviä (Rottweil), die zum Teil in ihrem Namen die Zeit ihrer Begründung verraten. Aber auch unmittelbar im Anschluß an feste Standlager, neben ihnen allerdings, nicht aus ihnen, erwuchsen oft ansehnliche Ortschaften. Denn mit dem Lager selbst hatten auch die Buden und Baracken (canabae, canipae) der Geschäftsleute, die ihm folgten und ursprünglich hinter ihm, an der Porta decumana (Hinterpforte des Lagers) ihren Stand hatten, einen ständigen Charakter gewonnen, zumal sich viele entlassene Veteranen hier ansiedelten, so daß sie zuweilen schon nach wenigen Jahrzehnten zu stattlichen Flecken wurden, wie z. B. bei Vetera Castra schon im Jahre 69. Noch im Laufe des ersten Jahrhunderts erhielten sie Korporationsrechte als vici canabarum, die zahlreichen Kinder aus den nach römischen Rechtsbegriffen illegitimen Ehen der Legionare und einheimischen Frauen bekamen das Bürgerrecht in der Tribus Pollia. Auch längst vorhandene Orte in der Nähe von Standlagern wurden so eingerichtet, besonders entwickelte Niederlassungen beider Arten dann mit römischem Stadtrecht als Municipien oder Kolonien begabt, so unter Trajan die Ansiedlung bei Vetera Castra, die eine römische Meile vom Lager entfernt lag, als Colonia Ulpia Trajana (das heutige Xanten) und die beim rechtsrheinischen Kastell von Mainz, die Vorstadt Kastel, während z. B. Moguntiacum selbst neben dem Standlager immer eine Verbindung von Flecken (vici) geblieben ist. Noviomagus (Speier), Borbetomagus (Worms), Argentoratum (Straßburg) sind nicht eigentliche Städte, sondern Vororte von Völkerschaften (Wangionen, Nemeter, Triboker), deren Gebiete als Gaue verwaltet wurden. Diese Einrichtungen wurden auch auf das rechte Rheinufer übertragen, wie z. B. die chattischen Mattiaker am Taunus am Ende des zweiten Jahrhunderts als civitas auftreten.

Mit dem lebhaften Verkehr, der sich zunächst an die Standlager knüpfte, mit dem Dienst der Landeseingebornen im römischen Heere, den zahlreichen Zwischenheiraten, der Einwanderung endlich von Italikern oder romanisierten Galliern drang die überlegene Bildung der Mittelmeerländer unwiderstehlich in diesen keltisch-germanischen Grenzgebieten vor. Wesentlich italisch muß sich deshalb das Aussehen und das Leben dieser Ortschaften gestaltet haben. Unterirdische Abzugskanäle, Wasserleitungen und öffentliche Bäder (Thermen) sorgten überall für die Gesundheit der Bewohner; dem nordischen Klima angemessen waren die Häuser mit trefflichen Heizungsanlagen (Hypokausten) versehen, und den Reiz des Landlebens wußten damals schon die romanischen Rheinländer so gut zu würdigen, wie heute ihre deutschen Erben; denn zahlreiche Landhäuser belebten die sonnigen Ufergehänge des Rheins und der Mosel, selbst die Höhen der Eifel. Auch hier, nordwärts der Alpen, an der Barbaren-

grenze, mochten diese Südländer den Schmuck der Kunst nicht entbehren, weder im Leben in ihren Häusern, noch im Tode auf ihren Grabmälern, wie das bekannte Denkmal der Secundiner zu Igel bei Trier zeigt. Aber nicht nur die abgenutzten mythologischen Darstellungen treten hier auf, sondern besonders häufig und in merkwürdig realistischer Durchbildung Scenen aus dem täglichen Leben. Wesentlich bewegte sich dies um die Beschäftigungen des Landbaus, unter denen der Weinbau allerdings erst seit dem dritten Jahrhundert eine bedeutendere Rolle spielte, nachdem Kaiser Probus die bisher zu gunsten des italischen Weinbaues festgehaltenen Beschränkungen aufgehoben hatte; deshalb beruhten auch die Leistungen an den Staat, abgesehen von der Grundsteuer, auf Lieferungen von Bodenfrüchten und auf Naturaldiensten. Wahrscheinlich mit aufrichtigerer Frömmigkeit als die überbildeten Hauptstädter stellten diese Provinzialen ihr Dasein unter den Schutz der Götter, nicht nur römischer, sondern vielleicht noch lieber einheimischer, keltischer und germanischer Gottheiten. So wurde Nehalennia, welche die Schiffahrt beschützte, verehrt, oder die geheimnisvollen „Mütter", denen im Rheinlande, und nur hier, zahlreiche Altäre errichtet worden sind, oder bei den Tubanten der Mars Thingsus (Ziu), der germanische Gott des Heerbannes und des Gerichtstages (Thing).

Hinter der Entwickelung der Rheinlande blieb die der Donaulande und des mittleren Alpengebietes beträchtlich zurück. Rätien (Tirol und Ostschweiz) hatte für die Römer lediglich die Bedeutung eines Durchgangslandes, dessen gewaltiges Hochgebirge sie nirgends zur Niederlassung lockte. So entstanden hier wohl Stationen an der großen Brennerstraße, wie Bauzanum (Bozen), Vivipetenum (Sterzing), Matrejum (Matrei), Veldidena (Wilten bei Innsbruck) und im bayrischen Oberlande Partanum (Partenkirchen), aber keine einzige Stadtgemeinde; vielmehr blieb hier die Gaueinteilung nach Völkerschaften erhalten, von denen die Breonen dem Brenner den Namen gegeben haben. Etwas anders gestalteten sich die Dinge im nördlichen Vorlande, im keltischen Vindelicien, das übrigens nur einen Teil der Provinz Rätien bildete. Hier erhielt Augusta Vindelicorum (Augsburg) von Hadrian das Stadtrecht; neben ihm standen Brigantium (Bregenz am Bodensee) und Cambodunum (Kempten), deren stattliche Reste erst neuerdings zu Tage gekommen sind. Eine wirkliche Romanisierung des Landes ist hier jedoch nicht eingetreten. Es hing dies auch damit zusammen, daß die Provinz anderthalb Jahrhunderte lang nur mit Hilfstruppen belegt war, wie denn Passau (Castra Batava) einer batavischen Kohorte seinen Namen verdankt; erst Marc Aurel (161—180) errichtete infolge des Markomannenkrieges hier ein Legionslager, die Castra Regina (Regensburg).

In Noricum ergriff, obwohl es bis auf Marc Aurel nur schwache Abteilungen von Hilfstruppen als Besatzung hatte, doch die römisch-städtische Kultur bei der lebhaften Verbindung mit dem nahen Italien die beiden Hauptthäler der Drau und der Donau früh und rasch. Hier lagen im Süden Emona (Laibach), Virunum (Zollfeld bei Klagenfurt), Noreja und Aguontum (Lienz), im Norden Juvavum (Salzburg), und seit Marc Aurel Lauriacum (Lorch). Pannonien blieb dagegen in seinem waldigen, nur dünn bevölkerten Innern ohne Städte und also auch ohne eigentlich römisches Leben. Dies schloß sich hier vielmehr im wesentlichen an die vier großen Legionslager Vindobona (Wien) und Carnuntum (Heimburg bei Preßburg), Brigetio (O Szöny bei Komorn) und Aquincum (Alt-Ofen) an, die Vespasian, Trajan und Hadrian hier längs der Donau errichteten. Dasselbe gilt von Mösien, wo seit Trajan fünf Legionen von Singidunum (Belgrad) bis Trösmis (Igliza bei Galatsch) lagen. Besonders energisch wiederum wurde Dacien nach der trajanischen Eroberung (101—107) durch eine planvoll geleitete Ansiedelung orientalischer und romanisch-illyrischer Kolonisten wenigstens in seinem metallreichen Westen romanisiert.

So zog sich quer durch Mitteleuropa von den Mündungen des Rheins bis zum Delta der Donau in einer Ausdehnung von etwa 350 deutschen Meilen die Grenze, welche das römische Weltreich und seine Kultur von den barbarischen Stämmen des Nordens schied, eine Linie von festen Lagern, Kastellen und Wachttürmen hinter den breiten Strömen, noch verstärkt am obern Rhein durch den Limes, an der untern Donau durch Dacien, das wie eine mächtige Bastion mitten hineinragte in die Steppenlande Osteuropas. Dies alles war bewacht von etwa vierzehn Legionen mit zahlreichen Hilfstruppen und zwei ansehnlichen Stromflotten, die stärkste militärische Machtentfaltung des Reichs. Was Menschenkraft vermochte, das war, so schien es, geschehen, um für alle Zeiten die Mittelmeerländer vor jeder Gefahr zu schirmen, und in der That hat diese Grenze dem Eindringen der Germanen jahrhundertelang Einhalt gethan und somit auch auf ihre eigne Entwicklung tiefgreifenden Einfluß geübt."

8. Neue Völkerstämme; Markomannenkrieg; Kämpfe an Donau und Rhein.

(Von c. 160 bis 355.)

Nicht mit Unrecht hat man gesagt, der Pfahlgraben, d. h. hier die gewaltige Grenzwehr der Römer gegen Germanien, habe die halbnomadischen Westgermanen zu ansässigen Bauern gemacht. Der unruhigen Wanderlust

war ein Ziel gesetzt, und was anfangs vielleicht als ein lästiger Zwang erschien — das Verweilen auf der heimischen Scholle —, das wurde allmählich Gewohnheit und Bedürfnis. Während die Ostgermanen, denen keine so festen Schranken gezogen waren wie ihren westlichen Brüdern, in der ersten Hälfte des zweiten christlichen Jahrhunderts die wahrscheinlich nie ganz unterbrochenen Wanderungen in großem Maßstabe wieder aufnehmen, ihre weiten Ebenen am baltischen Meere, von der Elbe bis über die die Weichsel, zu verlassen anfangen und nach dem Süden und Südosten vordringen, geben die Westgermanen — auch während der „Völkerwanderung“ — ihre alten Wohnsitze im großen und ganzen nicht auf, sie wandern nicht eigentlich, sondern breiten sich nur aus, wenn der heimische Ackergrund die stetig anwachsende Volksmasse nicht mehr genügend ernährte. Dies war begreiflicherweise immer noch ein nicht seltener Fall, obwohl man eine zweckmäßigere Ausnützung des Bodens, eine etwas sparsamere Feldwirtschaft zu lernen begann und nicht mehr so unverhältnismäßig viel Land wie früher brauchte.

Die Ostgermanen ziehen durch ganz Europa. Sie zerschlagen das alte, morsche Weltreich der Römer, sie gründen auf dessen Boden deutsche Reiche, an der Donau, in Italien, Gallien, Spanien, ja an der Nordküste Afrikas. Überall ertönt die deutsche Sprache, überall erklirren die deutschen Waffen. Aber die Sprache der Eroberer verklingt vor den einheimischen der eroberten Provinzen, und die kühnen, hochherzigen Heldenvölker, die ruhmvoll und siegreich ihre Waffen durch die fremden Lande trugen, vergehen und verwehen eins nach dem andern, fast ohne eine Spur zu hinterlassen. Wie das kam, davon werden wir im zweiten Bande ausführlich berichten müssen.

Ganz anders die Westgermanen. Zuerst gezwungen, aber zu ihrem Segen gezwungen, und endlich gern und freiwillig, ließen sie sich genügen mit der alten, rauhen, waldigen Heimat, und da erfüllte sich an ihnen herrlich das alte Wort, daß die Muttererde ihren Söhnen die Treue lohnt und vergilt, indem sie sie stark macht. Sie haben die Stürme der Jahrhunderte, die sie freilich auch nicht ungeschüttelt ließen, doch ungebrochen überstanden, weil sie fest in der mütterlichen Erde wurzelten und aus ihr immer neue Stärkung sogen. Denn wenn wir auch die alten Namen der Völker des taciteischen Deutschlands — der Cherusker, Chauken, Brukterer und vieler anderer — gar nicht oder nur selten mehr hören, so schwanden doch die Stämme selbst nicht dahin wie die Ost- und Westgoten, Vandalen, und Langobarden, sondern sie blieben. Dieser anscheinende Widerspruch erklärt sich durch folgende Vorgänge.

Bei der trümmerhaften Art der Überlieferung gerade für die Zeit vom Aufstande der Bataver bis zum Beginn der sogenannten Völker-

wanderung ist eine zusammenhängende Darstellung der in diesen Zeitraum fallenden Ereignisse meistens nicht möglich; deshalb füllt die Erzählung von letzteren auch in ausführlicheren Geschichtswerken oft nur wenige Blätter. Und doch vollzogen sich in dieser Zeit im Innern Deutschlands wichtige Änderungen, die man unter dem Schlagwort *Bildung neuer Stämme* zusammenfaßt. Das Anwachsen der Bevölkerung und der Anfang der Seßhaftigkeit brachte es nämlich mit sich, daß die einzelnen Völkerschaften, die bisher durch die ausgedehnten, unwegsamen Grenzwälder voneinander geschieden waren, das Bedürfnis gegenseitiger Annäherung und lebhafteren Verkehrs immer mehr empfanden. Die Ausbreitung der Ackerfluren, die damit verbundene — wenngleich damals noch geringe — Rodung des Urwaldes, die häufigere Anlage von Wegen that auch das ihrige, die Abgeschlossenen einander näher zu rücken. Aber nicht nur in wirtschaftlicher, sondern auch in staatlicher Hinsicht suchte man Annäherung und Verbindung. Das Beispiel der Kraft, die eine große politische Einheit verleiht, stand in der großartigen Machtentfaltung des Römerreichs klar vor Augen, und das Gefühl, daß der Kampf mit diesem Reiche und wohl auch mit den Ostgermanen, die seit dem Anfang des zweiten Jahrhunderts sich heftiger zu rühren begannen, schließlich doch nicht vermieden werden könne, und daß zu diesem Kampfe die zersplitterten Kräfte der einzelnen nicht hinreichten, trieb die vielen kleinen Völkerschaften der Urzeit dazu, sich zu größeren Bünden oder Vereinigungen zusammenzuschließen. So entstanden an ihrer Stelle die großen Stämme oder Stammgruppen vor allem der Alamannen, Franken und Sachsen, deren staatliche Einheit freilich in den ersten Jahrhunderten immer noch eine sehr lockere war; denn die bedeutenderen der einstigen Völkerschaften und jetzigen Gaue, aus denen ein solcher Bund bestand, standen oft unter eigenen Königen, lagen wohl jetzt noch zuweilen miteinander in Hader, führten auch auf eigene Hand kleine Kriege. Aber in der Not, wenn es galt, einen starken Feind abzuwehren oder zur Erwerbung neuen Ackerbodens anzugreifen, dann standen sie zusammen und gingen einmütig vor.

Bald wurden die Römer mit Sorgen gewahr, daß der alte Grundsatz cäsarischer Staatsweisheit, Zwietracht unter den Germanen zu säen, nicht mehr verfangen wollte.

Die *Alamannen**) (den Namen erklärt ein Zeitgenosse als: zusammengeschwemmte, gemischte Männer) treten als völlig fertiger Völkerbund schon um das Jahr 213 auf. Sie zerfallen in drei Gruppen, die *Alamannen* im engern Sinne, die *Schwaben* (Sueben) und die Ju-

*) Hier nur das einstweilen Notwendigste; Genaueres über die Völkerbünde im zweiten Bande.



thungen, und nehmen hauptsächlich den Südwesten längs des Pfahlgrabens ein. Von alten Völkerschaften sind in ihnen Usipeter, Tenkterer, Tubanter, vor allem aber ein großer Teil der Sueben, besonders der von den Burgundern nach Südwesten gedrängten Semnonen, aufgegangen, später auch Teile der Wangionen, Triboker und Nemeter. Die Franken (d. i. die Freien), welche am Rhein von Mainz abwärts sich ausdehnten, und um 240 zuerst genannt werden, bestehen ebenfalls aus drei Hauptgruppen: den Oberfranken (der Hauptmasse der alten Chatten) in Hessen und westlich davon, den Uferfranken oder Ripuariern, nördlich von den vorigen, um Köln, besonders aus Amsivariern und Chattuariern (einem ausgewanderten, chattischen Gau) zusammengesetzt, und den salischen Franken, den Nachkommen der alten Sugambern nebst den Chamaven. Die Sachsen, denen ein in der Urzeit unbedeutender kleiner Stamm im heutigen Holstein den Namen gegeben hat, umfaßten die drei niederdeutschen Stämme der Westfalen (von fala Ebene), der alten Chauken, der Engern (Angrivarier) und der Ostfalen (Cherusker mit Trümmern anderer Völkerschaften); sie treten später als die Alamannen und Franken, erst gegen Ende des dritten Jahrhunderts, bedeutender hervor. Neben diesen drei großen Völkerstämmen bestehen die Friesen an der Nordseeküste, die Hermunduren (die spätern Thüringer) in Mitteldeutschland, die Markomannen (als deren Nachkommen zum Teil die Bajuvaren, Bayern zu betrachten sind, vgl. S. 24) und die Quaden im Südosten fort.

Am gefährlichsten sollten zunächst dem römischen Reiche die beiden letztgenannten Völker werden. Infolge der Wanderung der Goten von der Ostsee nach der Küste des Schwarzen Meeres, die sich im Laufe des zweiten Jahrhunderts vollzog, wurden die Völker an der untern Donau in notgedrungene Bewegung gesetzt, und auch von der Elbe und Oder her drängten ostgermanische Stämme, Langobarden, Burgunder, Heruler und Wandalen. Die Wellenschläge dieser weitgehenden Bewegung vom Osten und Norden her schlugen gegen die Markomannen in Böhmen und die Quaden in Mähren so heftig an, daß sie über die Donau, also über die römische Grenze, geschleudert wurden. Und zugleich wurde ein sarmatisches Reitervolk, das sich in die ungarische Tiefebene verirrt hatte, und vor den Goten zurückwich, die Jazygen, in die daraus entstehenden Kämpfe verwickelt. Ja alle Völker, „von der Grenze Illyriens bis nach Gallien hin," gerieten in Bewegung, selbst die Hermunduren und Naristen im Westen der Markomannen, und an der untern Donau skythische Stämme wie die Alanen und Roxolanen. Ungeheure Scharen brachen in die Provinzen Rätien, Noricum, Pannonien und Dacien ein, schlugen die römischen Truppen, die sich hie und da ihnen entgegenstellten, und schleppten viele Tausende von

Gefangenen fort. Ja einige dieser Barbarenhaufen überstiegen die Alpen und standen im Jahre 166 vor Aquileja, um diesen „Hauptwaffenplatz Roms an der Pforte Italiens“, den „Sammelpunkt aller römischen Straßenzüge nach der Donau“ zu überwältigen. Hier aber geriet der Strom ins Stocken; der wackere Kaiser Marc Aurel warf die Germanen zurück und zwang sie Frieden zu schließen. Zum Schutze von Rätien und Noricum wurden zwei große Standlager, Castra regina (Regensburg) und Lauriacum (Lorch am Einfluß der Enns in die Donau), angelegt und stark befestigt. Der Hauptschauplatz des Kriegs (des sogenannten Markomannenkrieges 166—180) war Pannonien. Es kostete die furchtbarsten Anstrengungen, diesen gefährlichen Kampf glücklich zu beenden. Die außergewöhnlichsten Maßregeln mußten ergriffen werden. Die durch Fortschleppung zahlloser Gefangenen ohnehin schrecklich gelichteten Legionen wurden, zumal in Italien eine Pest wütete, mit bewaffneten Sklaven, Fechtern, begnadigten Räubern und angeworbenen Germanen ergänzt. Da der Staatsschatz geleert und die Steuerkraft der Provinzen erschöpft war, ließ der Kaiser die kostbaren Geräte seines Palastes versteigern. Durch eine Thatkraft, die um so staunenswerter erscheint, als Marc Aurel von Natur durchaus nicht kriegerisch und dazu körperlich leidend war, gelang es ihm im Jahre 172 die Markomannen über die Donau zurückzuschlagen, bald darauf auch die Jazygen auf der zugefrorenen Donau zu besiegen und die Quaden durch einen Einfall in ihr Land zum Frieden zu zwingen. Die letzteren allein lieferten 63000 Gefangene aus! Alle drei Völker versprachen Heeresfolge zu leisten, gaben einen schmalen Streifen Landes längs dem linken Donauufer preis und gestatteten hier Anlage römischer Befestigungen. So endete vor der Hand der Kampf mit einem Siege, den Marc Aurel durch einen großartigen Triumph feierte. Zum Gedächtnis seiner Erfolge ließ er, nach dem Vorbilde Trajans, zu Rom eine Siegessäule errichten, die mit Reliefdarstellungen aus dem Kriege überdeckt und dadurch für die Kenntnis der germanischen Tracht, Bewaffnung, Siedelung und Kampfesweise von höchster Wichtigkeit ist. Neue Unruhen bei den eben besiegten Völkern nötigten indes den Kaiser bald wieder an die Donau zu ziehen. Er beschloß, die Unruhstifter gänzlich zu unterwerfen und ihre Länder als Provinzen zum Reiche zu schlagen. Schon waren die Markomannen und Quaden so furchtbar gedemütigt, daß Marc Aurel im Begriff war, Böhmen und Mähren in Besitz zu nehmen, als er plötzlich erkrankte und in Vindobona (Wien) am 17. März 180 starb. Sein aus der Art geschlagener Sohn und Nachfolger Commodus schloß rasch Frieden mit den neu aufatmenden Völkern, begnügte sich mit der Auslieferung der Gefangenen und der Wiederherstellung des früheren Verhältnisses der Tribut- und Heerpflichtigkeit.

Infolge dieser Ereignisse sank die bisherige Scheidewand zwischen Germanen und Römern an der mittleren Donau. Der kriegerischen Ausbreitung der ersteren war zwar vor der Hand erfolgreich gewehrt, aber von Marc Aurel an gestatteten die Kaiser die friedliche Ansiedelung zahlreicher Markomannen, Quaden und anderer Landsleute auf römischem Boden. Als coloni (halbfreie Bauern) erhielten viele Tausende Land in den Donauprovinzen. Dadurch wurde nun zwar der Drang nach gewaltsamer Ausdehnung verringert, mithin die friedliche Entwicklung begünstigt und diesen Teilen des römischen Reiches viel tüchtige Kraft zur Bebauung des Bodens und zur Verteidigung der Grenze zugeführt, zugleich aber auch ein allmähliches Übersteigen des germanischen Elementes über das römische angebahnt, das die völlige Germanisierung der Provinzen und ihre Ablösung vom Reiche vorbereitete.

Während dem römischen Weltreiche von Osten durch die Parther, dann durch die Neuperser, von Nordosten durch die Goten, von innen durch schwere Wirren Gefahr drohte, erschienen am Oberrhein zu Anfang des dritten Jahrhunderts die Alamannen und noch vor der Mitte bei Mainz die Franken, ja ein Teil der Markomannen brach sogar in Italien ein. Dem gewaltigen Aurelian (Kaiser von 270 bis 275) gelang es, alle aufs Haupt zu schlagen und über die Grenze zurückzuwerfen. Durch die Preisgebung Daciens, wo sich die westlichen Goten festsetzten, verschaffte er dem Reiche auch im Nordosten Frieden. Kaum aber war der Restitutor orbis (Wiederhersteller des Erdkreises) ermordet, so begannen die Einfälle der Westgermanen aufs neue. Der tapfere Probus (276—282) drängte sie zurück und stellte den Grenzwall an Rhein und Donau wieder her. Aber die Früchte seines Sieges gingen bald wieder verloren; kurz nach seinem Tode nahmen die Alamannen das Zehntland als Wohnsitz und Ackerboden in Besitz. Der große Kaiser Diokletian (284—305) gewann es zwar durch Maximian und Constantius Chlorus vorübergehend zurück; allein auch diese Wiedereroberung hatte keine Dauer. Sobald die römischen Legionen den Rücken wandten, strömte die gewaltsam gestaute Hochflut mit verdoppelter Wucht wieder vor. Der Sohn des Constantius, Konstantin der Große (306—337), besiegte die hereinbrechenden Franken, ging sogar über den Rhein, baute eine steinerne Brücke über den Strom und suchte die Rheingrenze durch eine starke Flotte zu schützen. Aber die entvölkerten Striche am linken Rheinufer füllten sich, ebenso wie die am rechten Donauufer, immer mehr mit Germanen, die hier als Kolonen oder als Läten (freie Bauern, die nur ihre Güter nicht ohne Erlaubnis verlassen durften) mit kaiserlicher Genehmigung sich ansiedelten oder als Soldaten in gesonderten Heeresabteilungen dienten. So wurden auch hier zwar „die weiten Lücken, welche Krieg, Pest und Not aller Art in die Bevölkerung des Reiches gerissen hatten, durch Hundert-

tausende arbeits- und waffentüchtiger Barbaren" ergänzt, der überströmenden Volkskraft der Germanen war auch hier so reichlicher Abfluß gewährt, daß der Friede einige Jahrzehnte erhalten blieb, aber auch hier kam infolgedessen die Germanisierung der Grenzprovinzen in vollen Gang. Und als bald nach dem Tode Konstantins Thronstreitigkeiten ausbrachen und der letzte seiner Söhne Constantius sogar selbst die Alamannen unter ihrem König Chnodomar gegen den Anmaßer Magnentius, einen gebornen Franken, nach Gallien rief, da geriet die auf einige Zeit gestillte Flut wieder ins Gären und Brausen. Der Kaiser beraubte sich aus Mißtrauen selbst seines besten Feldherrn, des Germanen Silvanus, der die Eindringlinge zurückgeschlagen hatte, und noch in demselben Jahre (355) war die ganze Rheinlinie mit fast allen linksrheinischen Städten (nur Koblenz und Remagen ausgenommen) in deutschen Händen.

9. Die Schlacht bei Straßburg; Julians Germanenkriege.

(Von 357 bis 361.)

Da erhob Constantius seinen jungen Neffen, den hochbegabten Julian, zum Cäsar (Thronfolger) und übertrug ihm die Kriegführung in Gallien. Julian stellte die Kriegszucht wieder her, verdrängte die Germanen, die bis in das Innere der Provinz Gallien eingedrungen waren und das unglückliche Land plünderten und verwüsteten, und ging dann (357) daran, den Alamannen auch die oberrheinische Tiefebene, das „Elsaß" d. h. ihren „Fremdsitz" oder ihr „Neuland", wo sie sich als Ackerbauer häuslich niedergelassen hatten, wieder zu entreißen. Er befestigte in aller Eile Bergzabern (Tres Tabernae im Vosegus) und machte es zum Ausgangspunkt seines Unternehmens. Aber es galt einen harten Kampf; denn sieben Könige alamannischer Gaue — sie hießen Chnodomar, Westralp, Ur, Ursicinus, Serapio, Suomar und Hortari — hatten sich verbündet, um das eroberte und bebaute Land gegen Julian zu verteidigen. Diese sieben Könige, neben denen noch zehn Königskinder (regales) erwähnt werden, versammelten eine stattliche Schar Edler und 35000*) Gemeinfreie, die „gemäß dem Vertrag gegenseitiger Hilfeleistung" aufgeboten waren. Sie schickten zuerst Gesandte an den Cäsar und ließen ihm, „als wären sie schon Herren," befehlen, „aus diesen Ländern, die sie durch ihre Tapferkeit und ihr Schwert errungen hätten, fortzuziehen." „Fast wörtlich," sagt Dahn, „wiederholte sich die Verhandlung, welche vor vier Jahrhunderten zwischen Julius Cäsar und Ariovist gespielt hatte (s. oben S. 174); nach vierhundertjährigen Kämpfen standen Germanen, vielleicht

*) Doch ist diese Zahl wohl stark übertrieben.

Nachkommen jener Sueben Ariovists, abermals im Elsaß, sich abermals als Herren des Landes, kraft der Eroberung, betrachtend und die Römer aus „ihrem Gallien" hinwegweisend. Aber Julian, der nun den Namen „Cäsar" als eine Würde trug, war nicht der Mann, das Werk des großen Vorgängers aufzugeben; treulos wie Cäsar (s. oben S. 181) hielt er die Gesandten im Lager fest," lächelnd über die Anmaßung der Barbaren, wie der Geschichtschreiber Ammian sagt.

Mit 13000 trefflich geschulten Kriegern, die zum größten Teil germanische Söldner waren, zog der Feldherr der feindlichen Übermacht entgegen. In der Nähe von Argentoratum (Straßburg) kam es zur Schlacht, in welcher die Feldherrntüchtigkeit und persönliche Tapferkeit Julians, vor allem aber die überlegene Bewaffnung, Mannszucht und Kriegskunst der Römer gegenüber dem „todverachtenden Heldentum des germanischen Keils" einen ihrer letzten großen Siege errang. Gingen auch die durch diesen glänzenden Erfolg erworbenen Vorteile bald wieder verloren, so steht doch der Bericht des trefflichen Ammianus Marcellinus, eines Zeitgenossen, über die Schlacht bei Straßburg (357) in seiner anschaulichen Frische und Ausführlichkeit so einzig da inmitten der trostlosen Öde der sonstigen Überlieferung über die Zeit etwa vom Ende des Bataveraufstandes bis zum Einbruch der Hunnen in Europa, daß er allein (nebst den darauf folgenden Berichten über weitere Germanenkämpfe Julians und Valentinians) unsere Bilder aus den Römerkriegen befriedigend abzuschließen geeignet ist. Die Erzählung Ammians lautet (mit einigen Kürzungen und Änderungen) etwa folgendermaßen:

Auf der Legionenstraße zog Julian von Bergzabern aus in südöstlicher Richtung. Das Heer gelangte an einen Hügel von mäßiger Höhe, von reifem Korn — alamannischer Aussaat! — bedeckt, der vom Ufer des Rheins nicht mehr weit entfernt war. Auf seinem Gipfel standen drei alamannische Reiter, die von dort aus nach den herannahenden Feinden ausspähen sollten. Sogleich sprengten sie zu den Ihrigen zurück; ein vierter Wächter, der zu Fuß war, konnte nicht so schnell enteilen. Er fiel den Römern in die Hände und sagte aus, daß die deutsche Heeresmacht drei Tage und drei Nächte zum Übergang über den Rhein gebraucht hätte. Als nun von der Höhe des Hügels*) herab die römischen Anführer in geringer Entfernung das alamannische Heer in dichtgedrängten keilförmigen Haufen geordnet erblickten, machten sie halt und stellten die Truppen des ersten und zweiten Treffens und die Rottenführer der Legionen überhaupt wie eine undurchdringliche Mauer auf. Die Alamannen hielten gleichfalls vorsichtig still. Sie sahen, daß die ganze Masse der schweren Reiterei auf dem rechten

*) Der „Kochersberg oder Küttolsheim, sechzehn Kilometer von Zabern"?

Flügel ihnen gegenüber stand, und zogen deshalb alles, was sie an Reitern hatten, auf ihrem linken Flügel in dichten Massen zusammen. Zwischen den Reitern standen — wie zur Zeit des Ariovist — Fußgänger, leichtbewaffnet und behend zum Lauf. Denn „sie wußten wohl, daß auch ein gewandter Reiter zu Pferde — in der Linken Zügel und Schild, in der Rechten den Speer — beim Zusammenstoß mit einem römischen Panzerreiter dem ganz in Eisen gehüllten Gegner nichts anhaben konnte; aber eben so gut wußten sie, daß ein Mann zu Fuß mitten im dichtesten Kampfgewühl, wo jeder nur seinen Gegner ins Auge faßt, unbemerkt am Boden hinschleichen, dem feindlichen Rosse den Speer in die Weiche stoßen und so den ahnungslosen Reiter zu Falle bringen kann, der dann unschwer zu töten ist." So sah es auf dem linken Flügel der Deutschen aus; den rechten Flügel versteckten sie in einen tiefen Graben oder Hohlweg.

Die obersten Anführer (Herzöge) der gewaltigen Scharen waren die Könige Chnodomar und Serapio. Der erstere ritt, das stolz erhobene Haupt vom üppigen, rotgoldenen Lockenhaar umwallt, vor dem linken Flügel einher, wo voraussichtlich der Streit am hitzigsten wurde. Er war als kühner Krieger und kundiger Heerführer allen wohlbekannt. Auf seine riesige Körperkraft bauend, erwartete er ungeduldig wie ein Kampfroß, das in die Zügel schäumt, den Beginn der Schlacht und schwang einen Speer von unglaublicher Größe. Weithin sichtbar war er durch den Glanz seiner Waffen; vertrauend blickten die Seinen auf den berühmten Mann. An der Spitze des rechten Flügels stand Serapio, mit seinem heimischen Namen Agenarich geheißen, ein herrlicher Jüngling, dem kaum der Bart sproßte, aber kriegstüchtig über sein Alter, ein Brudersohn Chnodomars. Außer diesen beiden fochten noch fünf Könige, zehn Königssöhne, eine große Schar Edelinge und 35000 Heermannen mit.

Entsetzlich schmetterten die römischen Drommeten, als der Befehlshaber des linken Römerflügels Severus sein Fußvolk vorrücken ließ. Unweit des Grabens aber machte er halt; denn hier, vermutete er mit Recht, würden die darin versteckten Barbaren plötzlich scharenweise hervorbrechen. So rührte er sich weder vorwärts noch rückwärts. Der Cäsar sprengte an der Spitze einer auserwählten Reiterschar die Reihe des Fußvolkes entlang und mahnte durch ermutigende Worte alle zur Tapferkeit. Als so der größere Teil des Heeres den Germanen gegenüber hielt, erhob sich in den Reihen der Letzteren ein Geschrei: sie forderten, die Fürsten sollten von ihren Rossen steigen und wie der gemeine Heermann zu Fuße kämpfen, um das Schlachtenlos ihres Volkes zu teilen. Chnodomar war der erste, der, als er dies hörte, sich vom Rosse schwang, und die andern folgten ohne Zaudern seinem Beispiel; denn keiner zweifelte, daß der Sieg auf ihrer Seite sein werde.

Jetzt riefen auf beiden Seiten die Heerhörner zum Streit, und beide

Heere eilten, von gleicher Kampfbegierde entflammt, in die Schlacht. Wurfgeschosse flogen herüber und hinüber. Dann aber stürzten die Germanen, nur auf den Ansturm denkend, ohne sich zu besinnen, mit hochgeschwungenen Speeren auf die römische Reiterei los. Schrecklich ertönte ihr Schlachtgesang, furchtbar starrten die wallenden Haare; aus ihren blitzenden Augen sprühte unbändige Kampfwut. Die römischen Soldaten dagegen standen fest, mit den Schilden sich deckend, mit Lanze und Schwert zum Angriff bereit. Die Schwadronen der Reiter schlossen sich fest aneinander, und auch das Fußvolk schob sich dichter zusammen, um sich sicherer zu decken. Hoch wallten die Staubwolken unter den Füßen der Streiter empor; hin und her wogte die Schlacht. Hie und da erwartete wohl ein geübter Krieger knieend den Anprall der Alamannen; doch die allgemeine Wut riß ihn mit fort. Brust an Brust gedrängt schlugen die Gegner aufeinander los. Die Himmelswölbung hallte wieder vom Jauchzen der Sieger und dem Stöhnen der Fallenden.

Der linke Flügel der Römer drängte die Germanen zurück; aber auf dem rechten wichen die Panzerreiter vor den leichten Reitern und den sie begleitenden schnellen Fußgängern der Deutschen. Hinter den Legionen suchten die Flüchtigen Schutz, um sich zu neuem Kampfe zu sammeln. Da ritt ihnen der Cäsar entgegen. Schon von weitem erkannte man ihn an dem kaiserlichen Drachenbanner von purpurner Seide, das hoch an langer Stange flatterte. Mit aufgesperrtem Rachen und lang herabhängendem Schweif schien das Bild einer abgestreiften Drachenhaut nicht unähnlich. Des Feldherrn Erscheinen hemmte die Flucht. Ein Schwadronstribun machte, von Scham ergriffen, kehrt und versuchte die Reihen zu neuem Kampfe zu ordnen. Den klugen Worten des Feldherrn gelang es, die Bestürzten zu ermutigen und zum Bewußtsein ihrer Pflicht zurückzuführen.

Nach dem leichten Sieg über die römische Reiterei warfen sich die Alamannen sofort auf die erste Schlachtreihe der Legionen. Mutig stürmten sie an; aber die bewährten Soldaten hielten den Stoß aus. Es entstand ein furchtbares Handgemenge, lange wogte die Schlacht hin und her. Auch die Cornuten und Brachiaten, Germanen in römischem Sold, ergraute Krieger, erhoben jetzt ihr Kampfgeschrei, das von leisem Brummen anschwillt bis zum Getöse der wütenden Meeresbrandung. Ein Hagel von Geschossen schwirrte nieder; abermals erhob sich der Staub in unermeßlichen Wolken und verhüllte alles mit grauem Mantel. Schild stieß an Schild, Leib an Leib.

Wie ein verheerender Feuerstrom, der alles zu verschlingen droht, fuhren die Alamannen daher, die festgefügte Schildmauer der Römer durch furchtbare Stöße und Hiebe zu durchbrechen. Speere, Keulen und erzbeschlagene Pfeile durchsausten die Luft. Durch das Schilddach hindurch

versuchten sie des Gegners Panzer zu treffen. Selbst die Verwundeten kämpften wütend fort, solange sie noch Leben hatten. Jetzt eilten in schnellem Lauf mit klingendem Spiel die deutschen Bataver, römische Söldner, gegen ihre Stammesgenossen zum Kampfe, ausgezeichnete Streiter, wohl im stande die wankende Schlacht wieder zum Stehen zu bringen. Und sie thaten's. Auf beiden Seiten hielten sich wieder die Kräfte die Wage. Heiß war das Ringen. Die Alamannen ragten höher und breiter, hochgewachsen und mit mächtiger Brust; die Römer wußten ihre Kräfte mehr der Ordnung der Schlacht zu fügen. Während jene wild und unbändig losschlugen, fochten diese kühl und besonnen. Verloren die Römer an Boden, so wußten sie das Verlorene durch das Übergewicht ihrer Waffen und Fechtkunst wiederzugewinnen; sank der Germane endlich ermattet zusammen, so stemmte er sich aufs Knie und hieb in dieser Stellung noch auf den Gegner los.

So tobte unentschieden der Männermord. Da brach plötzlich eine Schar alamannischer Edelinge, Könige und Fürsten mit ihrem Gefolge unwiderstehlich mitten in die römischen Reihen. Was ihnen entgegenstand, das warfen die Helden nieder, manche Schar durchbrachen sie siegreich, bis sie, im innersten Kern der römischen Aufstellung, vor der starken, noch kampffrischen Legion der Primanen ankamen, die den Ehrennamen „Schanze des Feldherrn" führte. Diese standen wie die Mauern, dicht und zahlreich; kaltblütig nach geschulter Fechter Art deckten sie sich mit den Schilden und stießen dem Gegner das Schwert in die Hüfte, wenn er sich in seiner blinden Wut eine Blöße gab. Viele der Tapfersten verloren da ihr Leben. Einzig bemüht die Aufstellung der Römer zu brechen, stürzten sie sich in den gewissen Tod. In langen Reihen bedeckten die Gefallenen den Boden. Aber immer neue Streiter traten in die entstandenen Lücken, keiner verlor den Mut, so grausig auch das tausendfache Stöhnen der Sterbenden an der Kämpfenden Ohr schlug.

Aber zuletzt erlahmte doch ihre Kraft, matter wurde der Kampf. Der Lebenden wurden immer weniger, der Sterbenden immer mehr. Da ließen sie ab vom ungleichen Streit. Hierhin und dorthin eilend, suchten sie den Rückweg durch die Straßen des römischen Heeres, nur auf Rettung bedacht, wie aus den brausenden Wogen des Meeres Schiffer dem bergenden Hafen zustreben. Gräßlich wütete das scharfe Schwert des Römers unter den Fliehenden. Bog die Klinge sich krumm, so ergriff er die Waffe des Germanen selbst und stieß sie ihm in den Rücken. Kein Blut stillte die Mordlust der Sieger, keine Hand ward des Gemetzels müde, kein Herz erweichte sich dem um Schonung flehenden Gegner. So lagen die wackern Kämpen in Scharen tot am Boden, andere zum Sterben wund, den Tod als Erlösung ersehnend. Manches brechende Auge suchte noch einen letzten

Strahl des Lichts zu erhaschen. Hier lagen Leichen, denen das Haupt vom Rumpfe gerissen war. Dort stürzten Unverwundete in dem schlüpfrigen Blute und erstickten unter dem Haufen der über sie Sinkenden, ohne vom Eisen getroffen zu sein.

Sobald die Römer sahen, daß der Sieg in ihren Händen sei, drängten sie heftiger nach; ihre Schwerter wurden stumpf von den unaufhörlichen Hieben; Schilde und glänzende Helme der Besiegten traten sie mit den Füßen in das Blut und den Staub des Schlachtfeldes. Den Fliehenden versperrten die Haufen der Leichname den Weg. Da stürzten sie rückwärts dem Rheine zu, und dies erfüllte ihr Schicksal. Denn in ihrer Siegeszuversicht hatten die Überkühnen keine Maßregeln zur Ermöglichung eines Rückzuges über den Strom getroffen; keine Brücke, kein Fahrzeug bot den Unglücklichen Rettung. Nun verschlang der Rhein noch die Leiber derer, die dem Schwert der Römer entronnen waren. Der Verfolgung der Feinde zu entgehen, warfen sich die Fliehenden in die Wogen. Viele versanken, da die Kraft ihrer Glieder durch die ungeheure Anstrengung in der Schlacht schon erschöpft war; viele wurden noch mitten im Strom von den Speeren der Römer, die vom Ufer aus schossen, getötet. Wie einem Schauspiel auf der Bühne sahen die Feinde den kläglichen Scenen zu, die in den rollenden Fluten sich abspielten: hier klammerten sich des Schwimmens Unkundige an tüchtige Schwimmer und zerrten sie mit sich in die Tiefe; hier stieß ein Schwimmer einen, der in der Todesangst nach ihm griff, verzweifelt zurück; wie ein Baumstamm trieb der Unglückliche dahin, von der Strömung mitgerissen. Einzelnen gelang die alte germanische Kunst sich auf den riesigen Lindenschild zu schwingen und auf ihm wie auf einem Nachen die Wellen zu durchschneiden; von diesen retteten sich die meisten an das andere Ufer.

Unzählige verschlang der Strom. Schäumend, gleichsam mißmutig über die widrige Last, wälzte er seine blutgefärbten Wogen dahin.

Auch König Chnodomar war, nachdem er Wunder der Tapferkeit verrichtet hatte, dem Gewühle der Schlacht entflohen. Mit seinem Gefolge, das ihn nicht verließ, — es waren noch zweihundert Mann — und drei edlen Blutsfreunden hatte er zwischen den Leichenhügeln einen Ausweg gefunden. Auch er suchte das andere Rheinufer zu erlangen. Schon hatte er sich dem Strom genähert, da geriet er auf weichen Sumpfboden und stürzte mit dem Rosse. Doch raffte er sich, trotz der gewaltigen Last des ermüdeten Körpers, wieder auf und floh mit den Seinigen auf einen bewaldeten Hügel. Hier aber ward er entdeckt. Die Römer kannten ihn aus der Schlacht nur zu gut. Ein Tribun eilte mit seiner Kohorte auf den Hügel zu und umstellte ihn vorsichtig von allen Seiten; denn das Gestrüpp zu durchsuchen wagten sie nicht. Da trat Chnodomar heraus

und ergab sich freiwillig. Das Gleiche that sein Gefolge. Die Getreuen hätten es für schimpflich gehalten, den lieben Herrn zu überleben oder nicht, wenn es das Los so fügte, für ihn in den Tod zu gehen; jetzt teilten sie mit ihm das traurige Schicksal der Gefangenschaft und boten sich wie er den Fesseln dar. Stumm und bleichen Antlitzes ließ er sich von seinem Wächter zum römischen Feldherrn führen.

So endete die große Alamannenschlacht bei Straßburg. Es war Abend geworden, als das Hörnersignal die siegreichen Soldaten von der Verfolgung abrief. Am Ufer des Rheines lagerten sie, von der Blutarbeit des Tages zu ruhen. Umschlossen von einer dichten Wachtpostenkette labten sie sich an Speise und Schlummer. Von den Alamannen lagen 6000 tot auf der Walstatt, von den Römern waren — dank ihrer vortrefflichen Schutzwaffen — nur 243 gefallen.

Julian empfing den tiefgebeugten Alamannenkönig nicht ungnädig und verhieß ihm Schonung. Chnodomar ward nach Rom geschickt und starb dort bald im „Fremdenlager“ auf dem cölischen Hügel. Gram über sein zertrümmertes Glück und Sehnsucht nach Volk und Heimat mögen seine Lebenskraft gebrochen haben. In dumpfem Hinbrüten, teilnahmlos für alles um sich her, verzehrte sich der gewaltige Mann.

Der Cäsar, voll Scheu der ewigen Götter gedenkend, befahl alle Leichen, auch die der Germanen, zu bestatten, damit nicht Wölfe und Raubvögel sie fräßen. Jene Gesandten, die er vor der Schlacht festgenommen hatte, entließ er jetzt in ihre Heimat. Einen glänzenden Sieg hatte er erfochten, mit Recht rief das Heer ihn zum „Imperator“ aus; aber er gedachte diesen Sieg auch auszunutzen. Bei Mainz überschritt er den Strom und drang in das feindliche Land ein. Die Alamannen, die eines solchen Einbruchs nicht gewärtig waren, zumal die dortigen Gaue sich nicht von Staatswegen an der Straßburger Schlacht beteiligt hatten, suchten zuerst die Gefahr durch Anknüpfung von Verhandlungen abzuwenden und schickten Gesandte, die um Freundschaft baten. Plötzlich aber schlug die Stimmung um, rasch war ein Heer aus den verbündeten Gauen gesammelt, das mit einem grimmigen Angriff drohte, wenn die Römer nicht den deutschen Boden verließen. So fest ward der alamannische Waffenbund gehalten, „daß die Nachbarn der Anrufung um Bundeshilfe sofort entsprachen, obschon der Römer den Strom überschritten hatte und jeden Zuzug strafen konnte.“ Zunächst gingen die Römer wirklich über den Rhein zurück, doch blieben sie unmittelbar am linken Ufer liegen.

Mitten in der Nacht bemannte nun Julian etliche schnelle Schiffe mit 800 Mann, befahl ihnen unverweilt den Strom auf und ab zu fahren, allenthalben geräuschlos auf Feindesboden zu landen und alles Erreichbare mit Feuer und Schwert zu verwüsten. Die Deutschen, welche sich bei Tagesanbruch

auf den Höhen der Uferhügel zeigten, zogen sich hinter die Hügel zurück. Die Römer aber setzten schnell über, gewannen ohne Schwertstreich die geräumten Anhöhen und sahen aus den jenseit (südlich) des Maines aufsteigenden Rauchwolken, wie eifrig ihre Kameraden den Mordbrand in den alamannischen Dörfern geübt hatten. Das war auch der Grund gewesen, weshalb die Heerhaufen sich zurückgezogen und die Hügel preisgegeben hatten. Sie fürchteten, die Ihrigen drüben über dem Main würden schonungslos gemordet oder weggeschleppt, und eilten nun selbst hinüber, um Hilfe zu bringen.

Die so ruchlos in schweigender Nacht Überfallenen hatten zwar, dank ihrer Ortskenntnis, größtenteils das nackte Leben gerettet; allein die Römer gewannen dadurch auch freie Hand zu gründlicher Plünderung der an Herden und Feldfrüchten reichen Ansiedelungen. Die Leute, die sich in ihren Wohnungen überraschen ließen, wurden als Gefangene weggeführt; sämtliche Gebäude in Brand gesteckt. Mit Verwunderung bemerkten übrigens die Römer, daß diese Gebäude gar nicht barbarisch aussahen, sondern „nach römischer Art" aufgeführt, also keine Blockhäuser, sondern von Stein gebaut waren.*) Zehn römische Meilen drangen die Feinde landeinwärts. Da kamen sie an einen unheimlichen, finstren Wald und blieben unentschlossen stehen, weil sie erfahren hatten, daß hier in unterirdischen Höhlen, verborgenen Gängen und weitverzweigten Waldgräben zahlreiche Scharen versteckt lägen, um, wenn es an der Zeit sei, hervorzubrechen. Dennoch faßten sich die Römer — worauf sich ihr Geschichtschreiber etwas zu gute thut — das Herz, dicht an den Wald heranzurücken; aber sie fanden alle Zugänge und Pfade durch mächtige Verhaue aus Eichen-, Buchen- und Tannenstämmen verrammelt. Da standen die Römer vom Eindringen ab und zogen sich zurück. So schützte wieder einmal der deutsche Wald seine Kinder. Und der deutsche Winter half dem Walde. Denn, wie Ammian erzählt, bei der abscheulich rauhen Witterung wäre es ganz vergeblich gewesen weiter vorzudringen oder nur zu bleiben; „bedeckten sich doch bereits nach der Tag- und Nachtgleiche Berg und Thal mit dicht fallendem Schnee." „Und so nahm der Cäsar ein anderes denkwürdiges Werk in Angriff." Ein Kastell nämlich, das Kaiser Trajan dort auf deutschem Boden erbaut und nach seinem Namen genannt, das dann gar manchen

*) „Ob diese Häuser nicht alte römische Villen des Zehntlandes waren, deren Erbauer und Bewohner längst geflohen waren, seit nicht mehr der Limes, sondern der Rhein die Grenze des Reiches und ihre Landschaft preisgegeben war, das steht dahin. Vielleicht aber hatten die Alamannen neben den vorgefundenen römischen Häusern und nach deren Vorbild auch neue gebaut; jedenfalls ist die Nachricht höchst wertvoll, sie zeigt: hier begann die Romanisierung (d. h. Aneignung einzelner Stücke römischer höherer Civilisation, ihres Komforts und Luxus) früh." Dahn, Urgeschichte 2, 298.

Angriff erduldet hatte und von den Germanen zerstört worden war, das ließ Julian in aller Eile wiederherstellen und eine genügende Besatzung hineinlegen, zu deren Verpflegung die Beute aus den geplünderten Alamannenhöfen verwendet wurde." In der That, ein denkwürdiges Werk! „War es doch einer der allerletzten Versuche, in altrömischem Geist die Verteidigung des linken Rheinufers durch Beherrschung des rechten zu führen." (Dahn.)

Der drohende Anblick des römischen Bollwerks erfüllte die Alamannen wirklich mit Bangen. Sie pflogen Rates und schickten Gesandte, die um Frieden baten. Julian gewährte Waffenstillstand auf zehn Monate und schloß einen förmlichen Vertrag, namentlich weil er in dieser Zeit das Kastell, dessen Besetzung ihm über alles Erwarten geglückt war, mit Mauergeschütz und sonstiger notwendiger Ausrüstung versehen wollte, und wohl auch, weil für die nächsten acht Monate wenigstens wegen der ungünstigen Jahreszeit an eine erfolgreiche Fortsetzung des Krieges nicht zu denken war. „Im Vertrauen auf diesen Vertrag," erzählt der angeführte Gewährsmann, „erschienen drei höchst grimmige Könige aus der Zahl derer, die ihren bei Straßburg geschlagenen Landsleuten Hilfsvölker geschickt hatten, jetzt gar nicht mehr so übermütig, vor dem Cäsar und leisteten einen feierlichen Eid nach heimischer Formel (d. h. in alten Stabreimen), daß sie bis zu dem festgesetzten Tage Ruhe halten, auch den Vertrag beachten und das Bollwerk unbehelligt lassen wollten. Ja sie verpflichteten sich sogar, selber Lebensmittel herbeizuschaffen, falls es der Besatzung daran fehlen würde; was sie auch alles gewissenhaft erfüllten, weil die Furcht sie von einem Wortbruche abhielt (treffender wäre jedenfalls: weil die Scheu vor einem Wortbruch sie bannte!)."

Man wird dem Cäsar die Genugthuung, mit der dieser Erfolg ihn erfüllte, nicht verargen; seine Hoffnung aber, die Germanen jenseits des Rheins zurückhalten zu können, erwies sich bald als trügerisch. Waren doch schon während seines Aufenthaltes im Alamannenlande Scharen von Franken über den Niederrhein in das heutige Nordbrabant eingebrochen. Auch die Alamannen waren durchaus nicht entmutigt, sondern zeigten sich zu neuen Angriffen ingrimmig bereit. Nur die Heiligkeit des Vertrags hielt sie in Schranken. Sonst hätten sie die Rache für die bei Straßburg gefallenen Brüder gewiß nicht verschoben. Im folgenden Jahre (358) zog Julian gegen die *salischen Franken* zu Felde. Bei Tongern erschienen ihre Gesandten vor ihm, sie baten um Frieden unter der einzigen Bedingung, daß man sie ruhig in ihrem neuen Besitztum lasse und nicht kränke. Julian verwirrte die Boten durch zweideutige Worte und entließ sie nach langem Hinhalten schließlich reich beschenkt. Während des aber hatte er — in römischer Weise das Völkerrecht verletzend — seinen Reiterobersten Severus gegen die Ahnungslosen geschickt, der sie blitzschnell an-

griff und besiegte. Sie legten sich nun aufs Bitten und ergaben sich mit Weib und Kind, „was er auch, sagt Ammian, in rechtzeitiger Milde annahm, ohne seinen Sieg weiter auszunutzen;" d. h. die salischen Franken blieben in ihren neuerworbenen Sitzen links des Unterrheins. Von hier aus haben sie hundert Jahre später ganz Gallien erobert, dagegen mußten die Chamaven damals in ihr altes Land zurückkehren.

Die durch diese Kämpfe wieder hergestellte Grenze am Niederrhein sicherte Julian durch eine Reihe von Kastellen am Ufer der Maas, die von den Germanen vor langer Zeit zerstört waren und jetzt neu befestigt wurden. Gaue der sächsischen Chauken, welche sich auf der Insel der Bataver festzusetzen versuchten, wurden unschädlich gemacht — hauptsächlich durch germanische Streifscharen unter der Führung des kecken fränkischen Abenteurers Charietto — und versprachen Stellung von Hilfsvölkern.

Über diese Unternehmung schweigt zwar Ammian gänzlich; da sie aber für unsere heimatliche Geschichte, insbesondere für die älteste Geschichte der Sachsen von hohem Interesse ist, schalten wir hier eine Darstellung*) derselben ein, die auf einem späteren, nicht verächtlichen Geschichtschreiber, Zosimus (5. Jahrhundert), beruht. Damals schickten die Sachsen, die, wie Zosimus sagt, an Mut, Macht und Heldentum alle norddeutschen Völker übertrafen, die einen Teil ihres Verbandes bildenden Chauken gegen das römische Gebiet aus;**) ohne Zweifel geschah dies infolge von Übervölkerung behufs Ansiedelung auf römischem Boden. Denn wenn die Chauken nur einen Streifzug in fremdes Land hätten unternehmen sollen, wäre ein Beschluß der ganzen Völkergruppe, der Bundesversammlung oder des Allthing der Sachsen, nicht erforderlich gewesen. Dem Wanderzug verwehrten aber die an das Chaukengebiet grenzenden Frankengaue den Durchmarsch, aus Furcht, durch solche Begünstigung eines Angriffs auf römisches Gebiet dem Cäsar gerechten Grund zu einem abermaligen Einfall in ihr Land zu geben. Geraume Zeit müssen die Chauken hier dicht am Rhein gelagert haben; denn sie hatten, wie sich dann zeigte, Muße genug, in den dichten Grenzwäldern Schiffe zu bauen, auf denen sie, ohne jene widerstrebenden Franken zur Gewährung des Durchzuges zu zwingen, deren Gaue umgehend, über den Strom fuhren und so das römische Gebiet aufsuchten. So landeten sie auf der „Insel der Bataver", welche, „von zwei Rheinarmen umschlossen, viel größer ist, als sonst Strominseln zu sein pflegen. Hier trafen sie das Volk der Salier, einen Teil der Franken, das vor dem Drängen der Sachsen aus seinem Heimatlande auf diese

*) F. Dahn, Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker, 2. Bd. S, 308 ff.

**) Es ist aber bestimmt anzunehmen, daß nicht alle, sondern nur einige Gaue der Chauken auswanderten; auch später findet sich ihr Name noch in den alten Sitzen.

Insel gewichen war.“ Diese bedeutsame Nachricht beweist, daß schon seit geraumer Zeit ein solcher Druck durch sächsische Völkerschaften, die Ausbreitung nach Südwesten suchten, gewirkt und sogar kraftvolle fränkische Stämme (eben die Salier) verdrängt hatten. Die früher den Römern gehörige batavische Insel finden wir ganz von Deutschen — wenn auch unter römischer Oberhoheit — besetzt, und selbstverständlich reichte sie nicht aus, alle Salier aufzunehmen; diese wohnten auch auf beiden Ufern des Doppelstroms. Jetzt mußten sie vor den von Osten her andringenden Sachsen weiter nach Südwesten weichen, wieder auf römisches Gebiet.

Julian mußte sehr viel daran liegen, daß dem Reiche nicht die hochwichtige Wasserader vom Oberrhein bis zum Ausfluß des geteilten Stromes völlig abgeschnitten würde, indem ein unbotmäßiges Volk die Mündung derselben in den Ocean besetzt hielt; darum zog er sofort den Chauken entgegen, welche, wie es scheint, den weichenden Saliern in römisches Gebiet nachdrangen; wenigstens wird von einem Übergang des Cäsars auf die batavische Insel nichts gesagt. Er befahl, keinen Salier zu töten oder von dem Übertritt auf römischen Boden abzuhalten, da sie nicht als Feinde kämen, sondern von den Chauken gezwungen und vertrieben. Offenbar wollte er verhindern, daß die Salier, wenn sie sich von den Römern abgewiesen sähen, etwa mit den Chauken gemeinschaftliche Sache machten; auch fühlte er sich wohl verpflichtet, die Salier aufzunehmen, da sie doch wohl als Verbündete oder Schutzverwandte Roms auf ihrer Insel gelebt hatten. Auf die Nachricht von so gütiger Aufnahme flüchtete ein Teil der Salier „mit seinem Könige“ auf römisches Gebiet, ein anderer wich an die äußersten Grenzen der Insel nach dem linken Rheinarme zu, alle aber unterwarfen sich hilfeflehend dem Cäsar, d. h. das frühere Abhängigkeitsverhältnis ward nun in der Not in völlige Ergebung verwandelt.

Aber von Kriegsthaten Julians gegen die Chauken wird nichts berichtet; es scheint durchaus nicht, daß er in die Insel eindrang, vielmehr fährt Zosimus fort: „Da Julian sah, daß die Chauken nicht mehr offenen Krieg wagten, aber in heimlichen Überfällen und Räubereien das Land vielfach schädigten, begegnete er diesem listigen Verfahren mit kluger Maßregel.“ Und nun wird erzählt, wie er gegen die Raubscharen der Chauken auch römischerseits Raubscharen einrichtete, die ebenfalls im kleinen Krieg, in nächtlichen Überfällen die Feinde heimsuchten. Der Führer dieser römischen Räubertruppen war der Franke Charietto, der, riesigen Leibes und gewaltigen Heldentums, früher mit seinen Stammgenossen gar manche Raubfahrt gethan, später aber (wohl infolge von Entzweiung mit seinen Volksgenossen) die Heimat verlassen und sich in das römische Gallien, nach Trier, begeben hatte. Dort in römische Dienste getreten, sah er mit an, wie die überrheinischen Germanen die gallischen Städte heimsuchten und

alles ungehindert plünderten. Er sann darauf, wie den Städten zu helfen sei. In Ermangelung jeder Macht und gesetzlichen Ermächtigung trieb er es anfangs sehr naturwüchsig barbarisch; er versteckte sich in den dichtesten Wäldern, lauerte den Streifscharen der Feinde auf, beschlich sie nachts, wenn sie in Schlaf und Rausch versunken lagen, schnitt ihrer so vielen er konnte die Köpfe ab und wies sie — gewiß gegen gute Belohnung — in Trier vor. Indem er dies ununterbrochen trieb, schädigte er die Barbaren empfindlich, welche, sie wußten nicht wie, fast täglich solche Verluste erlitten. Allmählich schlossen sich dem verwegenen Räuber andere Gesellen an; desgleichen that ein zweiter Räuberhauptmann, Kerko (Kerkius) genannt. Beide vereinigten sich jetzt samt ihren Banden und suchten Julian auf. Sie entdeckten ihm ihr früher nur wenigen bekanntes Treiben und boten offenbar ihre Dienste zum gleichen Kleinkrieg gegen die Chauken an.

Dem Cäsar kam das hocherwünscht. Das rechte Ufer hatte Rom hier am Unterrhein offenbar endgiltig aufgegeben, auch darauf, die Bataverinsel wieder zu unterwerfen und zu behaupten, verzichtete er. Auf dem linken Ufer aber die unaufhörlichen, listig zur Nacht ausgeführten Überfälle der Chauken mit der großen Masse des Heeres abzuweisen, erwies sich als fast unmöglich. Denn in ganz kleinen Häuflein drangen sie an sehr vielen Orten zerstreut bei Nacht plündernd ein; bei Tagesanbruch aber war weit und breit nichts von ihnen zu sehen, weil sie da in den Wäldern, die das offene Bauland umgaben, versteckt lagen und von der nächtlichen Beute zehrten. So hatten die ausgewanderten Chauken die Rheininsel zur neuen Heimat gemacht; diese ward bebaut, nicht geplündert; aber von dem neuen Wohnsitz aus wurde nun das römische Nachbarland ausgekundschaftet und vorläufig geplündert, bis etwa auch hier die Niederlassung gelingen mochte. In ähnlicher Weise hat sich gewiß auch bei anderen germanischen Stämmen Auswanderung zum Zweck seßhafter Niederlassung mit bloßen Raubfahrten verbunden.

Julian erkannte die Schwierigkeit, diese Feinde zu bändigen, und sah sich genötigt, sie außer durch sein Heer auch durch „Gegenräuber" anzugreifen. Er nahm also Charilettos und der Seinen Anerbieten an, gesellte ihnen zahlreiche Salier, welche ja auf ihrer Insel und deren Grenzgebiet mit den Örtlichkeiten meist vertraut sein mußten, und schickte sie, die altgeübten Raubfahrer, aus, um bei Nacht den Raubfahrten der Chauken zu begegnen, während er bei Tage mit den Truppen im offenen Felde die Wälder umstellen und alle, die vor Charilettos Freischaren ins Freie flüchten wollten, auffangen und töten ließ. Dies Verfahren führte er fort, bis die Chauken, schwer bedrängt und von einer großen Menge auf eine kleine Zahl herabgesunken, sich mit ihrem Könige dem Cäsar ergaben. Julian hatte unter vielen andern Gefangenen aus den Streifzügen Charilettos auch

den Sohn dieses Königs, Nebigast, in seine Gewalt gebracht. Als nun der König demütig flehend vor ihm erschien, verlangte er von ihm, daß er nichts mehr gegen Rom unternehme und zur Bürgschaft seines Wortes etliche salische Edelinge und — seinen Sohn als Geiseln stelle. Da brach der Vater in bittere Thränen aus, jammerte laut und schwur, auch sein Sohn sei mit den andern umgekommen, nicht einmal seinen Leichnam habe man gefunden, daß er ihn bestatten könne. Den Cäsar rührten die Thränen des Vaters; er führte ihm den Sohn wohlbehalten zu und vergönnte beiden in einem Gespräch ohne Zeugen ihre Herzen auszuschütten. Dann erklärte er, er werde den Königssohn als Geisel bei sich behalten, und forderte noch einige andere Volksedle und die Mutter Nebigasts, versicherte aber, einen etwaigen Treubruch nicht an diesen Unschuldigen rächen zu wollen. So ward mit den Chauken Friede geschlossen unter der Bedingung, daß sie sich aller Feindseligkeiten gegen Rom enthielten und Hilfsvölker stellten. Die sehr zusammengeschmolzene Zahl der ausgewanderten Chauken blieb auf der Bataverinsel, neben ihr die teilweise zurückgekehrten Salier und die völlig aus dem Eiland gewichenen Bataver. Diese ebenso wie die Chauken gingen später unter den Saliern auf.

Wir folgen nun wieder der Erzählung Ammians.

Noch in demselben Jahre unternahm Julian — nach dem Ablauf des Waffenstillstandes — seinen zweiten Zug in das Land der Alamannen. Auf einer Schiffbrücke überschritt er den Rhein und stand bereits auf deutschem Boden, als plötzlich seinen bewährten Reiterobersten Severus eine krankhafte Verzagtheit ergriff. Gegen seine sonstige Gewohnheit zeigte er sich kampfscheu und lässig, verzögerte absichtlich den Vormarsch und bedrohte heimlich die Wegweiser mit dem Tode, wenn sie nicht alle einstimmig versicherten mit der Gegend völlig unbekannt zu sein. So grauenhaft war der deutsche Urwald noch immer den Römern! Die Folge war, daß die Wegweiser von Stund an sich überhaupt nicht mehr sehen ließen. Die Sache hätte für die Römer sehr übel ablaufen können, wenn nicht ganz unerwartet, wir wissen nicht warum, der Alamannenkönig Suomar, bisher ein erbitterter Feind der Römer, mit seinem Gefolge erschienen wäre, da er es jetzt schon „für einen großen Gewinn erachtete, wenn er nur im ruhigen Besitz seines Landes gelassen würde." Sein Auftreten verriet, daß er als Bittender käme; man hieß ihn deshalb freundlich willkommen und hörte, ebenso überrascht als erfreut, sein Gesuch um Frieden und Freundschaft an. Er erhielt Verzeihung für das Vergangene und Gewährung seiner Bitte unter der Bedingung, daß er alle römischen Gefangenen herausgebe und, wenn nötig, das Heer mit Lebensmitteln versorge.

Jetzt war noch der Gau des Königs Hortari zu unterwerfen.*) Julian beauftragte den kühnen Charietto, unter allen Umständen einen Alamannen aufzugreifen, der als Wegweiser dienen könne. Es gelang; ein Jüngling zeigte gegen Zusicherung des Lebens die Pfade in das Innere des Landes. Bald freilich stieß man auf ungeheure Verhaue und sah sich zu großen Umwegen gezwungen. Nach langem, beschwerlichem Herumziehen erreichten die murrenden Soldaten endlich das Ziel, nämlich das Bauland des Gaues, und hielten sich nun durch schonungsloses Morden und Plündern für die ausgestandenen Mühsale schadlos. König Hortari sah mit Schrecken die plötzlich einbrechenden Römer die Dörfer, Höfe, Saaten und Herden seines Volkes vernichten.**) Um das gänzliche Verderben abzuwenden, bat er wie Suomar um Schonung, indem er versprach, sämtliche Gefangene zurückzugeben und sich den Befehlen des Siegers zu unterwerfen. Trotzdem behielt er viele Gefangene zurück. Julian erfuhr dies und ließ, als der König erschien, um „nach herkömmlicher Weise seine Gegengeschenke in Empfang zu nehmen, vier seiner Gefolgsmannen, um ihrer Treue und Macht willen dem König besonders teuer, ergreifen und festhalten, bis sämtliche Gefangene ausgeliefert seien. Um seine Degen zu befreien, that Hortari nach Julians Gebot und ließ alles über sich ergehen. Getreidelieferung wie dem Suomar konnte man ihm nicht auftragen, weil sein Land so verwüstet war, daß es kein Korn mehr darin gab. Dafür legte ihm Julian eine andere harte Bedingung auf; er mußte zur Wiederherstellung der zerstörten Römerkastelle Fuhrwerk und Bauholz aus seinen und seiner Unterthanen Mitteln gewähren.

Mit diesen Erfolgen begnügte sich Julian für dieses Mal, ging über den Rhein zurück und bezog das Winterlager in Paris.

Im folgenden Jahre (359) schien dem Cäsar ein neuer Feldzug unvermeidlich, da einige alamannische Gaue feindliche Gesinnung zeigten und er befürchten mußte, sie würden allerlei Schlimmes verüben, wenn sie nicht wie die übrigen zu Boden gestreckt würden; darum ging er sorglich mit sich zu Rate, wie er mit Nachdruck und Eile, ohne daß das Gerücht ihm zuvorkäme, ganz unvermutet in ihr Land einfiele. Endlich faßte er einen Plan, den der Erfolg als den vorteilhaftesten bewährte. Er schickte, ohne daß sonst irgend jemand darum wußte, einen überzähligen Tribun Namens Hariobaudes, einen Germanen von Geburt, wahrscheinlich einen Alamannen, auf dessen Treue und Tapferkeit er sich verlassen durfte, vorgeblich

*) Man sieht, wie selbständig die einzelnen Gaukönige trotz des Völkerbundes waren. Suomar konnte nur für sich, nicht auch für seinen Nachbarkönig Frieden schließen.

**) „Wir treffen also die Alamannen hier im alten Zehntland als befestigte Ackerbauer und Herren des Landes.“ (Dahn.)

als Gesandten an den nunmehr ihm verbündeten König Hortari. In Wahrheit aber sollte Hariobaudes ihm als Kundschafter dienen, indem er von Hortaris Gau aus leicht in die umliegenden gelangen und bei seiner genauen Kenntnis der Landessprache ihre feindlichen Absichten erhorchen konnte. Dieser ging sofort frischen Mutes ans Werk. Julian aber wartete nur den Beginn der günstigen Jahreszeit ab; dann brach er mit seinem ganzen Heere auf, dem Rheine zu, um, noch ehe der Krieg entbrenne, alte Kastelle wiederherzustellen und neue Magazine für das aus Britannien verschriebene Getreide zu errichten. Alles ging schnell von statten; unter den wieder befestigten Ortschaften nennt Ammian außer Novesium (Neuß), Bonna (Bonn), Antunnacum (Andernach) und Bingio (Bingen), auch Castra Herculis (Doorenburg auf der Bataverinsel?), Quadriburg (Qualburg bei Cleve?) und Tricesimä (Quartier der 30. Legion, bei Xanten?). Auch die Mauern der wiedergewonnenen „Städte“ jenseit des Rheins mußten, ehe feindliche Angriffe störten, wiederhergestellt werden. Bei dieser Arbeit thaten die „Barbaren“ selbst das beste, die, wie Ammian mit Staunen berichtet, durch Julians freundliche Worte angeeifert Baumstämme von fünfzig und noch mehr Fuß Länge auf ihren Schultern herbeitrugen und bei allen Bauarbeiten die trefflichsten Dienste leisteten.

Inzwischen kehrte der Späher Hariobaudes zurück; er hatte alles erkundet und erstattete ausführlichen Bericht. Eiligst brach man nun auf und zog stromaufwärts bis Mainz. Hier bestanden die ersten Heerführer, Florentius und Lupicinus, hartnäckig darauf, den Rheinübergang über die stehende Brücke zu vollziehen. Julian aber wies das entschieden ab, indem er davor warnte, das Land der befreundeten Könige Suomar und Hortari zu betreten, „damit nicht die zügellose Roheit der Soldaten, die alles, was ihnen in den Weg käme, zerstörten, einen jähen Friedensbruch, wie schon so oft, auch diesmal zur Folge hätte.“

Unterdes hatten jedoch die Alamannen, denen der Feldzug galt, von den näher rückenden Gefahren vernommen und an den König Suomar in drohendem Tone die Forderung gestellt, er solle, da sein Gebiet am rechten Rheinufer lag, den Römern den Übergang wehren. Er wendete ein, daß er allein zum Widerstande zu schwach sei.*) Alsbald erschien eine starke

*) So entzog sich Suomar klug seiner sehr mißlichen Lage „zwischen seinen drängenden Volksgenossen und den drohenden Römern; er wollte damals wohl aufrichtig den Vertrag halten, schon aus Furcht vor vernichtender Bestrafung des Treubruchs. Andererseits waren seine alamannischen Stammgenossen augenblicklich viel näher und viel mehr in der Lage, ihm zu schaden, als der Cäsar jenseit des Stromes. So zog er es vor, sich von seinen Nachbarn zwingen zu lassen, um dem Cäsar gegenüber vorwurfsfrei zu sein, falls dieser den Übergang erzwang; vielleicht aber gelang es — und das war dem König wohl das Erwünschteste — diesen Übergang durch die andern völlig verhindern zu lassen.“

Heerschar aus den übrigen Gauen und nahm gegenüber von Mainz Stellung, um jeden Versuch der Römer, den Fluß zu überschreiten, mit aller Kraft zurückzuwerfen. Julians Rat erwies sich also in doppelter Beziehung als heilsam, indem das Bundesgenossengebiet verschont blieb und der Übergang angesichts eines schlagfertigen Heeres vermieden ward. Man suchte nun eine geeignetere Stelle zur Überschreitung des Stromes. Aber die Deutschen zeigten sich sehr wachsam und vorsichtig und zogen langsam am jenseitigen Ufer hin. Als sie von drüben bemerkten, daß die Römer Zelte aufschlugen, machten sie gleichfalls halt und stellten Nachtposten auf, um jedem Versuche zum Übergang mit allem Fleiße vorzubeugen. Das römische Heer hatte aber nun eine geeignete Stelle erreicht und ein Lager aufgeschlagen. Alle verhielten sich ruhig hinter Wall und Graben. Nach einer Beratung mit Lupicinus befahl der Cäsar etlichen Tribunen, dreihundert tüchtige Soldaten mit Schanzpfählen bereit zu halten, ohne sie über den Zweck oder die Richtung seines Vorhabens aufzuklären. In später Nacht wurden sie zur Stelle gerufen und auf vierzig leichten Fahrzeugen — mehr hatte man nicht — eingeschifft. Der Befehl lautete: in aller Stille den Fluß hinabzufahren, und zwar mit eingezogenen Rudern, damit der Feind nicht durch das Plätschern im Wasser aufmerksam gemacht würde. Während die alamannischen Wächter nur nach den römischen Wachtfeuern hinlugten, kamen die Soldaten wirklich, dank ihrer Geschicklichkeit und Vorsicht, glücklich ans andere Ufer.

Nun hatte, während römischerseits so ruhig gearbeitet ward, der den Römern befreundete König Hortari, der weder mit letzteren brechen, noch auch das alte Freundschaftsverhältnis zu seinen Stammesbrüdern aufgeben wollte, alle Könige der kriegenden Stämme, sowie die Königssöhne und die Edelsten des Volkes zu einem Gastmahl eingeladen, das sich nach deutscher Sitte bis nach Mitternacht hinzog. Jetzt, nach Aufhebung des Gelages, stießen die römischen Soldaten unvermutet auf die Heimkehrenden; doch vermochten sie keinen von ihnen zu töten oder zu fangen, weil die Nacht sie schützte und alle beritten waren. Sie entkamen alle, nur einige Knechte, die zu Fuße folgten, konnten sich nicht retten und wurden niedergehauen.

Doch setzte dieser unvermutete Überfall und der inzwischen bewerkstelligte Übergang der Römer, den man so eifrig zu verhindern gesucht hatte, die Alamannen in solche Bestürzung, daß sie sich schleunig mit Weibern, Kindern und all ihrer Habe landeinwärts zurückzogen. Das Gebiet des Königs Hortari durchschritten die Römer, ohne die mindeste Gewaltthätigkeit zu verüben; sobald sie aber auf feindlichem Boden standen, brandschatzten und raubten sie, wo sie nur hinkamen. In die umzäunten Hütten ward Feuer geworfen, alles Lebende niedergehauen; während die Überfallenen um Schonung flehten, traf sie das Schwert der Römer. So drangen die

„Träger der antiken Kultur" durch das offene Land, bis sie in eine Gegend gelangten, durch die einst der römische Limes ging und wo jetzt die Marksteine der Alamannen und der Burgunder die Gebiete beider Völker schieden. Hier — zwischen Kocher und Jagst? — schlug man ein Lager auf, um die Ergebung zweier Könige, der Brüder Makrian und Hariobaudes, entgegenzunehmen; denn diese baten, um dem hereinbrechenden Verderben zu entgehen, um Frieden. Ihnen folgte auf dem Fuße König Wadomar, dessen Gebiet im Südwesten des Alamannenlandes am Oberrhein gegenüber den Naurakern (in der Gegend von Augst) lag. Dieser wies ein Schreiben des Kaisers Constantius vor, in welchem er als alter Schutzfreund des römischen Reiches bezeichnet und dem Wohlwollen des Cäsars dringend empfohlen ward. Selbstverständlich fand er freundliche Aufnahme, da der regierende Kaiser selbst sich für ihn verwandte. Makrian und Hariobaudes, die über den kriegerischen Prunk im Lager eine den Römern schmeichelnde Verwunderung an den Tag legten, erbaten und erhielten Frieden für sich und ihre Gaue. Dem Wadomar konnte, da er nicht nur für sich, sondern auch im Namen der Könige Ur, Ursicinus und Westralp um Frieden bat, vorderhand kein bestimmter Bescheid erteilt werden; denn Julian glaubte befürchten zu müssen, „diese Könige möchten, da der Barbaren Treue überhaupt unbeständiger Natur sei, nach dem Abzug des Heeres wieder Mut fassen und sich an einen Vertrag, den sie nicht selbst geschlossen, wenig gebunden erachten." So wurden denn auch ihre Getreidefelder verwüstet und ihre Gehöfte verbrannt, viele aus ihrem Volk gefangen oder ermordet, bis sie endlich selbst Gesandte schickten und inständig um Frieden baten, der ihnen unter gleichen Bedingungen gewährt wurde. Insbesondere ward darauf gedrungen, daß sofort alle Gefangene, die sie bei ihren häufigen Streifzügen in römischem Gebiet gemacht hatten, ausgeliefert wurden. Auch durch solche römische Gefangene wurde, wie Dahn bemerkt, die Kenntnis römischer Sprache, Technik und Kultur jeder Art — auch das Christentum — tief in das Germanenland getragen.

Die Alamannen schienen jetzt (359) vollständig niedergeworfen, und doch ward durch alle Anstrengungen auch hier kein dauernder Erfolg erzielt, um so weniger, als von neuem Thronstreitigkeiten den innern Frieden des Reiches erschütterten. Auch Julian selbst glaubte nicht an wirkliche Unterwerfung der Alamannen und wagte, weil er einen baldigen erneuerten Einfall fürchtete, Gallien nicht zu verlassen. Da beging (im Winter 359 auf 360) Constantius, von Argwohn und Neid gegen den Cäsar angetrieben, die Thorheit, diesen seiner besten Truppen, der germanischen Söldner — Heruler und Bataver werden besonders hervorgehoben —, zu berauben, weil er sie für den Krieg gegen die Perser selber brauche, und

reizte durch dies ungerechtfertigte Ansinnen die Legionen in Gallien zur Empörung.

Julian fügte sich dem kaiserlichen Befehl und bat nur, die Leute nicht nach Asien fortzuschleppen, die ihre überrheinische Heimat nur gegen die Zusicherung mit dem römischen Waffendienst vertauscht hätten, daß sie niemals über die Alpen weggeführt würden. Vergebens stellte er vor, nach einem solchen Bruch des Dienstvertrags würden künftighin überhaupt keine Germanen mehr in römische Dienste treten. Der Beauftragte des Kaisers bestand auf Vollzug des allerhöchsten Befehls. Da ergriff die verratenen Krieger grimmiger Zorn gegen den Kaiser und glühende Begeisterung für den leutseligen, liebenswürdigen Cäsar, und sie riefen letzteren zum Kaiser aus. Mit donnerndem Jubelgeschrei begrüßten sie den aufs tiefste Überraschten, hörten seine abmahnenden Worte ruhig an und — hoben ihn nach germanischer Sitte auf den Schild wie einen Herzog oder König in der Heimat. Da es an einem Diadem mangelte, schlang ein Fahnenträger seine Halskette anstatt eines solchen um des Feldherrn Haupt. Erst als Julian sah, daß er bei längerm Weigern selbst dem Untergang verfallen sei, gab er nach (360). Er unterlag der übermächtigen Verlockung, ein Germanicus hatte sie einst siegreich bestanden. Aber man wird es dem feurigen Helden nicht allzu sehr verdenken dürfen, daß er dem Constantius, dem arglistigen Mörder seines Bruders und aller seiner Verwandten, die Treue nicht bewahrte.

Dennoch suchte er Aussöhnung, einen billigen Vergleich, um dem Reiche den Jammer eines Bürgerkriegs zu ersparen. Er schlug dem Kaiser vor, ihn nur für Gallien als „Provinzialkaiser“ anzuerkennen, unter der Oberhoheit des rechtmäßigen Herrschers; auch versprach er Truppen für den Perserkrieg zu senden. Die Antwort auf das Schreiben, das Julians Vorschläge enthielt, war der Befehl, sich mit der Cäsarenwürde zu begnügen und allen Anordnungen des Kaisers Gehorsam zu leisten. Um dem Vorwurf vorzubeugen, daß er um seiner selbst willen den Nutzen des Reiches außer acht lasse, unternahm Julian einen raschen Feldzug in das Gebiet der chattuarischen Franken östlich vom Niederrhein. Plötzlich fiel er über das „unruhige Volk her, das immer noch wagte, Streifzüge nach Gallien zu machen.“ Da der Angriff sie völlig unvorbereitet traf, war der Sieg leicht. Die Mehrzahl wurde gefangen und getötet, die übrigen baten um Gnade. Julian bestimmte die Friedensbedingungen nach seiner Willkür, „wie es für die benachbarten römischen Grundbesitzer am besten schien.“ Dann ging er schnell über den Rhein zurück, besichtigte und besserte die Bollwerke des Grenzwalles, den Rhein aufwärts ziehend, und begab sich dann ins Winterlager nach Vienne.

Jetzt schien Gallien hinlänglich gesichert. Aber noch überlegte Julian,

ob er gegen Constantius ziehen oder Versöhnung anbieten solle, da kam — im Frühling 361 — die unerwartete Kunde, daß alamannische Scharen aus Wadomars Gau, von dem man nach dem Friedensvertrag nichts Feindseliges erwartete, die Grenzgebiete südlich vom Oberrhein raubend und plündernd durchzögen und nichts verschonten. Constantius selbst hatte, wie sich später herausstellte, aus Haß gegen Julian die Alamannen zum Aufstand gehetzt. Julian sandte sofort eine Heeresabteilung unter Libino ab. Dieser gelangte nach Sanctio (Säckingen), wurde aber von den Alamannen in eine Thalschlucht gelockt, überfallen und mit einem Teil seiner Getreuen niedergehauen. Die übrigen flohen nach allen Richtungen auseinander.

Der schlaue Wadomar, der den Mahnungen des Kaisers natürlicherweise sehr gern sein Ohr geliehen hatte, geriet indes bald durch seine übermäßige Keckheit in die Hände Julians. Ammian erzählt: Die römischen Grenzposten hielten den Geheimschreiber des Königs an, den dieser an Constantius geschickt hatte, und bei der Durchsuchung seiner Person fand man einen Brief Wadomars, in dem unter andern die Worte standen: „Deinem Cäsar fehlt die strenge Zucht," während er in Briefen an Julian selbst diesen als „Herrn", „Kaiser" oder „Gott" anzureden pflegte. Julian erkannte das Bedenkliche der Sache und beschloß, zum Besten der Provinz und seiner eigenen Stellung, sich des gefährlichen Mannes zu bemächtigen. Zu diesem Zwecke schickte er seinen Kanzler Philagrius, einen überaus gewandten Mann, in die an Wadomars Gau stoßenden Grenzgegenden, erteilte ihm alle notwendigen Verhaltungsmaßregeln und gab ihm ein versiegeltes Schreiben mit, das er nicht eher eröffnen und lesen sollte, als bis er einmal den König diesseits (links) des Rheins zu Gesicht bekäme. Philagrius machte sich auf den Weg, und kaum war er an der Grenze, gegenüber von Wadomars Gebiet, angekommen und hatte einige Geschäfte erledigt, da kam Wadomar, an nichts Arges denkend, gleichsam wie im tiefsten Frieden — denn er stellte sich, als habe er von den Räubereien seiner Leute keine Ahnung — mit seinen Gefolgsmannen über den Rhein herüber, sprach nach seiner Gewohnheit mit dem Befehlshaber der dort liegenden Truppen einige Worte und sagte, um jeden Argwohn gegen sich zu verscheuchen, auch einer Einladung des Befehlshabers zur Mahlzeit zu, zu welcher auch Philagrius geladen war. Als dieser sich nun einfand und des Königs ansichtig ward, gedachte er der Worte des Kaisers Julian, schützte ein dringendes Geschäft vor und ging schnell in seine Herberge zurück. Hier las er den Zettel, erkannte, was er zu thun habe, kehrte wieder um und setzte sich ruhig unter die übrigen Gäste des Befehlshabers. Nach dem Schmause aber packte er den Wadomar mit starker Hand und übergab ihn einem Offizier mit dem Befehl, ihn in Gewahrsam zu bringen. Dann las er, um sein Thun zu rechtfertigen, ein kaiserliches Handschreiben

vor und gebot den Begleitern des Königs sich in ihre Heimat zu begeben, da über sie nichts in dem Befehl des Kaisers stand. Der König selbst ward ins Hauptquartier gebracht. Da er hörte, daß sein Geheimschreiber aufgefangen und der Inhalt seines Briefes an Constantius bekannt sei, entsagte er aller Hoffnung auf Gnade. Julian aber ließ ihn, ohne ihm Vorwürfe zu machen, nach Spanien schaffen. Er war zufrieden, sich des gefährlichen Mannes bemächtigt zu haben, von dem er nun nichts mehr zu fürchten hatte. Wadomar gelangte bald als Feldherr in römischem Dienste zu hohen Ehren.

Die Alamannen aber beschloß er durch eine harte Züchtigung vor weiteren Einfällen auf römisches Gebiet abzuschrecken. In tiefster Stille der Nacht fuhr er mit einer Abteilung leichter Truppen über den Rhein und überfiel die ahnungslosen Feinde. Erst das Klirren der Schwerter erregte ihre Aufmerksamkeit. Etliche wurden getötet, andre zu Gnaden angenommen. Nachdem er dadurch die Ruhe, wie er hoffte, hergestellt hatte, brach er gegen Constantius auf. Noch unterwegs erreichte ihn die Kunde vom plötzlichen Tode des Kaisers, worauf er ohne weitere Kämpfe den Thron bestieg (361). Schon zwei Jahre später starb er den Heldentod im Kampf gegen die Perser. Sein Nachfolger Jovianus regierte nur wenige Monate; der kräftige Valentinian der Erste (364 bis 375) folgte ihm in der Herrschaft.

10. Valentinian und die Alamannen; Schluß.

(Von 367—375.)

Auch Julians letzter Sieg brachte die Alamannen nicht zur Unterwerfung. Als ihren Gesandten durch den hochmütigen Kanzler Ursacius die Geschenke geschmälert wurden, die sie sonst bei der Thronbesteigung eines neuen Kaisers, vertragsmäßig oder doch herkömmlich, erhielten, fielen sie in römisches Gebiet ein, um die Zurücksetzung zu rächen. Unter dem alten Räuberhauptmann, jetzt „Grafen“ Charietto und einem andern Führer Namens Severian zogen, trotz der kalten Jahreszeit (es war im Januar 367) zwei Legionen gegen die erste Schar der Alamannen. Aber sie hielten dem stürmischen Angriff nicht stand, sondern stürzten in wilder Flucht davon, wobei Severian getötet ward. Charietto stellte sich den Flüchtigen zwar scheltend entgegen, ward aber ebenfalls von einem feindlichen Geschoß tödlich verwundet. Nun traf der Reiteroberst Jovinus ungewöhnliche Anstalten, um die gefährlichen Feinde zurückzuwerfen. Er überraschte zunächst einen Barbarenhaufen in der Nähe von Scarponna (Charpeigne) bei Metz und vernichtete die Ahnungslosen, ehe sie zu den Waffen greifen konnten. Eine zweite Schar überfiel er eben so unverhofft,

als sie sich an der Mosel ausruhte. Die einen badeten gerade im Flusse, andere ordneten ihr rötliches Haar, viele lagen zechend umher. Jovins Soldaten hieben fast alle nieder. Und es gelang ihm auch einen dritten, sehr starken Gewalthaufen zu vernichten, den er bei Catalauni (Châlons an der Marne) traf. Nach langem, blutigem Kampfe, in welchem 6000 Alamannen fielen, flohen die übrigen im Dunkel der Nacht.

Aber auch im geheimen schlich der Mord. Ohne Zweifel mit römischem Geld bestochen brachte ein alamannischer Knecht seinen König Withikab, einen Sohn Wadomars, von kränklichem Körper, aber starkem Geist, ums Leben. Der Mörder floh nach seiner Greuelthat auf römisches Gebiet. Trotz aller Verluste war das Volk der Alamannen ungebeugt und Valentinian fand es schon 368 notwendig, selbst mit gewaltiger Heeresmacht den Rhein und den Main zu überschreiten. Er traf zunächst keine Menschen, sondern nur bestellte Felder und wohlgehaltene Gehöfte; die Bewohner waren in die Wälder geflüchtet. Bei Solicinum (Schwetzingen?) zeigten sich die Alamannen endlich. In der Schlacht wäre Valentinian fast ums Leben gekommen. Lange währte das Handgemenge, denn die Germanen hielten sich trefflich. Doch ihre Schlachtreihe wurde auseinandergesprengt, viele wurden niedergehauen. Damit begnügte sich der Sieger und kehrte nach Gallien zurück. Ein Versuch, den Alamannenkönig Makrian in Wiesbaden, wo er Heilung von einer Krankheit suchte, zu überfallen, scheiterte durch das lärmende Ungestüm der römischen Soldaten. Den kranken Fürsten retteten seine Getreuen auf einem Wagen, und Valentinian rächte sich für das Mißlingen seines Planes durch Brandschatzung des feindlichen Landes. Er suchte nun den Rhein durch Anlegung neuer Kastelle und Verstärkung alter zu befestigen; an den Grenzwall dachte er nicht mehr, sondern erkannte den Strom als Grenze an. Bald aber brachen wieder Alamannen über den Rhein, Sachsen von der See her in das Reich ein. Durch schändlichen Verrat wurden letztere vernichtet, den Alamannen hetzte Valentinian ihre nordöstlichen Nachbarn, die Burgunden, auf den Hals, um den „Übermut des Königs Makrian zu brechen." Der Geschichtschreiber Ammian giebt bei dieser Gelegenheit seiner Verwunderung darüber Ausdruck, daß „diese unbändige Nation, trotz der unzähligen Verluste in den endlosen Kämpfen der Jahrhunderte, doch immer wieder zu solcher Volkszahl heranwachse, als ob sie seit Jahrhunderten nie ein Verlust getroffen hätte." Die Burgunden sollten die Alamannen vom Rücken her angreifen, während Valentinian von vorn über sie herfallen wollte. Dem gemäß brachen sie auch in das alamannische Land ein, aber der Kaiser erfüllte, aus unbekannten Gründen, seine Zusage nicht. Die Burgunden kehrten enttäuscht und zornig wieder heim. Der Kampf gegen die „mit überschwellend angewachsener Kraft" die römischen Grenzen bedrohenden Alamannen begann aufs neue. Ein Plan,

sich der Person des gewaltigen Makrian zu bemächtigen, schlug fehl, da die treuen Gefolgsmannen ihren König retteten. Nun suchte Valentinian das alte Hausmittel des Tiberius hervor, Zwietracht unter den Feinden zu säen, und setzte den Bukinobanten (Buchengauern), einer alamannischen Völkerschaft gegenüber Mainz, einen König an Stelle des auch hier herrschenden Makrian; aber der Herrscher von Römers Gnaden ward sehr bald zum Lande hinausgejagt. Endlich wußte sich der Kaiser, der gegen die aufrührerischen Quaden zu Felde ziehen wollte, keinen andern Rat, als daß er den gefürchteten Alamannenkönig sehr höflich zu einer Unterredung am Ufer des Rheines, Mainz gegenüber, einlud. Wirklich erschien er an dem bestimmten Tage, in stolzer Haltung, mit hoch emporgeworfenem Haupte, unter gewaltigem Waffengetöse seiner Gefolgsmannen am rechten Stromufer, dem kaiserlichen Hauptquartier gegenüber. Nun bestieg Valentinian, ebenfalls von einem stattlichen Gefolge begleitet, einige Rheinkähne, fuhr hinüber und betrat das Land, weithin kenntlich durch die blitzenden Feldzeichen. Die Germanen empfingen ihn ohne sonderliche Ehrfurcht mit ungestümen Gebärden und höhnischem Gemurmel; sie wußten wohl, daß dem Herrn des Weltreichs, der jetzt wohl oder übel sich zu ihnen herüber bequemte, mehr als ihnen an einem endlichen Friedensschluß gelegen war. Endlich legte sich das Getöse. Der Kaiser unterredete sich lange mit dem Könige, viel wurde hin und her gesprochen; zuletzt schlossen beide Fürsten Freundschaft — es mag dem Römer schwer angekommen sein den „Barbaren" als seinesgleichen zu behandeln — und bekräftigten ihren Vertrag durch einen feierlichen Eid. „Als dies vollbracht war," erzählt Ammian, „zog sich der König, der bisherige Anstifter gar mancher Unruhen, besänftigt in sein Reich zurück, von nun an unser Verbündeter. Und wahrlich, er hat bis an sein Lebensende rühmliche Beweise treuer und zuverlässiger Gesinnung abgelegt." Valentinian begab sich nach feierlichem Abschluß des Vertrages nach Trier ins Winterlager (374). Makrian, der von nun ab sich als ein ebenso aufrichtiger Freund der Römer erwies, wie er vorher ihr unermüdlicher Feind gewesen war, ist später bei einem Zug ins Land der Franken ums Leben gekommen, wo er von dem kriegerischen König Mellobaudes in einen Hinterhalt gelockt und erschlagen wurde.

Der Kaiser fand schon im folgenden Jahre seinen Tod. Es galt die unruhigen, räuberischen Quaden gründlich einzuschüchtern. So zog er denn im Frühling 375 nach der mittleren Donau und bezog das von den Feinden arg verwüstete Carnuntum. Hier vollendete er in drei Monaten die notwendigen Rüstungen, sandte zunächst seine Feldherren (unter ihnen den Germanen Merobaudes) in das Quadenland, um es zu verheeren, folgte dann rasch selbst nach und drang von Aquincum (Alt-Ofen) in das

Gebiet der Feinde ein. Das Volk freilich flüchtete sich in Berge und Wälder, er mußte sich daher damit begnügen alle Flüchtlinge, die ihm in die Hände fielen, töten und die quadischen Ortschaften verbrennen zu lassen. Nachdem dies von seinen Soldaten gewissenhaft besorgt war, bezog er in Brigetio (Szöny unweit Komorn) das Winterlager. Hier erschienen Gesandte der Quaden, um Frieden zu bitten, mit dem Versprechen Hilfsvölker zu stellen und andre Zugeständnisse zu gewähren. Sie wurden vorgelassen. „Da standen sie nun mit gebeugtem Rücken, von banger Furcht erfüllt, und brachten die gewöhnliche Ausrede vor, behaupteten, nicht unter Zustimmung ihrer Fürsten seien die Vergehen gegen Rom begangen worden, sondern die Raubzüge auf römisches Gebiet rührten von einzelnen Räuberbanden her, die an der äußersten Grenze ihres Gebietes an der Donau hausten." Zugleich gaben sie zu verstehen, das von ihrer Seite Geschehene werde mehr als aufgewogen durch die vertragswidrige Anlage einer römischen Schanze in ihrem Gebiete, wodurch die Gemüter des Volkes heftig erbittert worden seien. Aber diese Entschuldigung reizte den leidenschaftlichen Valentinian zu maßlosem Zorn. Schnaubend vor Wut schalt er das ganze Volk der Quaden als undankbar und der erhaltenen Wohlthaten unwert. Aber plötzlich stockte seine Rede, sprachlos, mit glühendem Antlitz stand er wie von einem Blitzschlag getroffen da. Mit einem Male brach ihm Blut aus Nase und Mund, Todesschweiß ergoß sich über ihn, er sank in die Arme seiner entsetzten Diener, die ihn in sein Gemach trugen, wo er nach schwerem Todeskampfe seinen Geist aufgab. Er hinterließ die Vollendung seines mühseligen Lebenswerkes, die Sicherung der Reichsgrenze vor der einbrechenden Hochflut der Germanen seinem siebzehnjährigen Sohn Gratian und einem vierjährigen Kinde, seinem Söhnlein Valentinian dem Zweiten. Daneben herrschte des verstorbenen Kaisers Bruder Valens.

Unter diese Regierung und zwar schon ins nächste Jahr (375) fällt der gewöhnlichen Annahme nach*) ein Ereignis von den unermeßlichsten Folgen: der Einbruch der mongolischen Hunnen in Europa, welcher zunächst allerdings nur einen Teil der Ostgermanen unmittelbar traf, allmählich aber die ganze nördlich der Donau wogende Völkerwelt in gewaltsame Bewegung versetzte und dadurch dem römischen Reiche den ohnehin unvermeidlichen Untergang beschleunigte. „Nur zwei Gebiete," sagt Kaemmel, „hatten die Germanen dem römischen Reiche wirklich entrissen, die Zehntlande und Dacien" (jene die Alamannen, dieses die Westgoten), „nirgends hatte ihre Herrschaft Rhein und Donau überschritten. Aber in immer dichteren Massen bedeckten seit dem Ende des zweiten Jahrhunderts

*) In Wahrheit wohl schon ein paar Jahre früher, nämlich ins Jahr 372.



germanische Ansiedlungen die Grenzprovinzen des Reichs. Ganze Stämme, wie die salischen Franken, die Wandalen und die Goten Wulfilas" (die Franken am Niederrhein, die Wandalen seit etwa 330 in Pannonien, die sogenannten kleinen Goten d. h. die christlichen Westgotengaue unter dem Bischof Wulfila seit 348 in Mösien, in den Vorbergen des Balkan südlich von Nikopolis d. i. Tirnowa) „waren als Föderaten (Bundesgenossen) eingewandert, in geschlossenen Bezirken wohnten die Läten (s. oben S. 258) fast über ganz Gallien zerstreut, zu Tausenden fronten germanische Kolonen römischen Grundherren, ganz abgesehen noch von den Hunderttausenden germanischer Sklaven, deren kaum ein vornehmes römisches Haus entbehrte. Aus diesen eingewanderten und freien Germanen gingen andre Tausende hervor, welche im römischen Kriegs- und Staatsdienste standen, die glänzendsten und zuverlässigsten Truppenteile, die treue Leibgarde der Kaiser, strahlend im blondem Gelock und funkelnder Rüstung, die tüchtigsten Feldherrn, selbst hohe Beamte, sie alle treue Diener und feste Stützen des Kaisers, den sie nach ihrer heimischen Auffassung als Gefolgsherrn ehrten (s. S. 82 f.). Wie so die Germanen auf das Reich einwirkten, so erfuhren auch sie den Einfluß Roms. Jene tapferen Krieger waren doch alle mehr oder weniger romanisiert, ganze Scharen auch freier Germanen wurden fortwährend in römisches Interesse gezogen und verbraucht, und auch das Christentum verknüpfte sie mit Rom. Dauerte diese Entwicklung ungestört fort, so war die römische Gesittung wahrscheinlich noch lange imstande, die bereits angesiedelten und neu einströmenden Germanen allmählich zu entnationalisieren, das alternde römische Volkstum damit aufzufrischen, die freien Stämme zwar nicht zu unterwerfen, aber untereinander zu verhetzen oder im römischen Dienste ihre überquellende Volkskraft aufzureiben. Eine staatliche Neubildung, von der die Zukunft Europas abhing, wäre dann wenigstens nur sehr langsam erfolgt. Sie war nur möglich, wenn das römische Reich zertrümmert wurde, und das konnte nur ein Massenstoß der freien Germanen bewirken. Ihn veranlaßt zu haben, das ist die weltgeschichtliche Bedeutung der Hunnen."

Die große Zeit der Wanderungen, die nun anbricht, hat teilweise selbst die abgelegenen Westgermanen gewaltsam über die Grenzen ihrer bisherigen Wohnstätten hinausgetrieben: ein Teil der Sueben ward bis nach Spanien verschlagen, die Sachsen besetzten den südlichen Teil Britanniens, die Franken drangen tiefer in Gallien ein. Vor allem aber sind es die Ostgermanen: Goten, Wandalen, Langobarden und andre Stämme die, gleichsam mitten im Strome schwimmend, in heldenhafter Jugendfrische die Brust dem Schicksal entgegenwarfen, das sie hoch emporhob und ihren

Namen mit unsterblichem Ruhme umkleidete, um sie zuletzt zu zermalmen. „Es war," nach Freytags schönen Worten, „ein schweres Erdenschicksal, welchem die Nation in jugendlicher Kraftfülle entgegenzog. Kein Zeitraum der Vergangenheit regt noch jetzt, nach anderthalb Jahrtausenden, so starkes Schmerzgefühl auf, als die Periode des Römersturzes und der beginnenden Germanenherrschaft in den Ländern alter Kultur. Die große Hälfte einer hochbegabten Nation sollte untergehen, damit der Rest ihrer Stammgenossen die Erbschaft des Altertums antreten durfte. Und dies Erbe selbst, wie sehr mußte es zerschlagen und verwüstet werden, bevor der letzte Bruchteil den Überlebenden zu gute kam. Zuerst fraß das Schwert der Römer, dann brachten Kultur und verdorbene Sittlichkeit den Eroberern Untergang, bis allmählich die antiken Überlieferungen so klein wurden, so unschädlich und so dem deutschen Wesen angepaßt, daß die Germanen damit hauszuhalten vermochten. Teuer wurden die Anfänge der Bildung, in welcher wir aufblühn, mit dem Blute unsrer Ahnen bezahlt."

Von den Thaten und Leiden der germanischen Stämme während der Völkerwanderung werden die folgenden Bücher mannichfaltigere und farbenprächtigere Bilder entrollen können, als die Schilderung der Urzeit vermochte. Riesengroße Leidenschaften, harte Tugend und grauenhafter Frevel ringen gegen einander; ein düsterer, unheimlicher Geist scheint zuweilen die Menschen zu rasendem Thun zu reizen; dazwischen aber steigen hehre, lichte Gestalten auf, Segen verbreitend im blutigen Gewühl; durch das Schwertergeklirr, durch das Jauchzen der siegenden Helden und das Stöhnen der Sterbenden klingt dann rührend und seltsam ein weicher Ton des Friedens, ein Wort zartesten Gefühls. Und mitten unter den Stürmen der wildbewegten Zeit schlägt die Religion feste Wurzeln, die wohl schon an hunderttausend Einzelnen die unendliche Fülle ihrer beseligenden, wundenheilenden Kraft bewährt hatte, die aber den alten Römerstaat als ein für ihren Inhalt gänzlich ungeeignetes Gefäß zerbrechen mußte und der völligen Zersetzung entgegenführte, und die erst in den rein und stark empfindenden Herzen der Germanen und deren einfachen Staats- und Lebensverhältnissen den fruchtbaren Boden fand, auf dem sie zum völkererhaltenden, welterquickenden Wunderbaume erwachsen konnte: die Religion der Liebe, das Evangelium vom menschgewordenen Gottessohn Jesus Christus. Gerade weil der alte Wotansglaube mit allen seinen Fasern im Boden der Heimat wurzelte, mußte er bei Auswanderung seiner Anhänger in ein fremdes Land schwere Einbuße erleiden; hier walteten nicht mehr die trauten Götter des deutschen Waldes; götterlos und verzweifelnd suchte der Ostgermane neuen sicheren Halt, an den er seine glaubensdurstige Seele klammern könnte; und er fand ihn, traulicher, herzerwärmender, tröstlicher, als ers je geahnt, und nahm ihn freudig in sich auf, während der

Westgermane, der sich in der alten Heimat auf Schritt und Tritt vom Walten der vaterländischen Gottheiten umwebt sah, zäher und hartnäckiger die Treue gegen die großen und kleinen Gewalten bewahrte, die ihm das Leben in Haus und Hof, in Feld und Wald, in Frieden und Krieg ausfüllten. Aber auch ihm lag etwas tief auf dem Grunde des Herzens, das dem Christenglauben verwandt war; es ergriff ihn mit milder Gewalt, wenn der fremde Bote oder der bekehrte Nachbar begeistert erzählte von dem wunderbaren Manne, der der Mächtigste unter der Sonne hätte sein können und doch freiwillig als der Ärmsten einer unter den Sterblichen wandelte, der die herrliche Himmelshalle des Vaters verließ und herniederstieg auf die Erde, die Traurigen zu trösten und die Mühseligen und Beladenen zu erquicken, der alles Erdenleid litt und den bittern Tod starb, damit alle, die an ihn glaubten, der ewigen Herrlichkeit teilhaft würden. Und wenn der rechte Mund die neue Lehre verkündete und die rechte Stunde kam, wo das Herz sich öffnete, dann wich dem Deutschen die alte grübelnde Sorge um das Los, das ihn treffen würde nach dem Tode; er erkannte verwundert, daß auch der neue Glaube standhaft im Leid, stark in der Schlacht, freudig in der Stunde des Abscheidens machte, und er gelobte sich dem neuen Gott mit Leib und Seele zu eigen. Und dieses Gelübde ward vielleicht in einem noch ernsteren, inbrünstigeren Sinne abgelegt und gehalten als das des Ostgermanen — vom Griechen und Römer nicht zu reden —, dem die Lösung vom heimischen Boden es erleichterte auch den heimischen Göttern den Abschied zu geben.



